Alsatia

für

1850.

von

August Stöber.

Zweite Auflage.

Inhalt:

Stuttgart,
bei Franz Köhler, Buchhändler.
1851.

Neujahrs-Stollen

auf

1850.

Herausgegeben

von

August Stöber.

Mülhausen,
Gedruckt bei J. P. Rißler.
Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses.

Dem Leser.

In Straßburg, meiner lieben Vaterstadt, und in einem guten Theile des Elsasses, ist es Sitte, sich zum Neujahr, einen mit Rosinen und Meertrauben gespickten Milchweck, Stollen genannt, zu schenken.

Wenn in dem geistigen Stollen, welchen ich hier meinen Lesern zum Neujahr 1850 anbiete, zwischen den Rosinen und Meertrauben, hie und da, vielleicht ein Mücklein, miteingebacken worden ist, so mögen sie mir's nicht allzuhoch aufnehmen; die Thierlein wären dann ohne meinen Willen in den Teig gefallen, was auch dem ehrlichsten Bäcker geschehen kann. Wenn ihnen deswegen nur das Gebäcke selbst nicht gar zu unschmackhaft vorkömmt!

Unter dem Titel Neujahrs-Stollen, beabsichtige ich, auch künftighin, meinen werthen Landsleuten, bescheidene Mittheilungen zu machen, aus dem Gebiete der elsässischen Geschichte, Sage, Sitten, Gebräuche, Volksvorurtheile, Sprache, Literatur und Kunst; und, finde ich die nöthige Unterstützung, so soll, Ende Juni jedes Jahrs, ein zweites Heft, als Johannis-Feuer, erscheinen.

Wenn man sein Land recht lieben will, so muß man es vorerst, in allen seinen Beziehungen, recht kennen, und wenn man in der Gegenwart recht tüchtig für die Zukunft arbeiten will, so kann einem die Vergangenheit manch heilsamen Fingerzeig geben.

Der Verfasser.

Mülhausen, 1. Dezember 1849.

I.

Schilderung des Elsasses,

in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts,

von

Sebastian Münster,

(geboren zu Ingelheim, am Rheine, 1489; gestorben an der Pest, zu Basel, 1552.)

Diese Schilderung unsers Heimatlandes, von einem warmen und begeisterten Freunde desselben, die ich an den Eingang meines Büchleins stelle, ist der, immer seltener werdenden, Kosmographie (Cosmographey) des oben genannten Basler Professoren, Sebastian Münster, entnommen, welche, in erster Auflage, bereits im Jahr 1544, und seitdem noch viermal in der deutschen Originalsprache, so wie in französischer und lateinischer Uebersetzung, erschienen ist. Sie beginnt das 135ste Kapitel und führt folgenden Titel: „Von dem Elsaß, vnd seiner grossen Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mög verglichen werden.“ — Die nachfolgende Stelle ist aus der, in Basel 1592 erschienenen, bey Heinrich Petri gedruckten Ausgabe, und nach dem schön erhaltenen Exemplar der öffentlichen Stadtbibliothek daselbst, mitgetheilt.

— — Diß Land wird getheilt in daz Ober vnd Nider Elsaß. Das Ober stoßt an daz Sunggöw, hat viel Herrschafften, anfangs gegen Thann vnd Sennheim des Abts von Mürbach Herrschafft, nemlich Watwyler, Gebwyler, vnnd andere Flecken, darnach die Mundath, alß Sultz, Rufach,

vnnd anders dem Bischoff von Straßburg zugehörig. Vnd gleich daran die Landtgraffeschafft im Obern Elsaß, nemlich die Statt Einßheim (Ensisheim), mit etlichen Dörffern. Die Landgraffeschafft kam an Graffe Albrechten von Habspurg, König Rudolffs Vatter, Anno 1200 vngefehrlich. Das Landt Elsaß stoßt gegen Orient an den Rhein, aber im Occident endet es sich an daz groß Gebirg Vosagum, daz ob Thann anfacht, vnd geht herab biß gen Weissenburg. Der Begriff zwischen dem Rhein vnd dem Gebirg ist dreyer Meilen breit, aber bey Hagenaw ist es etwas breiter: dann da thut sich daz Gebirg 5 Meilen ferr (ferne) von dem Rhein zu.

Es kommen viel Wässer auß diesem Gebirg Vosago vnd lauffen durch daz Landt dem Rhein zu, nemlich die Tholder (Doller): von Maßmünster, die Lauch von Mürbach bei Gebwyler, die Fächt bey Türckheim. Die Brüsch von Schirmeck neben Molßheim, vnd durch Straßburg, die Sorn durch Zabern, die Mater (Moder), von Neuweyler durch Hagenow, die Sur durch den Forst, von dem Surburg der Flecken vnd alts Closter, aber jetzundt ein Weltlicher Stifft, den Nammen hat; wie auch Lauterburg von der Lauter, die hinder Weissenburg auß dem Gebirg kompt, jhren Nammen vberkommen hat, vnnd andere viel mehr Wasser; aber der fürnemest Flussz ist die Ill, das laufft der lenge nach durch daz gantz Elsaß, nimpt sein vrsprung ins Sunggöw, hinder Altkirch, vnd Benfelden biß gen Straßburg, da kompt es erst in den Rhein, vnnd faßt aber vorhin alle Wasser die auß dem Gebirg kommen, als da ist die Larg bey Ilfurt, die Tholder bey Iltzach, die Thur bey Einßheim, die Mürbach bey Horburg, die Ombach bey Rufach, die Fach (Fecht) zu Colmar, vnnd andere mehr.

Nun wie fruchtbar daz Elsaß sey, magst du darauß mer-

cken, daß in dem engen Begriff (Flächeninhalt) alle jar ein solch groß Gut von Wein vnnd Korn gefellt, daß nicht allein darvon seine Eynwohner der trefflich viel sind, zu leben haben, sondern man führt darauß mit Schiff vnnd mit Wägen den köstlichen Wein, in Schweitzerlandt, Schwabenlandt, Bayerlandt, Niderlandt, vnnd in Engellandt. Im Sunggöw (wie gemeldt ist) ja im gantzen Elsaß auff der ebne wechßt ein groß Gut von Korn, darvon Lothringen, Burgund vnnd Schweitzerlandt auch zu essen haben.

An dem Berg kocht sich der gut Wein, vnnd auff der ebne wechßt das Korn vnnd viel fruchtbarer Bäum. Man findt auch gantz Wäld mit Kestenbäumen in den Bergen. Darzu weißt man wol wie so groß Gut järlich von Sylber in dem Leberthal gegraben wirdt. Es sind da nicht minder dann dreyssig Sylbergruben, die haben all jhre besondere Nammen, wie ich bald anzeigen will. [1])

Weiter was köstlicher Weyd in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die guten Münsterkäß so man darauß bringt, vnd daß ich es mit kurtzen worten sag; es ist in dem gantzen Teutschen Landt kein Gegenheit (Gegend), die diesem Elsaß möchten verglichen werden. Man findt wol Länder in Teutschland da besser Wein wechßt, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nicht darbey solchen vollen Brotkasten vnd lustige Obsgärten wie das Elsaß. Dann in diesem Landt findest du in dem Gebirg kein ort das nicht erbawen (bebaut) sey mit Flecken, Weingärten oder Ackern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sümpfig, hat daselbst gute Weyd für das Viehe.

---

[1]) Nemlich in den drei nachfolgenden Kapiteln, wo die Silberwerke von Mariakirch und ihr Betrieb weitläufig beschrieben werden.

Bedrückung der Schweizer und ihrer Verbündeten, ausgewichen war, wandte sich letzterer an den reichen, eroberungssüchtigen Herzog Karl von Burgund, der nicht nur mit dem Plane einer vollständigen Wiederherstellung des Königreichs Burgund umging, sondern seine Blicke selbst auf Frankreichs Krone richtete. Er bezahlte an die Eidgenossen, die ihnen von Sigmund im Waldshuter Frieden, 1468, zugesprochene Entschädigung von zehntausend Gulden, und noch achtzigtausend Gulden an Oesterreich, und erhielt dafür, als Unterpfand: die Grafschaft Pfirt, so wie alle österreichischen Gebiete im Sundgau, Elsaß, Breisgau und Schwarzwald.

Die Uebernahme geschah im Jahr 1469, und es wurde zum Statthalter und Vogt über diese Herrschaft gesetzt, der burgundische Haushofmeister Peter von Hagenbach.

Gegen allen Vertrag, machte dieser Landvogt, der einer ungemessenen Herrschsucht, einer gränzenlosen Hoffart fröhnte, die drückendsten Forderungen an Stadt und Land; so daß er bald der Gegenstand des allgemeinen Schreckens, aber auch des allgemeinen Hasses wurde. Mit Kindern und Greisen, Frauen und Jungfrauen, mit Bauern, Stadtbürgern und Rittern, mit Pfaffen und Laien, trieb er allen bösen Muthwillen, den sein teuflischer Sinn ihm eingab. Das Land und die Städte beschwerte er widerrechtlich mit dem Böspfennig [1]) und andern harten Steuern.

---

[1]) „Der Peter von Hagenbach der Landvogt gebot in allem lande und stetten in sinem gebiete von jeder maß Wynes ein rappen zu geben, derselbe rapp wart genant der böspfennig, bis was ein gros schatzung.“ Königshoven, S. 371.

„Den bösen pfennig wollt er han,
und fieng vil nuwer schatzung an.“

(Altes Lied v. P. v. Hagenbach; S. Scherz, Glossarium german. fol. 175.)

Als dieß nun einige brave Männer von Thann nicht dulden, sondern bei ihren Freiheiten und Gerechtigkeiten bleiben wollten, ließ er eines Morgens, unverhofft, einen Theil von ihnen auf's Rathhaus führen, nahm ihnen die Waffen ab, und ließ sie schwören, das Rathhaus nicht eher zu verlassen, als bis er es ihnen erlauben würde. Unterdessen gebot er die andern, dreißig an der Zahl, nackt und gebunden auf den Marktplatz zu führen und vier derselben zu enthaupten. Die Leiber der Ermordeten ließ er, zum Schreckniß der Bürgerschaft, [1]) etliche Tage lang auf der Gasse liegen. Graf Oswald von Thierstein, Hans Erhard von Reinach und noch andere Ritter und Knechte, waren bei dieser unerhörten Gewaltthat zugegen gewesen, ohne daß es einer von ihnen gewagt hätte, Einsprache dawider zu thun.

Den inländischen Adel machte er sich jedoch nach und nach ebenfalls zum Feinde, indem er ihm seine Waidrechte und andere Freiheiten entriß. Denen von Straßburg und denen von Basel und andern Städten, besonders aber den Straßburgern, schrieb er, sie dürften fürderhin weder Rath noch Ammeister mehr machen: „er wolle schon kommen und ihnen einen setzen, der weder ein Bender, Schnider oder Schuhmacher wäre, der muste ein hertzog von Burgundy sin.“ [2])

Denen von Mülhausen erklärte er, sein Herr von Burgund sei der mächtigste in der Christenheit, der habe das ganze Land zu seinen Handen gebracht, er könne sie besser als irgend jemand beschirmen, denn niemand vermöchte es,

---

[1]) „Zu Schmach und Forcht der Menschheit . . . Dergleich und ander unverdiente Grimm-Töde vollbracht er an mengem Biderman, armen und richen.“ D. Schilling, S. 81.

[2]) Königshoven, S. 371. — Bender bedeutet wohl Bandmacher, Bandwirker.

sich ihm zu widersetzen. Nun sei aber Mülhausen die Hauptstadt des Landes und dieweil ihre Bürger mit Bern verbunden und Schweizer wären, „so könd man sy anders niendert für schetzen noch halten, dann für einen **Kuhstall**,“ wollten sie sich aber dem Herzog von Burgund unterwerfen, „als sy danne billich tetent, so wurde ihr Statt ein **Ros-Garten**, und ein Crone im Lande genannt, und sin Herr von Burgunn wurde sy alle begaben, und rich machen, und vor denen von Bern und Sollotern, den Schwitzern, wol beschirmen.“ [1])

Diesen Antrag, welchen Hagenbach der Stadt Mülhausen zu Ende des Jahres 1472 gemacht hatte, so wie die Erneuerung desselben, zu Anfang des folgenden Jahres, wiesen der freiheitliebende Rath und sämmtliche Bürger auf's Entschiedenste zurück, wiewohl die Ritterschaft sich erboten hatte, Mülhausen einzuschließen und den alten Bürgermeister Dagsperger, so wie den Stadtschreiber Ruesch, zu tödten, und dadurch eine allgemeine Verwirrung in der Stadt anzuregen.

Mehr Schrecken, als des Landvogts nun folgende Drohungen, bewirkte jedoch, im Winter 1473, die Nachricht, daß Herzog Karl, in eigener Person, über das lothringische Gebirge, durch das Weilerthal, an der Spitze von fünftausend Reitern gekommen sei, und sich, am Weihnacht-Abend, in **Breisach** niedergelassen habe. Er schrieb auch von da den Mülhausern einen schmeichelhaften Brief, welche jedoch auf denselben abermals ablehnend antworteten, und bemerkten, sie müßten die Sache zuvor an den Pfalzgrafen berichten, der ihnen gerathen hatte, von jeder Unterhandlung mit Burgund abzustehen.

---

[1]) D. **Schilling**, S. 82.

Darüber erboste Karl sich nicht wenig, und da nun die Mülhauser keine Abgeordneten auf die Tagsatzung sandten, welche er den 31. Dezember zu Ensisheim angeordnet hatte, so schrieb er ihnen den 2. Jänner 1474, daß er in zwei Tagen mit seinem Heere vor Mülhausen stehen, und ihnen den verdienten Lohn „ihres Betrugs und ihres Hochmuths“ geben werde; Bürgermeister und Räthe werde er an die Schranken vor der Kirche, wo man sonst die Diebe hinstelle, aufhängen und sämmtliche Einwohner der Stadt jämmerlich hinrichten lassen.

Diese Drohung brachte Mülhausen in so größere Bestürzung, da bald die Nachricht einlief, der Herzog ziehe seine Kriegsvölker dieß- und jenseits des Rheines zusammen. Es wurde ein allgemeiner Buß- und Bettag angeordnet, und ein feierlicher Umzug von der sämmtlichen Geistlichkeit und den Bürgern, ihren Weibern, Knechten und Mägden gehalten, um den Beistand Gottes zu erflehen. Der Zug wandte sich von der Stephanuskirche zu derjenigen des deutschen Ordens, zur St. Nikolas-Kapelle, zu Unserer Lieben Frauen, zum St. Klara-Kloster, zu St. Johann, zu den Augustinern, und endlich zu der Barfüßer-Klosterkirche. In letzterer wurde ein Heiligen-Amt gehalten. Nach demselben blieben die Männer in der Kirche, um von Bürgermeister und Rath den Bericht über die Lage der Dinge zu vernehmen. Nachdem die Versammlung denselben angehört, beschloß sie einmüthig, daß die Bürgerschaft sogleich zu den Waffen greifen und Gut und Blut für die Erhaltung der Freiheit wagen solle. [1])

Karl rückte sofort mit fünftausend Mann vor Mülhausen und nahm sein Quartier in Riedisheim. Allein durch

---

[1]) Mieg, S. 103. u. ff.

starke Regengüsse und eingetretene laue Witterung, welche den Schnee in den Bergen schmelzen machte, war die Ill über Nacht aus ihren Ufern getreten, und hatte alles Feld umher ringsum also überschwemmt, daß die Stadt wie eine Insel aus dem Wasser emporragte.

Am folgenden Morgen ritt der Herzog auf den Mittelberg, um zu rekognosciren; allein er sah bald ein, daß es ihm unmöglich seie die Stadt anzugreifen, bevor sich die Gewässer verlaufen hätten, und da ihn wichtige Geschäfte nach seiner Hauptstadt Besançon riefen, so hob er die Belagerung auf und zog noch, zum allgemeinen Jubel der Bürgerschaft, desselbigen Tages weiter.

Die benachbarten Reichsstände waren aufmerksam wie es Mülhausen ergehen möchte, und sorgten, daß diese Stadt nicht in fremde Hände gerathe: deswegen wurde eine Tagsatzung veranstaltet zu Basel auf den H. Dreykönigstag, und allda erschienen die Gesandten des pfälzischen Kurfürsten und der Städte Zürich, Bern, Solothurn, Straßburg, Colmar, Schlettstadt, Oberehenheim und Kaisersperg. Diese beriethen sich, wie Mülhausen zu retten wäre; und da derselben Noth von ihrer großen Schuldenlast herrührte, so wurden Mittel vorgeschlagen, derselben bestmöglichst abzuhelfen und erkannt, daß die Bürger der erwähnten Städte, welche Kapitalien zu fordern haben, sechs Jahre Zinsen nachlassen sollten, damit auch diejenigen Zinsen berichtiget werden könnten, welche Mülhausen an Unterthanen des Herzogs Karl schuldig war, und welche auf die Zahlung drangen: so erboten sich Bern und Solothurn 700, Straßburg 600, Basel 400, Colmar, Schlettstadt, Oberehenheim und Kaisersperg 400, in allem 2100 Goldgulden vorzuschießen; wofür ihnen einstweilen das Schultheißenamt verpfändet sein sollte. Straßburg erklärte sich

das Kapital fünfziggulbenweise und ohne Zins, zurückzunehmen. — Durch die Vorsorge und edle Denkungsart der befreundeten Städte, sah sich nunmehr Mülhausen in ruhigerm Zustand und schwang sich nach und nach wieder empor: deßwegen diese Wohlthat in stetem Gedächtnisse zu erhalten. Also auch haben die Bürger, Einer dem Andern, zwei Zinse in Geld und Früchten nachgelassen. [1])

Das muthige Betragen der Mülhauser verfehlte nicht seine Wirkung auf Peter von Hagenbach zu machen. Nach dem Abzuge seines Herrn, zeigte er sich freundlicher gegen sie, und als er, am 24. Jänner 1474, zu Thann, seine Hochzeit mit einer Gräfin von Thengen, feierte, lud er dazu ein und schrieb:

„Den Ersamen Wißen Meister vnd Rät ze Mülhusen,
Minen guten Fründen.

„Min früntlich Dienst zuvor, Lieben Fründen, Nochdem vnd Ich ein Hußfrow genomen hab, bin ich in willen die uff Sunnetag nestkomend zu Huse ze fueren vnd Morendes uff Mentag zu Tann zu Kilchen ze gende (gehn) vnd wie wol ich darzu wenig Lütte berufft oder geladen hab dann allein die mit den ich in guten willen ston (stehe), dorumb so bitt ich Uech Jr wellent mir zu liebe also Uewer Ersamy Ratzbottschafft uff Sunnetag nest kommend gan (nach) Tann schicken by Mir uff der Hochzitt zu erschinen, das will ich harnach zu gutem Willen umb Uech verschulden. Dat. uff Mitwoch nest noch Sant Anthonien Tag Anno 1474.

Peter Von Hagenbach Ritt.
LandVogt vnd Hoffmeister.“ [2])

---

[1]) S. Mieg, S. 105.

[2]) Das Original dieses Briefes, so wie dasjenige des später folgenden, nebst Briefen von Karl von Burgund selbst, werden auf dem Mülhauser Stadt-Archiv aufbewahrt.

Die Stadt schickte in ihrem Namen den Bürgermeister Dagsperger und den Schreiber Johann Jakob Simmler. Die Hochzeit dauerte acht Tage lang, während welchen Hagenbach die freiwilligen oder gezwungenen [1]) Geschenke von „allmännig-lich, Rittern und Knechten, Pfaffen und Laien," in Empfang nahm.

Kaum waren vierzehn Tage herum, so schrieb er den Mülhausern abermals, um sie zur Fastnacht nach Breisach einzuladen;

„Min früntlich willig Dienst zuvor, Lieben Fründen. Es habent Ich vnd ander Herren Ritter und Knecht der Frowen zu gevallen vnd um guter Gesellschaft willen angeschlagen, zween oder drieg Tag Vaßnacht zu Brisach zu halten vnd ist geschriben uff Sambstag zu Nacht nechst vor der Pfaffen Vaßnacht do ze finde (sein), wann Ir nu diese Ding in früntlicher meynung vnd als gut Nochpuren bedecht sind, so hab ich nit wellen lossen dann Uech das verkünden, üwer Bottschafft die dann geren gut Gesellen sin wellen, ouch dehin ze schicken. Datum uff Zinstag nechst noch Sant Agathen Tag Anno 1474.

Peter von Hagenbach Ritter
Lannt Vogt vnd Hofmeister."

Mit den Mülhausern hatte er sich also, äußerlich wenigstens, wieder auf guten Fuß gesetzt, allein sonst im Lande verübte er die größten Gewaltthätigkeiten. Gleich nach dem Fastnachtfeste, nahm er die dabei anwesenden Abgeordneten

---

[1]) „Er bestimmte selbst, was er wünschte herbeigebracht zu haben: Ochsen, Kälber, Hühner, Getreide, so daß ihn das ganze Fest wenig Geld kostete." S. Strobel, III. S. 302. — Romantisch ausstaffirt findet man die Beschreibung von Hagenbachs Hochzeit, im: **Recueil de légendes, chroniques et nouvelles alsaciennes, Mulhouse 1849, p. 137 et suiv.**

von Rheinfelden beiseits und schlug ihnen vor, ihren Schultheiß, nebst den Räthen abzusetzen und ihnen neue Gesetze zu geben. Dann sagte er zu ihnen: „Seht, ihr von Rheinfelden, meines Herzogs Wille ist, daß, außer der schon lange vorhandenen Steuer, ihr, Jeder für seine Person, wöchentlich einen Rappen abtraget, von jeder Maß Wein einen Pfennig.“ Hierauf antworteten die Rheinfelder: „Wir sind nichts als Boten unserer Stadt: wir wollen, was ihr begehrt, unserm Rathe hinterbringen, dann soll euch Antwort werden.“ Allein die Antwort lautete abschlägig; ebenso erwiderten einige andere Städte des Waldes, Laufenburg, Seckingen, an welche Hagenbach dieselbe Forderung gemacht hatte. Am Bischofe von Basel, welcher sich gleichfalls weigerte die neue Abgabe in seinem Lande einzuführen, nahm er folgende Rache: Eben hatten Fuhrleute aus Pruntrutt, (Porentruy), Wein in Sennheim gekauft, und wollten ihn nach Haus bringen, da ließ Hagenbach die Knechte, sammt den Wägen und Pferden, auffangen und nach Ensisheim führen. Der Bischof berief hierauf seine Beamten nach Pruntrutt, und erklärte, daß er Alles thun werde, um wieder zu dem Geraubten zu kommen; sie versprachen ihm dazu behilflich zu sein. Doch kam der Bischof erst zu seinem Zweck, als er sich an den Herzog selbst wendete, der auch sogleich die nöthigen Befehle zur Herausgabe des Weggenommenen gab. Damals war der burgundische Herzog in Dijon anwesend und hörte von den Erpressungen sprechen, die sich sein Landvogt in den obern Rheingegenden erlaubte, da er doch bei ihm selbst immer über die Armuth des Landes sich beklagte. Karl beschied ihn, so wie die Schultheißen und Beamten aus demselben Gebiet, nach Blamont, um darüber

Gewißheit zu erlangen. Hagenbach aber, für seinen Kopf besorgt, sandte an seiner Stelle seinen Bruder Stephan. [1])

Unterdessen stellte er dreihundert Söldner an, die monatlichen Sold erhielten und ihm eidlich versprechen mußten, seine Befehle schnell zu vollziehen, sei es nun zum Tödten, Hängen, Ertränken oder sonst zu ähnlichen Verrichtungen. Diese trugen Livree, und wurden in die Häuser in Breisach vertheilt. Am linken Arm hatten sie Armband, auf dem eine Tanne stand mit drei Würfeln, VI, III und II bezeichnet, (zusammen eilf), mit der Inschrift: „Ich passe." [2])

Hagenbach's Anmaßungen und Grausamkeiten nahmen nun immer mehr zu; wer sich den Forderungen seiner Sinnenbegierden oder seiner Habsucht widersetzte, den traf alsogleich harte Strafe und nicht selten der Tod. Allein das Maß seiner Ungerechtigkeit sollte sich bald füllen. Diebold Schilling sagt hierüber in seiner treuherzigen Sprache: „Der allmechtig ewig Gott, als der dis menigfaltig Unrecht lange nit hat wellen gestatten, sunder denselben Wüttrich, des Stunde der Rach hie was (hier war, gekommen war), in die Gruben siner Untat, die er andern gemacht, fallen lassen

---

[1]) Strobel, S. 303 u. 304.

[2]) Strobel, S. 304. — Etterlin, S. 192, berichtet über die Entstehung dieser Mord-Söldlinge Folgendes: „Es begab sich hievor vff ein zytt zuo Basel, das Hagenbach vor etlicher der Eidgenossen knechten solliche schmachwort von Eidgenossen rett (redete), wo er nit entrunnen (were), Er domalen erstochen vnd zerhowen worden, wann er hatt vff die selb zytt sine diener bekleydet mit brun, graw, vnd wissen Röcken zerhouwen (zerhauen, d. h. durchschlitzt) mit simwelen (runden) löchern, vnd vff die Ermel ein lyberig (Liberei, Stickerei) lassen machen, namlich dryg (drei) würffell, darumb ein spruch darin stuond, Ich Paß, der meynung mit den Eidgenossen ze spielen, die aber demnach Achtzene wurffend, dar durch (dadurch, wodurch) er das spyl verlor."

hat, und in (ihn) glich Lucifero, durch sin ungerechte Hochfart von dem Stul sines Gewaltes abstürtzen wolt, hat ihm des alles gewaltiglichen wellen unterziechen."

Die verpfändeten Lande hatten schon lange eingesehen, daß auf dem Wege der Güte und Vorstellung mit dem halsstarrigen und tyrannischen Landvogte nichts auszurichten sei; sie hatten sich deswegen schon mehrere male an Herzog Karl selbst gewandt, allein da war ihnen wenig Trost hergekommen. — Endlich brach ihnen die Geduld; sie baten den Herzog Sigmund von Oesterreich, ihren rechtmäßigen Oberherrn, er möge doch dem Landvogt von Burgund ernstliche Vorstellungen über sein Betragen machen. Sigmund that es sogleich und schrieb an Hagenbach: „er solte im sin lüte nit so hart halten, er solt sy by altem rechten lassen bliben, als sin Herr der hertzog von Burgundy versprochen hett noch des brieffes besage (d. h. nach den Bedingungen des eingegangenen Vertrags)." [1]) Da ward aber Peter von Hagenbach noch zorniger und that dem Land und den Leuten noch viel mehr zu Leide.

Nun schloß Herzog Sigmund einen Bund mit den Eidgenossen, mit der Stadt und dem Bischofe von Basel, mit der Stadt und dem Bischofe von Straßburg, mit den Städten Kolmar, Mülhausen, Kaisersperg, Schlettstadt, Münster, Türkheim, Oberehnheim und Rosheim. [2]) Zuerst (den 21. Hornung 1474) kamen die Gesandten dieser Städte in Basel und sodann, den 27. März in Konstanz zusammen. Hier erschienen auch die Boten des Königs von Frankreich und die Räthe des Pfalzgrafen. Es wurde ein zehnjähriger fryden, d. h. Bund geschlossen, welchem, außer den genannten

[1]) Königshoven, S. 371.
[2]) Königshoven, ebendas.

Fürsten, Bischöfen und Städten, noch andere Ritter und Knechte, Aebte und Prälaten beitraten. Man beschloß dem burgundischen Regimente ein Ende zu machen, und die verpfändeten Lande einzulösen. Deswegen erboten sich die Städte, die dem Herzoge Sigmund von Karl von Burgund geliehenen achtzigtausend Gulden vorzustrecken und dieselben, was auch in der Folge geschah, in Wechseln auf die Münzstätte von Basel zu legen.

Bei der Kunde von diesen Beschlüssen kam Herzog Karl außer sich vor Wuth, machte den an ihn abgesandten Boten alle möglichen Einwendungen, und wollte den Pfandschilling durchaus nicht annehmen. Die Boten sagten aber, sie hätten nichts mit ihm zu verhandeln, sondern ihn blos von den Verhandlungen in Basel und Konstanz in Kenntniß zu setzen. [1])

Die Nachricht, daß die Lande frei seien, verbreitete sich mit Blitzesschnelle in allen Städten und Gauen; alles athmete frisch auf, nach dem langen Drucke, wie nach einer schweren Gewitterschwüle: in Basel ertönten alle Glocken, und zahlreiche Freudenfeuer, die alten Zeichen der Freiheit und Freude, loderten von Berg zu Berge. Die Sundgauer waren nicht die letzten, das Joch abzuschütteln. „Do das die im Sunckouw (Sundgau) sohen," sagt der alte Königshoven, „und wustent das das gelt zu Basel lag, do woltent sy dem hertzog von Burgundy und sinem lantvogt nit me gehorsam sine (sein), und meyneten sy werent der eyde ledig." [2])

Durch all' diese Vorgänge war auch Hagenbachs Muth gesunken; er mochte eine Ahnung davon gehabt haben, daß sein Stündlein bald schlagen würde, denn er führte seine Gattin,

---

[1]) Strobel, S. 307. — Königshoven, S. 371.
[2]) Ebendas. —

nebst seiner vorzüglichsten Habe, in ein Schloß, das in Lothringen lag, und begab sich selbst zu seinem Herrn, um Hülfe zu verlangen, welche dieser ihm jedoch ausschlug, da er sein Heer nicht verringern wollte. Der Landvogt mußte sich also mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln begnügen, um seine Tyrannei, da wo er noch konnte, an's Ende zu treiben.

Da das Ober-Elsaß, der Sundgau und die Schweiz sich bereits nicht mehr viel um seine Herrschaft bekümmerten, und er sich zu schwach fühlte, ihre Weigerungen des Gehorsams zu bekämpfen, so wandte er sich wider die österreichischen Unterthanen. Und da er, wegen dem, zwischen Sigmund von Oesterreich und den Eidgenossen geschlossenen Vertrage, vor den letztern am meisten auf seiner Hut sein mußte, so zog er, in der Charwoche desselben Jahres (1474), mit einem starken Kriegshaufen nach Breisach, im Breisgau, mit dem Vorsatze diese Stadt zu befestigen.

Am Charfreitage drang er mit seinen Soldaten und dem Henker in die Kirche, als eben der Pfarrer auf der Kanzel die Leidensgeschichte des Herrn vortrug, und gebot ihm herabzusteigen, oder er wolle ihm die Augen ausstechen lassen. [1])

Am Ostertage ließ er Männer und Weiber, Jung und Alt, versammeln und gebot ihnen, den folgenden Tag einen Graben zu machen. Dadurch wollte er sie vor die Stadt locken, die Thore schließen und die zurückgebliebenen Bürger tödten lassen. Allein sein Plan wurde glücklicher Weise vereitelt. Es waren damals in Breisach zweihundert deutsche Kriegsknechte und ihr Hauptmann, Vöglin genannt, wußte um das Vorhaben des Landvogts, und es erbarmte ihn des Volks. Er sagte nun zweien Bürgern: Ich will zu dem Herrn gehn

---

[1]) Schilling, S. 113.

und ihm Geld fordern für den rückständigen Sold; er wird darüber wohl zornig werden; sodann lasse ich auf die große Pauke schlagen, und das soll euch ein Zeichen sein, daß ihr in Harnisch und Waffen auf den Platz kommet und wir ergreifen ihn dann und machen allem Druck und Elend ein Ende.

Es geschah, wie verabredet gewesen, und als die Bürger den Schall der Pauke hörten, drangen sie aus allen Gassen hervor zum Markte, umringten und entwaffneten den Landvogt, welcher seine Kriegsleute um Hülfe rufen wollte, und brachten ihn, nebst Johann Wernher von Pforr, den er zum Schultheiß gemacht hatte, in gute Verwahrung. [1])

---

[1]) So erzählt Königshoven, S. 371 u. 372. — Theils nach Etterlin, theils nach einer mir unbekannten Quelle, schildert Niklas Vogt, (Rheinische Gesch. u. Sagen, Frankf. 1817, S. 66 u. ff.), Hagenbachs Gefangennehmung folgenderweise: „Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbau mit zu arbeiten. Die Ausübung dieser Bedrückungen unterbrach aber sein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und schmaußten wie an festlichen Tagen auf Kosten der Stadt. Er selbst aber hielt köstliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speisen und Getränke sich gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann, die schöne Tochter eines ehrbaren Bürgers. Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchsten Grad gestiegen. Der Vater der Geschändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte sein Elend. Dieser, aufgebracht über solche Frevelthat, und da er noch hörte, daß auch sein eigener Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete sogleich einen Aufstand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze standen, und entweder des Landvogts Befehle, oder sonst ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab sich Vögelin, nebst einigen seiner Freunde, zu dem Tyrannen selbst, und forderte die Loslassung seines Bruders. Peter von Ha-

Die Nachricht von Hagenbachs Gefangennehmung erfüllte alles Volk mit Jubel; der war so groß, daß Schilling sagt „ohn allen Zwiffel das Kind im Mutter-Libe sich fröwt" (freut).

Die burgundischen Truppen, nebst den fünfhundert Lombarden, welche die Besatzung der Stadt ausmachten, wurden alsobald vertrieben. Oesterreicher, Schweizer und Deutsche drangen ins Breisgau und Elsaß. Herzog Sigmund selbst kam an der Spitze von dreitausend Reitern, und nahm wieder von seinen Ländereien Besitz. Ueberall zog man ihm freudig entgegen, und die Jugend der Stadt Basel, woselbst ihm den 20. April ein glänzender Empfang bereitet worden war, begrüßte ihn, das Osterlied auf ihn anwendend, mit den Worten:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Deß sollend wir froh syn,
Sigmund soll unser Trost syn,
Kyrie eleison!

Wäre er nit gefangen,
So wär's übel gangen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sin böse List.
Kyrie eleison!

Nachdem nun Sigmund dem Herzoge von Burgund, die schuldigen Summen abermals angeboten hatte, empfing er die Huldigung von seinen Städten und Schlössern und er-

---

genbach war überrascht, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als seine Sklaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er Vögelins Gesuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein, und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgeworfen, u. s. w."

nannte den Ritter Herman von Eptingen zu seinem Landvogte.

Auf den Befehl seines Herrn, berief derselbe nun ein Gericht von Abgeordneten der Städte Bern, Solothurn, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Freiburg (im Breisgau), Neuenburg, am Rhein und Kenzingen, je zwei von jeder Stadt; zu denselben ernannte die Stadt Breisach noch acht ihrer Bürger, so daß das Gericht aus sechsundzwanzig Mitgliedern bestand, unter dem Vorsitze des Schultheißen von Ensisheim, Thomas Schutt. Die vorzüglichsten Anklagepunkte waren: „Peter von Hagenbach habe, gegen den Vertrag, das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrücket, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten eingeführt.“ Dagegen erwiderten die Fürsprecher des Beklagten: „daß Hagenbach einigen Aufrührern die Köpfe habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von seinem Herrn gehabt, welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geschändet, so befände sich wohl Keiner unter seinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte.“ [1])

Die Verhandlungen dauerten den ganzen Tag hindurch; Hagenbach gab sich alle Mühe, durch Red und Widerred, die Sache in die Länge zu ziehen; deswegen hatte er auch vier Vertheidiger erwählt, welche alle angehört werden sollten, „ee (ehe) das er im rechten verfaren wölt,“ (d. h. bevor er die Gültigkeit des Gerichtes anerkannte). Als die Nacht anbrach, wurden Fackeln angezündet. Nun sank Hagen-

---

[1]) Vogt, S. 68.

bach vollends der Muth; er hatte gehofft, die Sitzung würde abgebrochen und auf den folgenden Tag verlegt, wo ihm dann vielleicht Hülfe von außen käme. Das Gericht erklärte ihn jedoch einstimmig für schuldig.

Nach dem Urtheilsspruche trat ein Herold auf ihn zu, beraubte ihn seiner ritterlichen Ehrenzeichen und übergab ihn dem Henker, welcher ihm, angesichts des Volks, das Haupt abschlug. [1])

Von Hagenbachs Betragen, auf seinem Todesgange, berichtet Schilling: „Er wart also demütig, da man ihn verurteilt und ußfürt, daß er jederman durch Gottes, und siner Mutter, Magt Marien willen, bat, und anrufft, daß man ihm vergeben, und Gott für ihn bitten wolt, darburch menig (mancher) Mensch zu Erbarmend mit ihm bewegt, und wart gen Hagenbach gefürt, und zu sinen Fordern (Vorfahren) bestatt.“ [2])

Den Kopf, den man auf der Kolmarer Stadtbibliothek aufbewahrt, hielt man lange Zeit für denjenigen Hagenbachs. Diese Annahme war aber durchaus irrig, da es bekannt ist

---

[1]) Nach Etterlin, S. 195, boten sich mehr als acht Scharfrichter an, Hagenbach zu enthaupten. „Es warent me dann acht nachrichter da, so jn begertten ze richten, Aber man entpfalch jn dem von Kolmar, der waß vast (sehr) ein kleins menly (Männlein), mit einem kurtzen schwertly, der wolt jn nit annemen, bis das jm herr Herman von Eptingen vnd der Herold sin Ritterschaft als man ze tuon (thun) pfliht, abnamend, Do fuort er jn biß über die Rinbruck mit schouben (Stroh= oder Holzfackeln) vnd Torstschen (torches, Fackeln), mit nachuolgen (Nachfolgen, Begleitung) grosser menig des volckes, ze roß vnd ze fuoß, vnd schluog jm sin houpt ab. Also wurden die armen lütt vff daß mal erlößt.“

[2]) S. 119.

— Schillings oben angeführte Worte bestätigen es nament-lich — daß die irdischen Ueberreste des Landvogts, seiner Familie zugesandt worden waren. Vor einigen Jahren hat Herr Roßmann, Dekan von Alt-Breisach, zu beweisen gesucht, das jener Kopf kein anderer sei, als derjenige eines Johanniters, den die Sarazenen enthauptet, und daß diese Reliquie lange Zeit in der Kapelle des Malteserhauses zu Freiburg verehrt worden; 1679 sei dieselbe in das Münster von Freiburg gekommen, wo sie sich noch im Jahr 1796 befunden habe, und von da endlich sei sie, durch das französische Kriegsheer, mit andern seltenen Gegenständen, auf die Kolmarer Bibliothek geschickt worden. S. Gebweiler Dominikaner Chronik, herausgegeben von X. Moßmann, Kolmar, 1844, S. 82. Anmerk. des Verfassers.

Auf dem Würtembergischen Landes-Archiv, in Stuttgart, befindet sich ein ziemlich weitumfassendes Gedicht, welches Peter von Hagenbach zu seinem Helden macht. [1]) Es ist eine Papierhandschrift, in Folio, von 156 Blättern, ohne Titel, aber, den Schriftzügen nach, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Verfasser ist unbekannt; doch scheint er, seiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Oertlichkeiten nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelsässer gewesen zu sein. Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forscher Dr. H. Schreiber, in Freiburg, in seinem Taschenbuch für Geschichte und Alterthum, vierter Jahrgang, S. 316 u. ff., wo er zu gleicher Zeit, in Kürze, den Inhalt eines jeden der 148 Gesänge mittheilt.

---

[1]) S. August Schnezler, Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, Bd. I. S. 306

Auf der innern Seite des Einbandes besagten Gedichtes, sind folgende Reime zu lesen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach
Große Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befelch noch Bescheyd,
Bezahlt's zuletzt mit sinem Haubt,
Im Jahr 1474, das glaubt.“

III.

Sprüchwörter

und

sprüchwörtliche Redensarten im Elsaß, [1])

nebst Erläuterungen.

Erstes Halbhundert.

1 Zwische jischt un hott geht's grad 'nuß. [2])
Wer d' Gais annimmt, mueß sie au hüete.
Kumm i hit nitt, kumm i morje.
Eim d'Supp versalze.
5. Eine tuwetänzi mache. [3])
Gang geh Band haue! [4])
Er bloost us 'm letschte Loch.
Hinte nooch kumme, wie d'alt Fasnacht. [5])

---

[1]) Sie sind im Straßburger Dialekt gegeben; kömmt ein anderer vor, so wird's besonders angezeigt.

[2]) jischt, hüst, Fuhrmannsruf, links; hott, rechts.

[3]) Eine Mülhauser Redensart, wie auch die nachfolgende; ist von dem unsteten Herumtanzen der Tauben genommen, bei welchem sich ihr Schwanz immer im Kreise herum dreht.

[4]) Eiselein, (J. Grimm's Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit, für Schulen und Privatunterricht bearbeitet, S. 334), erklärt: Er kann Band hauen gehn, mit: Er ist verarmt und mag sich mit Hauen von Widen und Weiden sein Brod verdienen.

[5]) d. h. zu spät, hintennach kommen. Alte Fastnacht hieß der erste Sonntag in der Fasten, wo laute Lustbarkeit nicht mehr erlaubt war,

E roth's Reckel verdiene. [1])

10. d'Gäns melke. [2])

Jetz gehn d'r Katz d'Hoor us!

I kann jo zu mie'm Heu Stroh sauje.

Er hett Ynfäll (Einfälle) wie's Ylebecke Hinterhus.

Er lebt wie d'Vejel im Hanfsoome.

15. Wem's Glück will, dem kalbt der Schleghel [3]) uff der Bühne. (Mülh.) Oder:

Wem's Glück will, dem kälwert der Spalthammer uff der Kast. (Unter-Elsaß, auf dem Lande). [4])

Vun siewe Schiere-u e Latt.

Vun nien (neun) Suppe-n-e Dunkes. [5])

's geht üewwer's Bohnelied. [6])

---

und wer also erst da tanzen und springen wollte, der kam zu spät. In der Schweiz sagt man auch: „Kommen wie die Appenzeller," weil diese erst spät dem Schweizerbund beitraten; das nemliche besagt auch die Redensart: Kommen wie die Schweizer mit den Palmen. S. Eiselein, S. 331 u. 350.

[1]) Bei Th. Murner (Anfang des 16ten Jahrhunderts) „ain grawen (grauen) rock verdienen."

[2]) Sich mit fruchtlosen Dingen abgeben.

[3]) Schleghel, Schlägel.

[4]) Bei Geiler von Kaisersberg: „Wenn Gott will, so kreget, (kräht, schreit) ein Arthelm under dem banck."

[5]) Von Vielem wenig; wird besonders auch von weitlosen Verwandtschaften gebraucht.

[6]) Diese Redensart ist in der Schweiz und in ganz Oberdeutschland gebräuchlich; man führt sie auf eine Satyre gegen den Pabst und die Klerisei, von Nikolaus Manuel, aus Bern, zurück, in welcher der Anfang heißt:

> Erbarm sich got und alle chör der engel,
> Daß unser veter (Vetter) Bonenstengel
> So jung mit tod abgangen ist.

Eiselein (S. 338) widerspricht dieser Meinung, und hält dafür die Redensart komme von einer gewissen Gattung älterer Lieder, von welchen z. B. einige folgenden Refrain haben:

20. Was versteht e Kueh vun n're Muschgetnuß!
Ebb's in's Kibbes han, wie d'Buewe d'Vöjelsnester. [1])
Diß isch de Miese gepfiffe. [2])
Wenn unser Herrgott uß 'm e Mann e Narre mache will so nimmt err 'm d'Frau.
's gut Männel mache.
25. Wenn's grien schneit. Oder:
Wenn's Katze haghelt. (Mülh.) [3])
d'Sach isch g'spättert. [4])
Schimpfe wie e Rohrspatz.
Er stellt sich uff d'Hinterfieß.
30. Uf de Druese sin. [5])

Nun gang mir uß den bonen —
Waz eren hat fro (Frau) bone,
Daz man so von ir singen sol.

Mir scheint bei der Redensart „'s geht üewwer 's Bohnelied," nicht auf diese ganze Gattung von Liedern überhaupt, sondern auf ein bestimmtes Bohnenlied, wahrscheinlich eine Parodie des Originalliedes, und welches von trivialer oder gar unsaubrer Abfassung gewesen sein mag, hingedeutet zu werden. Es hat wohl damit dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Lied von Möringer, von welchem auch S. Brand, im Narrenschiff (Ausg. von Strobel, S. 204), spricht:

Schütt sie, das jr die suwglock klyng
Vnd sie den moringer jm syng.

Das Originallied vom edeln Möringer hatte durchaus nichts Anstößiges, es gab aber davon höchst triviale Parodien und Versionen. Möringer kömmt also nicht von mor, Sumpf, her und bedeutet Kothlied. Vergl. darüber: Scholl, Deutsche Literaturgesch. in Biographien und Proben. Bd. 1, S. 519.

[1]) im Kibbes han, miteinander haben.

[2]) 's ist vergebene oder nicht hinreichende Mühe; es geschieht so wenig als die Mäuse kommen, wenn man ihnen pfeift.

[3]) Renvoyer aux calendes grecques oder à la semaine des quatre Jeudis; à la St.-Jamais.

[4]) g'spättert, von Spatt, geflickt.

[5]) Druese, Hefen, la lie.

Ei'm de Kopf zwische d'Ohre setze.
Ei'm mit der Sauglock litte. [1])
Ei'm uff'm Nacke sitze. Oder:
Ei'm uff d'r Huwe (Haube) sitze. (Mülh.) [2])
35. Ei'm Dreck unter de Leime mache.
Us e're Luus e-n-Elephant mache.
Wenn e Mann e Korb wär,
Unn e Barrik e Schallbär. [3])
Mit der Fischblos! Oder:
Sunsch nix als Knepfle! Oder:
40. Mit der Schuchbürste! (Mülh.) Oder:
Jo Katzeknewle! (Mülh.) [4])
's isch weje d'r Fuehr. Oder:
's isch vor d'Fuehr.
's isch vun weje de Welle.
45. Im Dunkle isch guet munkle.
Er kummt an wie d'Sau im Juddehuus.
Wenn de nit zefridde bisch, so steck e Steckel derzue.
Do sitze wie drei un elf.
Do stehn d'Ochse-n-am Berrj.
50. Jetz isch's uß un Ame! (Amen).

---

[1]) Mit groben Worten kommen.

[2]) Man sagt deswegen auch: Geh merr vum Nacke, und gang merr ab der Huwe. (Mülh.)

[3]) Bürger sagt: „Der Mann der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht."
Barrik, Perüke; Schallbär, Stoßkarren.

[4]) Diese vier Redensarten sind scherzhafte Verneinungen oder abschlägige Antworten. — Katzeknewle, Katzenknoblauch.

IV.

Die Sage vom Irrkraut. [1])

Im Schnaizwald, zwischen den Gemeinden Ingweiler und Rothbach, im Unter-Elsaß, wächst ein kleines, den Blicken der Menschen verborgenes Kraut, das Irrkraut genannt. Wer auf dasselbe tritt, oder wem Samen davon in den Schuh oder, beim Holzlesen, auf die Schürze fällt, der verliert plötzlich, und wär's am hellen Tage, den Weg, und wird, obgleich der Wald von keiner bedeutenden Ausdehnung ist, an ganz unbekannte Stellen geführt, wo er sich oft stundenlang nicht mehr zurechtfinden kann. Selbst Förster und Kuppenhüter, „welche den Wald auswendig können, wie's Vaterunser," haben es eingestanden, daß ihnen das Irrkraut schon manchen bösen Spuk gespielt hat.

Vor nicht sehr langer Zeit, gieng eine Frau von Ingweiler, früh morgens in den Schnaizwald, welcher ihrer Gemeinde angehört, um Reissig zu suchen. Sie hatte bald ein Bündel zusammengelesen, und trat den Heimweg an, in Gedanken mit dem Frühstück beschäftigt, das ihr Mann einnehmen wollte, wenn er, zu kurzer Rast, von der Morgenar-

[1]) Aus den: Elsässischen Sagen und Geschichten aus alter Zeit, Neue Sammlung, mit Angabe der Quellen und erläuternden Anmerkungen, welche im Laufe des Jahres 1850, bei Scheitlin und Zollikofer, in St. Gallen, im Druck erscheinen werden.

heit zurückkäme. Als sie sich nun bald am Ende des Waldes angelangt glaubte, der nur eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt liegt, und eine Strecke weit vor sich hin blickte, wurden die Bäume lichter. Sie befand sich am Saume des Waldes; aber vor ihr lagen, statt der Ingweiler, die Rothbacher Felder. „Ach, ich bin auf's Irrkraut getreten!“ rief sie, und machte sich eiligst auf den Rückweg. Allein so sehr sie auch im Walde hin und her lief, den rechten Pfad zu finden, so gelang es ihr doch nicht, und noch zweimal kam sie an's Rothbacher Feld; bis sie sich endlich, an dem Waldgraben hin, auf die Landstraße begab. Es war aber schon spät im Nachmittag, als sie endlich, müde und matt, nach Hause kam.

Das Irrkraut ist auch an andern Orten bekannt. Im Thüringerwalde wird das Farnkraut also genannt; es heißt daselbst auch Atterkreutich, Otterkraut. Anderswo wird es Walpurgiskraut genannt, vielleicht weil sich die Hexen desselben bedienen, um sich in der Walpurgisnacht ihren Angehörigen unsichtbar zu machen. „Um das Irrgehn zu verhüten oder aufzuheben, muß der Wanderer sich niedersetzen und die Schuhe wechseln, oder, wenn es ein Frauenzimmer ist, die Schürze abbinden, und umgedreht anbinden; alsobald weiß man wieder den rechten Weg. Man sagt, wer Otterkraut bei sich trage, den verfolgen die Ottern so lange bis er es wegwerfe.“ J. Grimm, Deutsche Mythologie, 2te Ausgabe, Göttingen 1844, S. 1161.

V.

Ueber die sogenannten Gespensterthiere im Elsaß.

Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus.
Schiller.

Der Aberglaube, auf welchem die Sagen von den sogenannten Gespensterthieren oder, wenn man es vorzieht, gespenstigen Thieren, beruht, ist sehr alt und, bei unserm Landvolke besonders, noch ziemlich verbreitet.

Bald ist es der Teufel, welcher sich in allerlei Thiergestalten hüllt, um die Menschen zu verführen oder zu schrecken und zu quälen; bald sind es Zauberer, Hexen, welche, durch die Gewalt des Bösen, sich in Thierkörper verwandeln und jeden argen Spuk treiben; bald aber auch sind es die Seelen verstorbener Menschen, welche, zur Strafe für ihre Sünden, in Thierleiber gebannt, also umgehen müssen, bis zu ihrer, an gewisse Bedingungen geknüpften, Erlösung.

Wenn man diese seltsamen und unheimlichen Erscheinungen für bloße Erfindungen der Furcht oder des Sinnentrugs erklärt,[1] und sie unbedingt ins Gebiet der Ammenmärchen und Spinn-

[1]) Sie sind dieß allerdings auf einer Seite; allein die mythologische Bedeutung, welche sie auf der andern haben, führt uns ins weiteste

stuben-Philosophie verweist, so ist man freilich bald damit fertig. Geht man ihnen aber auf den Grund, so wird man in denselben, wie beinahe in allen Volkssagen, merkwürdige Bruchstücke einer alten, längst untergangenen Religion erblicken, welche das Volk, unbewußt, neben seinem kirchlichen Glauben, von Geschlecht zu Geschlecht, mit sich fortgeschleppt hat, und an welchen es noch immer mit unbegreiflicher Zähigkeit festhält.

Unter allen Naturwesen steht das Thier dem Menschen am nächsten. Auf der Stufenleiter der Schöpfung, auf welcher sich eine Art von Geschöpfen an die andere zu schließen scheint, wie ein Kettenring an den andern; auf welcher aber jede ihre eigene Sprosse einnimmt, und durch ihre Eigenthümlichkeiten, von den andern, über und unter ihm scharf abgetrennt ist, reicht das Thier, nicht nur durch seine körperliche Beschaffenheit, sondern auch durch das seelische Etwas, welches aus demselben mehr macht als eine Maschine von Fleisch und Knochen, unmittelbar an den Menschen. Und es sind nicht nur der Nutzen und die Annehmlichkeiten, welche das Thier dem Menschen gewährt, was ihn an dasselbe zieht; sondern eben auch das geheimnißvolle Wesen und Treiben der Thierseele, die sich ihm, z. B. in dem treuen, liebevollen Blicke des Hundes; in dem scheuen, falschen der

---

Alterthum und hat bestimmte Ausgangspunkte. Der Zweck dieses Aufsatzes ist dieselben, so weit es möglich, aufzusuchen. Eine ganze Reihe ähnlicher abergläubischer Vorstellungen und Volksvorurtheile, nebst ihren mythologischen Quellen, soll in einem der nachfolgenden Hefte eröffnet werden. Ich habe dabei, außer dem wissenschaftlichen, noch den praktischen Zweck, Geistliche, Schullehrer und andere wahre Volksfreunde, auf diese traurigen Erscheinungen des Aberglaubens aufmerksam zu machen, damit sie dieselben endlich einmal mit der Wurzel ausrotten.

Katze; in dem klugen, bedächtigen des Rindes, mittheilen möchte; die sich durch Gedächtniß, durch ein nicht zu läugnendes Urtheils- und Schlußvermögen bekundet; die sich durch Treue und Anhänglichkeit ihm anschließt, oder durch Falschheit und Feindseligkeit ihm entgegensetzt.

Die Thiere spielen in allen alten Religionslehren eine wichtige Rolle. Bald erscheinen sie, wie bei den Griechen, als blose Attribute, als Begleiter der Gottheiten; so finden wir bei Jupiter den Adler; bei Juno den Pfau; bei Minerva die Eule; — oder sie fallen ihnen als Opfer; so wird dem Jupiter ein weißer Stier; dem Mars ein Pferd; der Cybele ein Mutterschwein; der Venus ein Taubenpaar oder eine Brut Sperlinge geopfert. Bald nehmen die Götter Thiergestalten an: Jupiter verwandelt sich in einen Stier, in einen Schwan. — Auch im deutschen Mythus kommen solche Verwandlungen vor: „Odin nimmt die Gestalt einer Schlange an, um durch ein gebohrtes Loch zu schliefen, eines Adlers, um eilends zu entfliehen; Loki die einer Fliege, um zu stechen, oder durch ein Schlüsselloch zu kriechen.“ [1]) Auch erscheint Loki als Stute; einer seiner Söhne als Wolf; Thorr als Bär u. s. w. Bei den Deutschen wurden besonders Pferde, Rinder, Bären, Wölfe, Füchse, Adler, Raben, Schlangen u. s. w., als, einzelnen Gottheiten geweihte Thiere, heilig gehalten.

Weiter ging der alte indische Mythus, welcher, durch die Lehre von der Seelenwanderung, zum eigentlichen Thierkultus führte. Nicht nur wandelt Vischnu, der erhaltende Gott, zuerst durch die thierischen Körper des Maja-Fisches, der Schildkröte, des Ebers, bis er, durch denjenigen des

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie, 2te Ausg. Götting. 1844. S. 313.

Menschenlöwen, endlich zur Menschwerdung gelangt; aber auch jede menschliche Seele muß, nach ihrem Tode, eine lange Wanderung durch allerlei Thierwesen unternehmen, um, durch diese Büßungen gereinigt, endlich in den Schooß der Gottheit zurückkehren zu können. Daher kömmt bei den Hindus die Schonung, welche sie allen Thieren gewähren, die Verehrung gewisser Arten derselben und das Verbot von ihrem Fleische zu essen. [1]) — In Aegypten, wohin dieselbe aus Indien gedrungen, wurde der Thierkultus bis zur Schwärmerei getrieben. Als heilig galten besonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber; das Krokodil wurde nur in manchen Nomen göttlich verehrt, in andern konnte es ungestraft getödtet werden. Dagegen war die Verehrung des Apis, eines schwarzen Ochsen, mit einem weißen Dreieck auf der Stirne, einem weißen, halbmondförmigen Fleck auf der Stirne, und einem käferförmigen Knoten unter der Zunge, in ganz Aegypten verbreitet. Man glaubte, Osiris habe seinen Wohnsitz in ihm genommen. Die Priester, welche ihre Geheimlehren hatten, nahmen diese Thiere wahrscheinlich nur als Symbole von Naturkräften oder Attribute der Gottheit an, hielten sich jedoch zur Lehre von der Seelenwanderung, indem sie behaupteten, jede Seele müsse, nach ihrem Tode, während dreitausend Jahren, durch allerlei Thierkörper wandeln, bis sie, geläutert, in den Genuß der Seligkeit treten dürfe. — Nach den Berichten Cäsars, hielten auch die Druiden, die Priester der Celten, an der Lehre von der Seelenwanderung fest, und ein Theil unserer Gespensterthiere mag

---

[1]) Die Thierspitäler verschwinden jetzt nach und nach in Hindostan; allein noch im Jahr 1823 war in Anjar eine Anstalt, in der man gegen 5000 Ratten verpflegte.

wohl, im Gemische von germanischen Ueberlieferungen, ein Erbstück von ihnen sein.

Wenn wir nun nach dem Charakter der Verwandlungen in Thierformen forschen, welche in diesen kurzen mythologischen Ausstellungen besprochen wurden, so erscheint derselbe als ein zweifacher: Einerseits geschehen die Verwandlungen willkürlich; die Götter nehmen sie, kraft der ihnen zu Gebote stehenden Zaubermacht an; — andererseits geschehen sie unwillkürlich; die Seelen verstorbener Menschen werden, zur Abbüßung begangener Sünden, oder zur Prüfung und Läuterung, dazu verurtheilt. Eben diesen Unterschied müssen wir auch bei den Erscheinungen der Gespensterthiere machen, so wie sie uns der Volksaberglauben in unserm Lande vorführt.

I.

Willkürliche Verwandlungen sind die Thiergestalten, welche der Teufel, der Erzzauberer und Oberherr der Zauberer annimmt, um, wie gleich anfangs angegeben wurde, die Menschen zu verführen oder zu schrecken und zu quälen; oder auch solche, welche Zauberer und Hexen annehmen, um bösen Spuck zu treiben. Als solche Teufelsthiere gelten im Elsaß namentlich folgende:

Das Pferd, besonders das schwarze, wenn es zur Nachtzeit allein erscheint. Es rennt den einsamen Wanderer über den Haufen, oder zwingt ihn aufzusitzen, springt mit ihm über Dorn und Hag und läßt ihn zuletzt an einer unheimlichen Stelle liegen. — Unter den Straßburger Stadtgespenstern behauptet das Rößlein mit drei Beinen, welches über die Brücken und an den Gestaden der Ill hin- und hertrabt, und welches der Teufel sein soll, die erste Stelle ein.

Dreibeinige gespensterhafte Thiere sind sehr alt; so reitet die Todesgöttin Hel in Pestzeiten auf dreibeinigem Pferde um und würgt Menschen [1]; so erscheinen in der wilden Jagd dreibeinige Hasen, ja selbst zweibeinige Pferde [2]). Nimmt der Teufel Menschengestalt an, so bleibt ihm wenigstens der Pferdsfuß als Attribut.

Auch Hexen, Teufelsweiber, können Pferdsgestalt annehmen. Im Jahr 1839 erzählte man mir in Buchsweiler folgende Geschichte, die sich jedoch nicht allda, sondern in einem Nachbarsorte zugetragen haben soll: Ein Mann wurde Nachts aus dem Schlafe geweckt, durch ein ungewöhnliches Geräusch, welches aus dem Stalle kam; er machte sich sogleich auf, und gewahrte, zwischen seinen beiden Pferden, welche sich unruhig hin und her bewegten, ein drittes kohlschwarzes, mit struppiger Mähne. Er wollte es am Kopfe hinausziehen, allein es schlug wider ihn aus, und er mußte unverrichteter Sache umkehren. Einige Zeit darauf hörte er denselben Lärm im Stalle, und er fand dasselbe Pferd wieder bei den seinigen. Als er aber bemerkte, daß es keine Hufeisen habe, weckte er schnell den Schmied, der neben ihm wohnte, und es sogleich beschlug. Den andern Morgen hörte man in einem Nachbarhause ein jämmerliches Geschrei von einer Weiberstimme; als man hinzu kam, fand man die Nachbarin im Bette liegen; sie hatte an Händen und Füßen Hufeisen.

Im Hexenwesen überhaupt spielt das Pferd eine bedeutende Rolle; Geld, welches der Teufel den Hexen gibt, verwandelt sich oft in Roßäpfel; wenn neugeworbene Mitglieder, nach dem Hexensabbat, erwachen, haben sie statt der Becher Pferdehufen; statt des Bratens, einen Pferdekopf in der Hand.

---

[1]) Grimm, Myth. S. 804. [2]) Ebend. S. 804, 887.

Ein Hexer, Namens Hanns Ritschelm, von Ensisheim, gesteht in seinem Verhör, welches den 15. März 1616 daselbst statt hatte, daß er „nach der teuflischen Hochzeit: Da er nun erwacht, in einem Tod Roß-Corpel (d. i. Pferdsgerippe) gelegen sey.“ Aus dem Ensisheimer Malefiz-Protokolle, von 1551 — 1622.

Fragen wir nun, woher dem Pferde, welches beinahe in der ganzen heidnischen Vorzeit, als ein heiliges und, namentlich bei den alten Deutschen, als ein, im guten Sinne, zauberhaftes Thier galt, der dämonische Charakter zu Theil ward; so werden wir auf die Tage zurückgeführt, wo die christliche Kirche, im Kampfe wider das Heidenthum, die von demselben verehrten Götter, zu Dämonen machte. Allein „die Christen,“ sagt Grimm, [1]) „hatten dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht so schnell noch so völlig entsagt, daß ihnen jene heidnischen Gestalten mit einem mal aus dem Gedächtniß entfallen wären. Sie wiesen den, zum Theil hartnäckig festgehaltenen, nur eine andere Stelle, weiter im Hintergrunde, an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge, und gieng in den Begriff einer finstern, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in den Lüften, teuflisch und gespenstisch.“ So kam denn Wuotan oder Wodan, der „alldurchdringende, schaffende und bildende Gott, der Ordner der Schlachten, der Lenker des Siegs,“ an die Spitze des wüthenden Heeres, welches durch die Lüfte braust; wurde aber später, im Volksglauben, durch den Teufel ersetzt, und noch jetzt heißt der wilde Jäger auch der Teu-

[1]) Deutsche Mythologie, S. 870.

felsjäger. — Dem Wodan war, unter den Thieren, besonders das Pferd geheiligt; er ritt das achtfüßige Roß Sleipner oder, als Siegesgott, einen hohen weißen Schimmel; als Todesgott oder Heljäger jedoch das dreibeinige Todtenpferd. Dem Teufel nun wurde, vom Volke, Wodan's Thier übertragen; so daß er sich bald in dasselbe verwandelt, [1]) bald seine Adepten sich in dasselbe verwandeln läßt; [2]) bald auch, unter gewissen Umständen, andern Menschen Pferdsgestalt gibt, um sie zu reiten. [3]) Die, noch üblichen, verwerflichen, Redensarten: „Der Teufel reitet ihn. — Welcher Teufel reitet ihn? — Der Teufel soll ihn reiten!" u. s. w. spielen darauf an.

Als Teufelsthier gilt im Elsaß ferner noch der Bock. Als solcher holt der teuflische Buhle die Hexen ab, wenn sie sich zum Sabbat begeben; ebenso fährt er bisweilen in einem von zwei schwarzen Böcken gezogenen Wagen. Aber auch ohne die ganze Thiergestalt, bleiben dem Teufel noch die Hörner, der Bocksfuß und — der Bocksgestank.

Die Frage: „Ob der Teufel sich in einen Bock verstellen, und einen und den andern über Land in der Lufft wegholen könne?" beantwortet Magister Johannes Quirsfeld, aus Pyrna, [4]) höchst schlagend folgenderweise: „Diese Frage bestätiget die Erfahrung, davon etliche Exempel sollen mit angeführt werden und ist dem Teufel, als einem mächtigen, schnellen, künstlichen und subtilen Geiste, wol müglich. Denn kunte er unsern Heiland Christum JEsum in leiblicher Gestalt mit sich füh-

---

[1]) Vergl. Quirsfeld, Historisches Rosen-Gebüsch, Pyrna 1684, S. 1029.

[2]) Ebendas. S. 203.

[3]) Nork, Mythologie der Volkssagen, Stuttg. 1848. S. 88.

[4]) Histor. Rosen-Gebüsch, S. 1026 u. ff.

ren aus der Wüsten auf die Zinne des Tempels, so kan ers auch noch heut zu Tage mit einem andern Menschen thun. Er ist auch schon so künstlich, daß wie er sich in einen Engel des Liechts, er sich auch wol in einen Bock verstellen, und dessen Gestalt an sich nehmen kan. In der Lufft zu schweben und schnell dahin zu fliegen, ist ihm leichter, als dem schnellesten Adler oder anderm Vogel. Nur ligt es daran, daß er sich von keinem darff reiten lassen, als über den er von Gott Gewalt bekömmt, welches meist solche Leute, die Gott offt aus den Augen setzen, ihres Gebets vergessen, und sich also wider diesen Geist nicht wol ausgerüstet haben.“ Von den beigegebenen Historien, welche auf diese einleitenden Worte folgen, will ich, um der Merkwürdigkeit willen, die erste mittheilen:

„Herr D. Mengering erzehlet, daß zu Bitterfeld auf einem nahe dabey gelegenen Dorffe, ein Encke und Schirmeister (d. i. ein junger Ackerknecht und ein Groß-Knecht) auf des Raths daselbst Fürwerck beysammen gedienet. Und weil der Encke sich auf gewisse Zeit aus dem Bette verlohr und daher in Verdacht der Hexerey kam, kömmt dem Schirmeister der Vorwitz an, die Wahrheit dessen zu erfahren, mitgenommen zu werden. Hierauf praesentirten sich die folgende Nacht zween Böcke, auf einen setzet sich der Encke, auf den andern der Schirmeister, doch warnet ihn dieser, er sollte ja kein Wort unter Wegens reden. Sie kamen an den See bey Seeburg in der Graffschafft Mannsfeld, da springt der eine Bock mit dem Encken in einem Huy über den See, der Schirmeister dencket, was will daraus werden? Sein Bock, der etwas kleiner und schwächer, stellet sich als furchtsam, meckert und gehet zurück. Endlich holet er aus, und setzet in einem Sprung hinüber, da hebt der Schirmeister an, und spricht:

„Je nun! war das nicht ein Sprung?“ Augenblicks wirfft ihn der Bock in eine Hecke, da er sich ziemlich zerstochen, des Tages erwartet; und nachdem er sich mit Mühe aus den Hecken gearbeitet, gehet er wieder nach Bitterfeld, woselbsten ers angezeiget, wie es ihm ergangen ist.“

Magister Quirsfeld und Doktor Mengering, sein Gewährsmann, lebten erst vor etwa hundert und sechzig Jahren! Wie trübe mag es damals in den Köpfen des Volkes ausgesehen haben, wenn seine Gelehrten, im vollsten Ernste, solches Zeug für baare Münze ausgaben!

So wie der Teufel, durch spätere Verwechslung mit Wodan, zum wüthenden Jäger; sodann zu Wodans Pferd, und endlich zum Spukpferde überhaupt wurde: so ging er auch durch Donar oder Thorr, den Sohn Wodans und der Erde, den Gott des Donners, in das demselben geheiligte Thier, den Bock, über. Grimm weist dieß trefflich in mehreren Stellen seiner Mythologie nach. Ich hebe die nachfolgende aus: „Nach der Edda hat Thorr ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen. Es ist ebenfalls wichtig, daß dem Teufel, d. h. des Donnergottes jüngerem Stellvertreter, auch die Erschaffung der Geiße und Böcke beigelegt wird, und wie Thorr die abgegessenen Knochen der Böcke bei Seite legen und aufheben läßt, damit er sie neu beleben könne; so hat nach dem Glauben der Schweizerhirten die Ziege, etwas Teuflisches: sie ist vom Teufel erschaffen, namentlich gelten ihre Füße für teuflisch und werden nicht gegessen.“ (S. 168 u. 169). — Auch der bei unserm Volke noch übliche Namen: Teufelsfinger, welcher eine Art von Jura-Kalkversteinerungen, die Belemniten bezeichnet, bringt Thorr und den Teufel in Verbindung; denn dieselben heißen auch Donnerkeile, Donnersteine, Donnerhämmer, eine Anspielung

auf Thorr's Hammer, dessen Wurf immer Blitz und Donner voraus gingen. Außer dem Bocke war dem Thorr auch noch der **Bär** geheiligt, dem die alten Deutschen die Kraft zuschrieben, Zaubereien unwirksam zu machen. [1]) Auch in **seine** Gestalt hüllen sich der **Teufel** [2]) und die **Hexen**. Für letztere ist mir folgende Geschichte erzählt worden: In der Gegend von Niederbronn und Gundershoffen befindet sich eine Mühle, deren bestimmte Lage man mir nicht angeben konnte oder nicht angeben wollte. Dem Müller aber, dem dieselbe angehörte, war es unmöglich, seine Mühlärzte länger als zwei Tage zu behalten; denn ein **Bär** besuchte sie jede Nacht in der Mühle und jagte sie in Schrecken. Endlich kam ein starker und beherzter Bursche, der auch von dem Bärenspuk gehört hatte, und bot, um guten Lohn und Kost, dem Müller seine Dienste an. Er trat auch alsobald bei ihm ein und sollte schon in der nächsten Nacht mahlen. Nachdem er, auf des Glöckleins Ruf, gegen Mitternacht, wieder frisch aufgeschüttet und einen guten Schluck von seinem Nachttrunke zu sich genommen hatte, legte er sich auf ein Paar Mehlsäcke, um auszuruhen. Er war noch zwischen Wachen und Träumen, als die Thüre, die von des Meisters Stube in die Mühle führte, aufging, und ein großer zottiger Bär herein trat. Er machte sich zuerst am Beutelkasten zu thun, ging am Scheidkasten hin und her, sodann die Treppe hinauf an die Trommel, und kam endlich auch auf den Mühlarzt zu, der auf den Ellenbogen gestützt, dem Treiben des Bären kaltblütig zugesehen hatte. Kaum reckte derselbe aber seine Tatze gegen ihn aus, als der Bursche das Mühlbeil ergriff und sie ihm abschlug, worauf der Bär sich mit furchtbarem Heulen davonmachte. Des andern Mor-

[1]) **Nork**, Myth. der Volkssagen, S. 314.

[2]) Ebendas., S. 314 u. ff.

gens, als man sich zur Suppe setzte, fehlte die Müllerin: sie lag im Bett und hatte den rechten Vorderarm verloren; den brachte der Mühlarzt eiligst herbei, und man erkannte, daß die Müllerin eine Hexe sei. [1])

Vom Wolfe, als Teufelsthier, habe ich in unserm Elsaß keinen Bericht gefunden, wiewohl er in andern Gegenden häufig als solches erscheint. Er ist Loki's Thier, durch welchen Odin selbst, beim Weltuntergang, seinen Tod finden wird. Der Teufel wird im Mittelalter, als seelenraubender Wolf geschildert, und der aus dem griechischen Alterthume stammende Werwolf, oder Menschenwolf, ist vom Teufel auf die Zauberer übergegangen. Er spukt besonders in der Christnacht, ist „nach jungem Blute gierig und raubt Kinder und Mädchen mit blinder Kühnheit." [2]) Er heißt auch im Schwedischen Varulf, im Altfranzösischen warou, später loup garou, und der Mülhauser Kinderschreck Marolf, mag wohl, bei uns, der einzige Nachkomme desselben sein.

Als Fuchs, an den sich, wie Grimm bemerkt, keine mythischen Vorstellungen knüpfen, [3]) der aber in den alten Thierepen, als Reinhard, Reinecke, so wie in Fabeln und Mährchen, eine Hauptrolle spielt, finde ich den Teufel in dem schon oben erwähnten Prozeß des Ensisheimer Hanns Ritschelm, der als Hexer zum Feuertode verdammt wurde. Es heißt im zweiten, von ihm eingestandenen Klagepunkt: „Seyn der

---

[1]) Aehnlichen Mühlspuk erzählen Bernhard Baader in Mones Anzeiger, 1839. S. 181. und Sommer, Sagen, Mährchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846, Erstes Heft, S. 57; in der erstern Erzählung verwandelt die Hexe den Müllerburschen in ein Pferd, das sie reitet, in der letzten erscheint die Müllerin als Katze.

[2]) Deutsche Myth. S. 1047 u. ff.

[3]) Ebendas, S. 634.

böß Gaist in dreyen tagen hernacher in eins Fuchß gestalts zu Ime (ihm) kommen, unnd mit starker Betrauung (Bedrohung) dahin gebracht, daß er (laider) Gott denn Allmechtigen verläugnet, und dem bösen Feindt zue dienen, versprochen, welcher Ime Zauberey zuegestelt, die Leuth damit zue schädigen, so er aber damalen hinauß in graben geworfen."

Den Hasen nimmt das Volk ebenfalls als ein teuflisches Thier an, und seine Begegnung, als ein unglückverheißendes Zeichen. [1])

Unter den Hausthieren gelten der schwarze Hund, namentlich der schwarze Pudel, besonders aber die Katze, als teuflisch.

Hier werden wir wieder auf den nordischen und deutschen Mythus verwiesen. Die Katze war das heilige Thier der Freyja, der frohen, erfreuenden, gnädigen Göttin, der Göttin der Liebe! [2]) Sie fuhr aber auch auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen, zum Schlachtfelde und theilte sich mit Odin, in die Leiber der Erschlagenen. Dieß ist die Nachtseite ihrer, sonst lieblichen Erscheinung, und die Furcht vor ihr, als Todtenwählerin, ging auch auf die sie führenden Katzen über, und so wie Wodans Todtenpferd, so kamen auch die Katzen in des Teufels Gewalt. Hier, nach Nork, [3]) einige Andeutungen: „Nachdem in der Freitags-Mitternacht — in welcher Freyja vorzugsweise mächtig gedacht ward [4]) — die

---

[1]) Unter den von Moscherosch, Geschichte Philanders von Sittewald, Straßburg 1650, Th. 1, S. 482 aufgezählten Volksvorurtheilen seiner Zeit, kömmt vor: „Wem ein Haaß auf dem Weg begegnet, der kehre sich dreymal vmb (um), sonst widerfährt jhm Unfall."

[2]) S. Grimm's, D. Myth. Art. Freyja.

[3]) Myth. der Volkssagen, S. 744 u. ff.

[4]) Der Freitag gilt noch jetzt, als ein Unglückstag, an welchem auf dem Lande gewiß weder Hochzeit, noch Kindtaufe, noch sonst ein wichtiges Geschäft unternommen wird.

Katzen allen Teufeln geweiht worden, und solchergestalt dadurch der ihnen verursachte Schmerz magisch-sympathetisch auf die Katzen übertragen war, wurde sofort eine gespießt, und unter entsetzlichem Geschrei bei langsamem Feuer gebraten. Sobald das Geschrei nachließ, und die letzten Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte sogleich die zweite gespießt werden, denn es durfte nicht eine Minute Stillstand geben, wenn es die Hölle bändigen sollte, und sofort wurde das Opfer drei Tage und drei Nächte fortgesetzt, ohne daß man Nahrung zu sich nahm. Nach einiger Dauer des Opfers stellten sich höllische Geister in der Gestalt schwarzer Katzen ein. Der Lohn des Opfers war die Gabe des andern Gesichts, das man bis zum Tode behielt. Nicht blos in Schottland, wovon hier die Rede war, sondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberischen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht."

Als schwarze Katze erwürgte der Teufel im Jahr 1477 einen Fürsten von Murbach; so erzählt nämlich die Gebweiler Dominikaner-Chronik. S. 86: „Ein erschröcklicher Casus begabe sich alhier zu Gebweiler. Dan als Bartholomäus von Andlau, Fürst zu Muerbach, in dem obern Schloss Hugstein in sein gemach kame, undt Nacht were, da sas er auff seinem Stuel undt redete mit seinem Kammerdiener, was ihnen angelegen war; in dem so verlöst ihnen das Liecht. Der Kammerdiener nimb die Kertzen undt wolt ein anders Liecht anzinden; und als er es angezundten undt damit in die Stuben kame, da der Herr sase, da sache er mit grossen Schräckhen wie das ein schwartze Katz dem Herren auff dem Hals lage, die ihn verwurgt hat. Der Kammerdiener flohe aus der Stuben, gienge hinab, undt erzehlete es dem gantzen Hausgesind. Man thete ihn wie man

einem todten Cörper thun soll, legt ihn in ein Todtensarch. In der fruhe, am Morgen, fiehrt man ihn gehn Muerbach er hete vier starckhe Pferdt, die zugen an dem todten Cörpel das sie schwitzeten; alle die da waren namb es grosß Wundter; undt da er gehn Muerbach in die Khürchen kam, da thete man den Tostenbahr auff, wie es Gewonheit war, aber es wurd leider kein todten Cörper mehr darinnen gefundten. [1]) Gott wölle uns alle gnädiglich vor dem bösen undt unversechenen Todt behieten."

Die Katze [2]) ist vor allen auch ein Herenthier. Während Zauberer, (Herer, wie man sie ja füglich nennen kann), sich in Wölfe verwandeln, nehmen Heren Katzengestalt an. Zur Zeit, als ich den Flecken Oberbronn, im Bezirke Weißenburg, bewohnte, gab man mir als Kennzeichen der in Katzen verwandelten Heren an, daß sie sich gern unter Hohlziegel setzten oder auf den Herd, um bei Nachbarsleuten zu lauschen, was im Topfe gekocht werde. Statt vieler, stehe hier folgende Herenkatze-Geschichte, die mir damals erzählt wurde: Eine Frau, welche eine Here war und sehr lüstern nach guten Bissen, aber nicht immer die Mittel hatte, sich welche zu verschaffen, wußte, daß bei dem reichen Nachbar eine Kindschenk (ein Kindtaufschmaus) gehalten wurde. Sie verwandelte sich in eine große schwarze Katze, und setzte sich in eine Ecke, in des Nachbars Küche. Sie sah nun zu, wie

---

[1]) Warum? läßt der Chronist errathen. Er weist auch an einer andern Stelle, zum Jahr 1514, unzweideutig darauf hin. Die mündliche Volkssage hat diese Geschichte auf eine eigenthümliche Weise bearbeitet. Sie soll in den angekündigten Elsäß. Sagen und Geschichten mitgetheilt werden.

[2]) Ueber die Rolle, welche sie im Herenwesen spielt, vergl. F. Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stutt. 1849. S. 551 u. ff.

Köchin die Speisen bereitete, und merkte auf, ob dieselbe nicht den Rücken verwenden möchte, damit sie einen Griff in den Topf thun, und sich eine gute Portion herausfischen könne. Das that die Köchin doch endlich einmal, um nach einem Geschirre oder einem „Döbchen“ Salz zu langen, und husch! fuhr die Katze in den Fleischtopf; allein die Köchin hatte sie noch zu rechter Zeit ersehen, und hieb ihr mit dem scharfen Küchenmesser eine Vorderpfote ab. Den andern Morgen fehlte der bösen Hexe der vordere Theil eines Armes“

Die Flebermaus, ein Lieblingsthier der Hexen und Zauberer, darf bei den Hexenmalzeiten nicht fehlen. Bei einer teuflischen Hochzeit, auf Weckmund, einem der Thürme von Dreien-Exen (Drei-Egisheim), wurden eine Menge von Flebermäusen verspeist.

Unter den Vögeln gelten:

Der Häher, die Krähe und der Rabe, [1]) Odins Vogel,

---

[1]) In einem Hexen-Prozesse in Münster (Ober-Elsaß), 1596, kömmt folgende merkwürdige Stelle vor: „Und meldet sie, die Hebamm selbst, die Vögel hätten ihr solch Unglück und Gefangenschaft (sie war nemlich angeklagt, eine Kindbetterin verhext zu haben), vorbedeutet. Denn als sie in ihrem Krautgarten gewesen, wären zwei Raben kommen und hätten auf den nächsten Bäumen stark mit einander gehadert, als wenn zwei Männer miteinander hart redeten. Folgends wären auch zwei Atzeln kommen und hätten sich so nahend zu ihr gethan, daß sie vermeint, sie wollten ihr auf den Kopf sitzen; darauf sie stracks zur gemeldten Kindbetterin berufen worden. Sie zeigte auch gestrigen Tages an, es wäre ein klein Vögelein, aber schneeweiß, daß es vor Weisse gezwitzert hab, oben durch das Thurmloch zu ihr hinabgeflogen und sich auf den Korb, den sie auf dem Schoos gehabt, gesetzet. Sie hab gedacht, es woll etwa seine Nahrung suchen, hab aber doch nit gessen; sie hab es auch nit fahen wollen, und es sey hernach lang, bei gedachtem Thurmloch, neben dem Deckel gesessen.“ Aus einem Brief des Bürgermeisters und Raths

so wie der Hahn und die Gans als Teufelsthiere. Das Begegnen der beiden erstern ist von böser Vorbedeutung; von den beiden letztern sind nur wenige Spukmärchen im Umlaufe. Auch die Ente, die ich sonst nirgendwo in dieser Bedeutung gefunden habe, kömmt bei uns als Hexenthier vor: Die Scharwache von Buchsweiler traf, in der Mitternachtstunde, eine ungewöhnlich große Ente an, die, mit lautem Flügelschlage, bald um sie herum, bald vor ihr her flatterte. Einer der Wächter ergriff sie beim Fettich (Flügel) und warf sie zu seinem offenstehenden Kellerladen hinab, daß sie eine Pfote brach. Als er des andern Morgens nach Hause kam, hörte er inwendig an der Fallthüre des Kellers klopfen. Er machte auf und — seine Ehehälfte hinkte ihm entgegen und überhäufte ihn mit schrecklichen Flüchen und Schimpfworten.

Den Kukuk, der in Deutschland hin und wieder als vom Teufel besessen gilt, kennt man bei uns nur als Orakel hinsichtlich der Jahre, die man noch zu verleben hat.

Als Teufelsthier, unter den Insekten, kenne ich im Elsaß nur den Goldkäfer, der auch des Teufels Pferd genannt wird. Wahrscheinlich verdankt er diese diabolische Bedeutung seinen Raubzügen auf andere, kleinere Insekten. Nach einer Sage aus unserm Nachbarlande Baden, an die ich mich jedoch nur unklar erinnere, verwandelten sich eine Menge von Goldkäfern, in wirkliches Gold. Als Gegenstück zum Teufelspferd, gilt das Herrgottskäferchen, in Mülhausen Lieweherrgottsthierle, in Deutschland Sonnenkäferchen, Marienkäferchen, Blattlauskäferchen, Coccinella, das man

---

von Münster, im Gregorienthal, Ober-Elsaß, an Doktor Kaspar Vogler, zu Straßburg. Die Prozeßakten nebst mehrern Briefen von und an gedachten Vogler, sind noch im Archiv der Stadt Münster vorhanden.

mit Wohlgefallen zu sich kommen sieht, und, ohne eine Sünde zu begehen, nicht tödten darf.

Die Fliege, welche anderswo, wahrscheinlich in Beziehung auf Loki, als Teufelsinsekt gilt, kennt man bei uns als solches nicht, und wenn gegen eine hartnäckig verfolgende Fliege oder Mücke gehört wird „Du Teufelsmuck! Du Teufelsschnok! so ist dies wohl ein Ausdruck des Unwillens, der hier den Teufel, den bösen Ueberall und Nirgends, den Leutequäler und allgemeinen Sündenbock, wie noch in gar vielen andern Fällen, zur Strafe zieht.

Anders verhält es sich aber mit

der Kröte; in diese verwandelt sich der Teufel selbst. Also lautet folgende Sage: Bruno von Egisheim war gleich bei seiner Geburt als ein Gottgeweihter bezeichnet worden. Er trug auf der Haut drei rothe Kreuze. Nachdem er später einige Jahre lang unter Berthold, Bischof zu Toul, sich der Theologie beflissen hatte, kehrte er, reich an Kenntnissen, Gaben und Frömmigkeit nach Egisheim, dem Schlosse seiner Väter zurück. Müde von der Wanderung, legte er sich auf's Moos, unter einem Baume nieder, und schlief daselbst ein. Da schlich sich der Böse, in Gestalt einer riesenmäßigen Kröte, herbei, und spie sein Gift auf des Jünglings blühende Wange aus. Schmerzlich getroffen, und von einem tödtlichen Geschwüre bedeckt, sprang Bruno auf und seufzte: „Herr Gott, dein Wille geschehe!“ Siehe, da erschien plötzlich der heilige Benedikt, berührte seine Wange mit dem Kruzifixe und der Höllenspuk verschwand. Dankbar fiel Bruno auf sein Knie, und gelobte in ein Kloster zu gehen, und sein Leben lang Gott zu dienen. Er that es, nahm immer mehr zu an Weisheit und Heiligkeit, und gelangte endlich, im

Jahr 1049, auf den päpstlichen Thron, unter dem Namen Leo IX. [1])

Die Kröte kömmt als Teufelsverwünschung in mehrern elsässischen Sagen vor. [2]) Als stigma diabolicum, drückte der Teufel den Novizen, das Abbild einer Kröte auf irgend einen Theil des Leibes, und in den Stern des linken Auges und übergab ihnen auch eine lebendige Kröte, vermöge welcher ihnen allerlei unheimliche Kräfte zu Theil wurden. [3])

Hieher gehören auch die trivialen Scheltwörter: Du besi Krott! Du Teufelskrott!

Die Sage von tausendjährigen Kröten, welche lebendig in Felsenplatten oder frisch zerhauenen Steinen gefunden werden, hängt wahrscheinlich auch mit ihrem diabolischen Wesen zusammen. Ebenso mögen die eisernen Kröten, welche in der St. Veits-Kapelle, bei Zabern, von, in Hoffnung gehenden Weibern, geopfert werden, ursprünglich eher dem Teufel, dem Urheber der St. Veits- oder St. Veltlinsplag, als dem Heiligen selbst, gegolten haben.

Näherer Erwägung werth, mag auch der im Mittelalter allgemein verbreitete Volksglaube sein, daß der Frankenkönig Chlodwig, vor seiner Bekehrung, drei Kröten im Wappen geführt habe. [4])

---

[1]) Mündlich; zu vergleichen: Vies des Saints, Paris 1701, Tom. I. fol. 238. 19 Avril.

[2]) Die meisten in diesem Aufsatze angeführten Sagen und noch viele hieher gehörige, die wegen den engen Gränzen desselben, nicht hereingezogen wurden, findet man in dem bereits angezeigten, bei Scheitlin u. Zollikofer, in St. Gallen, erscheinenden Sagenwerke des Verfassers.

[3]) S. W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, Stuttg. und Tübingen 1843, S. 226.

[4]) V. *Schweighaeuser*, Antiquités du Bas-Rhin, p. 17.

Die Schlangen, welche sich manchmal Nachts, am Rande des Mossigbachs, im Kronthale, zeigen, und einen hellleuchtenden Schein von sich geben, sollen ebenfalls Teufelsspuk sein.

Als geflügelte Schlange, Drache, mit diamantenen Augen, erscheint der Teufel im Jura; ebenso im benachbarten Mümpelgarder Lande, woselbst das Ungethüm vouivre genannt wird. [1]) In Riedheim, bei Buchsweiler, fliegt zu gewissen Zeiten, Nachts, wenn Alles im Dörflein schläft, ein feuriger Drache umher, der zu den Speicherlöchern mancher Häuser hineinfährt, und Getreide und sonstigen Vorrath herausbringt, die er dann auf andere Speicher niederlegt. — Einer der letzten Schulmeister [2]) von Riedheim, der zugleich Schreiner war, hatte einst bis tief in die Nacht hinein an der Hobelbank, ich glaube, an einem Sarge, zu arbeiten gehabt, und wollte sich eben, da ihm das Licht ausgegangen war, am Fenster entkleiden; als er den feurigen Drachen, mit langem Leibe „wie ein Wißbaum (eine Stange, die man auf's Heu legt, um es besser zu laden) groß- und reichbeladen, durch den Schornstein eines benachbarten Hauses schlüpfen sah. Dabei geht das Gerede,

[1]) « On appelle *vouivre*, *vivre*, *guivre*, un serpent ailé qui n'a qu'un oeil appelé *escarboucle* (Karfunkel), et jetant une lumière si vive, que le monstre parait être tout en feu. Selon une ancienne tradition, le village de *Dung* (à 3 kilomètres de Montbéliard), dut son affranchissement à ce qu'il délivra d'une *vouivre* la contrée que celle-là infestait. » G. *Duvernoy*, Ephémérides du comté de Montbéliard. — Weiteres darüber berichtet *X. Marmier*, Souvenir de Voyages (Féerie francomtoise), Paris 1845, p. 73 et suiv. — Die vouivre, welche sich auch an Quellen und Brunnen aufhalten soll, mag wohl früher Melusina geheißen haben.

[2]) Nach der mündlichen Erzählung einer, vor zwei Jahren verstorbenen Enkelin desselben, damals einer Frau von etwa 50 Jahren. — Ueber Drachen, welche Nachts durch die Luft fliegen, ist Grimm, D. Myth. S. 652 nachzulesen.

daß die Schätze, welche der Drache auf diese Weise bringt, erst dem zweitfolgenden Geschlechte angehören können. Eine dortige Familie soll in diesem Augenblicke im Besitze solcher Schätze sein. Man sagt im Dorfe von den Mitgliedern derselben: „Die haben's gut, ihre Großeltern haben den Drachen gehabt!“

II.

Bei den bis jetzt besprochenen Verwandlungen in Thiergestalten, verfährt der Teufel, wie wir gesehen haben, vermöge der ihm zugeschriebenen Zauberkraft, frei und willkürlich, um dadurch seine seelenverlockenden und seelentödtenden Zwecke zu erreichen. Anders ist es mit der zweiten Art, mit den unwillkürlichen Verwandlungen in thierische Gestalten, beschaffen. Wenn den ersten, alte, heidnische Mythen zu Grunde liegen, und sie auf bestimmte Gottheiten zurückgeführt werden können, so beruhen die letztern dagegen ganz auf der Lehre der Seelenwanderung, welche aus dem Dunkel des fernsten Alterthums zu uns herüber reicht, und in ihrer Anwendung, beim Volke, als Strafgericht Gottes über sündiges Leben auf Erden, erscheint [1])

---

[1]) Auch der alte elsässische Satyriker Moscherosch, glaubte an die Einbannung der Seelen, nach dem Tode, in, ihren Sünden entsprechende, Thierkörper. Er sagt: „Tyrannen, Verfolger, Räuber, Mörder, weil sie in ihrem Leben als Löwen, Bären und Wölfe sich erzeiget, werden nach ihrem Leben mit dergleichen gestalten Teufflen wiederumb gepeiniget. Ein Schindehund, ein Geitzhalß muß sich allda als ein Hund wiederumb quälen und leyden, Ein Unkeuscher deßgleichen, ein Dieb mit Raben, ein Gotteslästerer mit Teuffelszungen geplaget werden.“ Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, Straßburg 1656. 1, S. 252.

Bei den Erscheinungen der umwandelnden Gespensterthiere letzterer Art, treten nun auch wieder zwei verschiedene Züge hervor, nemlich: zuerst, eine Art von Groll derselben gegen diejenigen, welche sich noch des frischen, sonnigen Lebens freuen, gegen das Recht des Lebenden, um mit Schiller zu reden; welcher Groll sich dadurch äußert, daß sie den Einzelnen an ihre unheimlichen Bannstätten locken, ihn verfolgen, irre leiten, ängstigen und oft mißhandeln; — und sodann, der, manchmal durch äußere Zeichen, als durch Winseln, Seufzen, durch ängstliches Verfolgen, oder auch durch Worte ausgesprochene Wunsch nach Erlösung. Die Bedingungen, an welche sich diese Erlösung knüpft, werden manchmal, wie wir sehen werden, von den gebannten Seelen angegeben, haben aber immer etwas für den Lebenden Abschreckendes, (Dame von Rothenberg, Krötenstuhl); manchmal müssen sie errathen, jedenfalls aber zur rechten Stunde erfüllt werden.

Das Geheimniß der Seele, des denkenden, fühlenden und wollenden Wesens im Menschen, und der Zustand derselben nach dem Tode, hat von jeher die Völker vielfach beschäftigt. „Zwei anmutige Vorstellungen sind es," sagt Grimm, [1] „welche die entweichende Seele als Blume aufblühen, als Vogel auffliegen lassen. Beide hängen zusammen mit der Verwandlung in Pflanzen und Thiere überhaupt, und gründen sich auf die Lehre von der Seelenwanderung, der das frühe Alterthum huldigte. Im diesem Sinn wurde die Unsterblichkeit angenommen, daß die Seele blieb, sich aber einen neuen Leib gefallen lassen mußte." In Märtyrergeschichten fliegt häufig die Seele des für seinen Glauben Gemordeten,

[1] D. Myth. S. 786.

als weiße Taube, gen Himmel; ebenso in vielen Märchen, die Geister unschuldiger Kinder, als weiße, hellglänzende Vögelein; während die Seelen der Gottlosen, als schwarze Vögel entweichen. [1])

Selbst ohne darauffolgenden Tod, „entlauft die Seele aus entzückten, schlafenden Menschen, in Gestalt einer Schlange, eines Wiesels, einer Maus“, [2]) wie man dies selbst auf alten Gemälden wahrnehmen kann.

Die, nach dem Volksaberglauben, unwillkürlich in Thierkörper gebannten Seelen, bilden, je nach der Weise ihrer Erscheinung, zwei verschiedene Reihen. Zur ersten Reihe gehören diejenigen Thiergespenster, welche entweder außerhalb bewohnter Orte, in Wäldern, Thälern, auf Wiesen, Brücken, in zerstörten Burgen, oder auch in einzelnen bestimmten Häusern spuken; zur zweiten, die sogenannten Stadt- oder Dorfthiere, in deren Besitz und Genusse ganze Gemeinden sind, und über deren eigentliche Bedeutung noch am wenigsten Licht geworfen ist.

Unter den willkürlichen Thierverwandlungen ist bereits vom wilden Jäger und seiner Jagd, als vom Teufelsjäger und Teufelsthieren gesprochen worden; allein die Volkstradition hat diese Erscheinung auch von einer andern Seite aufgefaßt, und von dieser gehört sie, wegen der dabei vorkommenden Gespensterthiere, zur ersten Reihe der unwillkürlichen Thierverwandlungen. Ohne in die, allzuweit vom Zwecke führende Untersuchung, über das dem wilden Jagd-

---

[1]) Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 273 u. ff.

[2]) Grimm, deutsch. S. 789; Beispiele davon in Grimms Deutschen Sagen, S. 428, 455, und Wagenfeld's, Bremischen Volkssagen, II, S. 20.

zuge zu Grunde liegende historische Faktum [1]) einzugehen, genüge es hier, im Allgemeinen daran zu erinnern, daß der an der Spitze jagende, tolle, meist ohne Haupt dargestellte Jäger, um seiner Sünden willen verdammt ist, so wie, nicht weniger, die ihn begleitenden Jagdgenossen und Hunde, und die von ihm gejagten Thiere. Der alte Mythus ist also hier vollkommen verwischt, der Teufel ist ebenfalls verschwunden, und die Idee der Seelenwanderung, als Büßung von im Leben begangenen Sünden, an ihre Stelle getreten.

Die natürliche Erklärung der ganzen Erscheinung ist wohl schwerlich irgendwo vollständiger und scharfsinniger gegeben worden, als von Autenrieth, in seinem trefflichen Werke „Stimmen aus der Höhe," in welchen er eine Menge von Zeugnissen glaubwürdiger Reisender, über diesen Gegenstand zusammengestellt hat. Er sagt, unter andern: „Sie (diese Stimmen) scheinen bald in dieser, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meist von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzusteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verschiedenartigsten musikalischen Instrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärmen. Zuweilen sind sie dem Pferdegetrappel ähnlich oder entferntem Geschützdonner, ein andermal bestehen sie in einem fürchterlichen, hohlen oder plötzlichen, durchdringend gellenden Schrei. Häufig ahmen sie abwechselnd vielerlei Thierstimmen, meist Hundegebell nach. Ebenso häufig gleichen sie auch lautem Rufen, so daß nicht

[1]) Darüber sind nachzulesen: Grimm, D. Myth. S. 873 u. ff. — F. Nork, Myth. d. Volkssagen, S. 21 u. ff. — Daumer, Die Geheimnisse des christlichen Alterthums; Hamburg 1847, II, 204 u. ff. jedoch mit Verwerfung der, gegen die christliche Kirche feindseligen, höchst abenteuerlichen Erklärungsweise.

selten der überraschte Hörer glaubt, sie rufen ihn sogar mit Namen und sprechen artikulirte Worte in seiner Sprache zu ihm. In solchen Fällen meinte der Hellene, sie riefen auf griechisch, während der Römer sie lateinisch reden hörte. Der heutige Bergschotte vernimmt sie deutlich in seiner Landessprache, der gallischen. So konnten diese Stimmen bei ihrer Mannigfaltigkeit bald diesem, bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menschenstimme ähnelte, wurden sie von jedem Hörer, entsprechend seiner verschiedenen innern Stimmung, anders, in einzelne Worte oder ganze Reden und in seine Sprache übersetzt." [1])

Im Elsaß weiß man überall vom wilden Jäger und vom wüthenden Heere, oder Wüthenheer zu erzählen. Von geräuschvollem Rennen, Laufen und durcheinander Schreien, oder von gewaltigem Sturmesbrausen, wobei die Läden schmettern und der Wind im Schornstein pfeift, sagt man sprüchwörtliche „Man meint 'sWüthenheer sei los!" Die Erscheinung des wilden Jägers knüpft sich, so weit mir bis jetzt bekannt geworden, vorzüglich an folgende Orte:

In Illzach, bei Mülhausen, wo er Nachtjäger heißt, hörten ihn ältere Leute, vor etwa 50 Jahren noch, von der Seite von Wittenheim und Kingersheim, und von Pfastatt her, also von Nord [2]) und West, durch den jetzt gelichteten Wald herbrausen. Sein Jagdruf war: „Huhde, Huhdada!"

---

[1]) Nork's Myth. d. Volksf. S. 24. — Mehrere Erklärungen findet man auch in dem trefflichen Buche: Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, von J. H. Helmuth, 6te Aufl. S. 475 u. ff.

[2]) Die Nordseite ist überhaupt der Weg, den der Teufel und alle bösen Geister nehmen; sie ist in der deutschen Volkssage die Todesseite, die Seite der Finsterniß und der Kälte, welche gleichbedeutend mit dem Tode sind. Nork, Myth. d. Volksf. S. 142 u. 422.

und das Hundegebell lautete „Bahbahbä!“ Jetzt wird er nicht mehr, oder nur selten gehört. [1]

Dagegen ist der Wald, welcher sich von Obermodern gegen Buchsweiler, längs der Straße nach Pfaffenhoffen hinzieht, in der ganzen Umgegend wegen des oft hier durchziehenden wüthenden Heeres berüchtigt. Es leben eine Menge von Leuten, welche den unheimlichen, grauenerregenden Zug gehört haben wollen. Dabei ist eigenthümlich, daß die nächtlichen Wanderer, mitten in dem Getobe, Hetzen und Bellen, sich bei ihrem Namen rufen hören. [2] Dieß geschieht namentlich, wenn sie sich in der Nähe eines brachliegenden Feldes Schwarzajerle (der schwarze Egerd) befinden, links von der Straße, die von Buchsweiler nach Modern und Pfaffenhoffen führt. Antworten sie darauf, so werden sie irre geführt und gerathen in das Dickicht des Waldes, wo sie das höllische Toben des Wüthenheers bis zur Morgendämmerung verfolgt.

Vom Moderer Walde, also ebenfalls von Norden her, zieht sich das Wüthenheer gegen den daranstoßenden Reiherwald, wo der wilde Jäger Halt macht und seine Thiere grasen läßt.

Auch bei Riedheim, am Fuße des Bastberges, auf der Südwestseite von Buchsweiler, ist ein „Besch“ (Gebüsch), wo der wilde Jäger hält und seine Thiere füttert.

Oft fährt er auch durch das Thälchen, welches sich zwischen

---

[1]) Als Raststätte des wilden Jägers gilt auch das am Eingang des Münsterthals liegende Schloß Plixburg. S. *X. Boyer*, Rodolphe de Habsbourg ou l'Alsace au 13e siècle, Colmar 1847; p. 298 et 303.

[2]) Vergleiche hiemit die S. 58 mitgetheilte Stelle aus Autenrieths „Stimmen aus den Höhen.“

dem Gumprechtshoffer Wälsdchen und dem Froret, [1]) dem Oberbronner Gemeindewald, gegen Gundershoffen hinzieht.

Zwei Oertlichkeiten, in welchen wir mehrere Thiergestalten zugleich antreffen, sind der Bölchensee und das Kronthal.

Nach mündlicher Sage und nach der Gebweiler Dominikaner-Chronik, wird der Bölchensee, im Oberrhein, von einer Menge seltsamer und unheimlicher Fische, allesammt gebannte Geister, bewohnt; unter denselben bemerkt man eine große, ganz mit Moos bedeckte Forelle, welcher eine Tanne aus dem Rücken gewachsen ist. Im Jahr 1128 sollen auch aus dem See Hühner mit vier Füßen, und 1304 ein furchtbarer Drache ans Land gestiegen sein.

Gleichberüchtigt ist das Kronthal, zwischen Marlenlenheim und Waßlenheim, aus dessen Sandsteinbrüchen der größte Theil der zum Bau des Straßburger Münsters nöthigen Steine gezogen wurden. Außer den schon oben berührten Schlangen, sitzt noch ein schwarzer Hund in einem Steinhohl, welcher einen Schatz hütet. [2]) Sodann läuft oft zur Nachtzeit ein weißes Rößlein durchs Thal; manchmal

---

[1]) Auf der großen, vom Kriegsministerium herausgegebenen Karte von Frankreich, auf welcher dem Elsaß acht Blätter zugetheilt sind, heißt dieser Wald Frohwald; wahrscheinlich war die ältere Benennung Fro-, Frowen-: Frauenwald, um somehr, da derselbe als Sammelplatz der Hexen gilt.

[2]) Schwarze Hunde gelten zwar als Teufelsthiere, jedoch bezieht das Volk dieselben auch häufig auf Menschen, die bei Lebzeiten geizig waren und Geld zusammen häuften. In einem Bäckerhause, in Straßburg, soll ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, in welchem die Seele eines ehemaligen Besitzers gehen muß, verborgene Schätze anzeigen.

allein, manchmal steht ein Mann auf demselben, der einen Säbel in der Hand hält. Er soll einst vor vielen, vielen Jahren den Eingang des Thals, ganz allein gegen ein großes Kriegsheer vertheidigt haben, aber wegen einer dabei begangenen Sünde hierher gebannt sein. [1])

Vor dem Kronthal und auf der Südseite desselben, befindet sich am Fuß des Wangenbergs, [2]) das alte Städtchen Wangen. Auf der Gartenmauer, des gleich am Anfang liegenden ehemaligen Freihofs, [3]) bemerkt man, vom Nachtläuten an, bis zur Morgenglocke, zwei große weiße Katzen, welche einander gegenüber sitzen, und außerordentlich hell in die Nacht hinein glänzen.

Auch im Buchsweiler Freihof, einem alten hohen Hause, in der Herrengasse, spuken, unter andern Geistern, auch Thiere: Eine große Katze geht hier um, mit feurigen Augen, und wenn man ihr zu nahe kommt, so nimmt sie einen Satz und springt in die Mauer hinein, die sich vor ihr öffnet und wieder schließt, ohne daß man die geringste Beschädigung an derselben bemerke. In den Zimmern, auf den Gängen und Treppen, so wie auf dem Gesimse der Fenster läßt sich ein Hahn von ungewöhnlicher Größe sehen.

---

[1]) Ohne diesen letzten, wahrscheinlich erst später hinzugesetzten Umstand, wäre hier das weiße Pferd Odins, des Siegesgottes, unverkennlich, und die Sage gehörte zu den willkürlichen Thierverwandlungen.

[2]) Als Sammelplatz der Hexen und Aufenthaltsort irre führender Geister berüchtigt.

[3]) Freihöfe waren Stätten, in welche sich im Mittelalter Todschläger und andere grobe Verbrecher zurückziehen konnten, um der über sie verhängten Strafe zu entgehen; solche waren im Elsaß, unter andern, auch in Mülhausen (S. Petri, der Stadt Mülhausen Geschichten, herausgegeben von M. Graf, Mülh. 1838, S. 21), Oberbergheim und Buchsweiler.

Wenn man von Obermodern nach Kirrweiler geht, so kömmt man, links von der Buchsweiler Straße, und noch im Buchsweiler Bann, an einen Steg, der über den Mühlbach führt. Dort grast in der Dämmerstunde die schwarze Kuh, mit silbernen Hörnern und silberner Halsglocke. Die Waidbuben sehen sie oft und gehen ihr aus dem Weg, obgleich sie ihre Art und Sitte kennen, und wissen, daß sie ihnen kein Leid zufügt. Wenn man, von ihrem Geläute angezogen, auf sie losgeht, so nähert sie sich sanft und will Einem die Hände lecken. Läßt sich's aber Einer beikommen, sie zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, so geräth sie in Wuth, nimmt den Frevler auf die Hörner und schlendert ihn in den Mühlbach.

An dem Gänsbrücklein, über welches der nächste Weg von Bosselshausen nach Kirrweiler führt, geht eine große Gans, nach Manchen ist es eine Schneegans, welche die Leute oft stundenlang in der Irre herum führt. Das Irregehen geschieht jedoch auch, ohne daß die Gans selbst dabei erscheint.

Bei sämmtlichen, hier mitgetheilten Spukerscheinungen der ersten Reihe, der unwillkürlichen Thierverwandlungen, ist nur die Idee des Eingebanntseins, wegen begangener Sünden, ausgedrückt; die Bedingungen, an welche sich die Erlösung knüpft, sind unbekannt. Dieselben sind dagegen in folgenden zwei Sagen auf bestimmte Weise angegeben.

Im Schlosse Rothenberg, Rougemont, welches an der Straße von Masmünster nach Befort liegt, erscheint oft eine weiße Dame, welche sich auf die Trümmer des Thurmes setzt, und traurig ins Thal hinabschaut. Ein Mädchen sah sie eines Tages daselbst sitzen. Die Dame ging alsogleich auf das Mädchen zu und bat es, zu einer bestimmten

Stunde des Abends, wiederzukommen; sie werde sich ihm alsdann in Gestalt eines Drachen, mit feuerspeiendem Schlunde zeigen, und auf es losfahren; allein es solle sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern den Schlüssel nehmen, welcher ihr im Rachen liegen wird und welcher zu großen Schätzen führt; dadurch werde sie sodann erlöst sein. Das Mädchen kam zur bestellten Zeit, gerieth aber durch die Erscheinung des Drachen so sehr in Schrecken, daß es die Flucht ergriff. Nachdem es sich noch einmal herumgewandt hatte, war der Drache verschwunden; allein es hörte hierauf mit klagender Stimme die Worte rufen: „Ach jetzt bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!“ [1])

Die zweite Sage, „vom Krötenstuhl,“ theilen die Brüder Grimm, in folgender Abfassung mit: [2]) „Auf Rothweiler, einer elsässischen Burg im Wasgau, [3]) lebte vor alten Zeiten, die schöne Tochter eines Herzogs, die aber so stolz war, daß sie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand, und viele umsonst das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde sie dafür verwünscht und muß auf einem öden Felsen hausen, bis sie erlöst wird. Nur einmal die Woche, nämlich am Freitag, darf sie sichtbar erscheinen, aber einmal in Gestalt einer Schlange, das zweitemal als Kröte und das drittemal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag wascht sie sich auf dem Felsen, der noch heutzutags

---

[1]) S. Golbéry, Antiquités du Haut-Rhin, Paris et Mulh. 1828, p. 91.

[2]) Deutsche Sagen, I, S. 304. In mehrern Mundarten heißt auch der Waldschwamm Krötenstuhl.

[3]) Ich habe die Lage dieser Burg vergeblich gesucht; sollte nicht eine Namensverwechslung begangen worden sein; eine ähnliche Sage kommt übrigens im Jägerthal vor, sie ist von G. Mühl poetisch behandelt worden, S. Elsäß. Sagenbuch von Aug. Stöber, Straßburg 1842, S. 396.

der Krötenstuhl heißt, an einem Quellborn und sieht sich dabei in die Weite um, ob niemand nahe, der sie erlöse. Wer das Wagstück unternehmen will, der findet oben auf dem Krötenstuhl eine Muschel mit drei Wahrzeichen in einer gelben Schlangenschuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarloke. Diese drei Dinge bei sich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die Wüste Burg steigen, warten bis sie sich zu waschen kommt und sie drei Wochen hintereinander in jeder ihrer Erscheinungen auf den Mund küssen,[1]) ohne zu fliehen. Wer das aushält, bringt sie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze. Mancher hat schon die Werkzeichen gefunden und sich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele sind vor Furcht und Greuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Bursche schon den Mund der Schlange berührt, und wollte auf die andere Erscheinung warten, da ergriff ihn Entsetzen und er rannte bergab; zornig und raschelnd verfolgte sie ihn als Kröte bis auf den Krötenstuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit hindurch wie sie war und altert nimmer. Als Schlange ist sie am gräßlichsten und nach dem Spruch des Volks „groß wie ein Wieschbaum (vielmehr Wißbaum), als Krott groß wie ein Bachofen und da spaucht sie Feuer." —

Wir haben nun schließlich noch die zweite Reihe der unwillkürlichen Verwandlungen in Thiergestalten, nemlich die sogenannten

Stadt- oder Dorfthiere, Stadt- oder Dorfkälber,[2]) wie sie auch häufig genannt werden, zu besprechen. Es kann

[1]) Der Kuß, als Erlösungsbedingung, kömmt häufig in Sagen vor.

[2]) Dieß sind die gewöhnlichsten Benennungen; hier einige abweichende: In Brunnstatt, bei Mülhausen, heißt das Gespenst das

dieß um so mehr in gedrängter Kürze geschehen, als die Erscheinung dieser Gespensterthiere sich beinahe überall auf dieselbe, höchst einförmige Weise wiederholt, und also im Allgemeinen abgehandelt werden kann.

Was die Gestalt dieser nächtlichen Ungethüme betrifft, so darf man, bei den Benennungen Kalb und Hammel, nicht an diese Thiere selbst denken: Die Stadt- und Dorfthiere bieten eine unförmige, höchst plumpe, und daher schwer sich bewegende Thiermasse dar; der Kopf ist ungewöhnlich groß und hat oft, wie beim Dorfhammel von Wangen, ungeheure Schlappohren; der Rücken ist hoch und breit, die Füße stark und dick. In jedem Orte hat das Thier gewisse Plätze, an welchen es zu liegen pflegt, oder Straßen, welche es mit schwerem Schritte, selten schnell, durchtrabt. Oft erscheint es schon mit der Dämmerung, und verhält sich dann ruhig; es sei denn, daß es um diese Zeit vor den Ort hinausgehe, wie das Ingweiler Stadtkalb, welches seinen Gang vor das Städtchen hinaus, gegen die Buchsweiler Straße hin, bis zur Steinbank, auf der ersten Anhöhe, macht, um sich einem weinbeschwerten Heimkehrenden auf den Rücken zu hängen und sich von ihm bis an die ersten Häuser tragen zu lassen. Sobald es aber stiller in den Straßen wird, und die Lichter in den Häusern erlöschen, fühlt es sich in seinem Reiche, und beginnt seinen Rundzug entschiedener, wobei es sich oft in eine dunkle Ecke legt, damit die spät nach Hause Gehenden über es hinausschreiten und fallen müssen, oder es springt ihnen zwischen

---

schwarze Thier; in Kolmar das Nachtkalb; in Wangen der Dorfhammel; die weißen Schafe in Marlenheim, welche den spät nach Hause Gehenden ans Wasser, zum Nachtbade locken, sind eher diabolische Thiere. S. über dieselben die angekündigte neue Sagensammlung des Verfassers.

die Beine und läßt sich von ihnen reiten. Den Nachtwächter scheint es sich dabei besonders auserkohren zu haben, und mancher mußte sich schon, besonders zur Advents- und Fastenzeit, zum unbequemen und unheimlichen Ritte hingeben. Am meisten Schrecken jagt es aber ein, wenn es, plötzlich aus seinem Hinterhalte hervorspringend, sich Einem auf den Rücken hängt und von ihm tragen läßt.

Weder Grimm's Mythologie, noch andere ähnliche Werke und Sagensammlungen, — Mone's Anzeiger ausgenommen, in welchem sich das Dorfthier von Stupferich, bei Durlach, und der Mannheimer Trappgaul befinden, — geben Aufschluß über die Stadt- und Dorfthiere. Würde sie der, den christlichen Moloch und seine blutigen Opfer, auch in der lichtesten, naivsten Volkssage witternde Daumer kennen, er hätte ihnen gewiß schon ganze Hekatomben lockiger Kindlein und weißer Jungfrauen in den Pelz geschoben.

Ich lasse es also, bis auf weitere Zeugnisse, dahingestellt, ob diese Gespensterthiere, nach dem Volksglauben, die Seelen von verstorbenen Gemeindevorstehern sind, welche, um begangener Unredlichkeiten, verwünscht sind, oder ob das Volk, durch Sinnentäuschung verführt, eine ihm unbegreifliche Erscheinung, traditionnell an alte heidnische Opfergebräuche knüpft, wobei die geopferten Thiere immer denselben Weg nach der Opferstätte zurücklegen mußten.

Ich muß aber endlich noch, in den dunkeln Reigen der gespenstigen Gemeindethiere, zwei Illzacher Ungethüme ziehen, nemlich: das Doggele, eine Art von Alp oder Vampyr, von unbestimmter Thierform, welches sich den Kindern zentnerschwer auf die Brust setzt und sie zum Schreien und zu gichterartigen Zuckungen bringt. Gegen dasselbe wird das doppelte Dreieck, ein kabbalistisches Zeichen, — im gewöhnli-

chen Leben ein Bierschild, — als befreiend angenommen — Als gleichfalls abwehrend gelten ein Säbel und ein Degen, welche kreuzweise in das Bettchen des leidenden Kindes gelegt werden. [1])

Der zweite Illzacher Plagegeist ist: das Frafastethier, d. h. Fronfastenthier. [2]) Dieses Gespenst hat die Größe eines jährigen Kalbes und feuersprühende Augen, wie runde Fensterscheiben so groß. Es ruft, zur Fronfastenzeit, seine Opfer beim Namen, und wenn sie darauf antworten, sind sie in seiner Gewalt, und werden von ihm fortgeschleppt. Kinder, die um diese Zeit geboren werden, fallen ihm gewöhnlich anheim, es besucht sie Nachts und treibt allen bösen Spuk mit ihnen. Deßhalb werden sie von jedermann, selbst von ihren Eltern, gehaßt. Sie sind mit allen Geistern der Hölle in Verkehr, und es ist kein Leid um sie, wenn sie, was allgemein gewünscht wird, frühzeitig sterben.

„Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus," so spricht nun wohl auch der geneigte Leser mit mir, nachdem diese unheimlichen Gestalten an ihm vorübergezogen sind, und er wieder, wie nach bösem Alpdrucke, frei aufzuathmen beginnt. Und wenn auch dieser traurige Aberglaube nicht mehr allgemein in unserm Lande herrscht, so sitzt er doch leider, wie

---

[1]) Stahl sichert, nach dem Volksglauben, gegen den Einfluß böser Geister; wer über eine Hexe ein bekreuztes Messer wirft, hat von ihr nichts zu fürchten. S. Grimm, D. Myth. S. 1056.

[2]) Schon oben ist angegeben worden, daß die Zeit des Advents und der Fronfasten, den teuflischen Gewalten angehört, sie haben da freien Lauf. An einigen Orten der Schweiz spukt in der Fronfastnacht, Mittwochs vor Weihnachten, der sogenannten Sträggelnacht, ein Gespenst, Sträggele genannt. Auch ist das Doggele in der Schweiz bekannt. S. Stalders Schweizerisches Idiotikon.

ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, und gewiß Mancher mit mir, noch bei Vielen fest, und verfinstert, verdumpft, ängstigt und quält die Seelen.

Volksfreunde, ich habe den Finger auf die Wunde gelegt. Es ist Zeit, daß sie einmal gründlich geheilt werde; daß diese Giftpflanzen ausgerauft, (und dafür, durch das lebendige Wort eines, zugleich hellen und warmen, den Menschen in allen seinen geistigen Fähigkeiten erfassenden Unterrichts, Lichtblumen in die Geister gesäet werden! Das gebe Gott, der nicht ist ein Gott der Finsterniß, sondern ein Gott des Lichtes!

VI.

Elsässische Gedenkreime, Sprüche und Inschriften.

Erste Abtheilung.

1.

Groß Sterben.

591.

Kleinlawel, Straßb. Chronick. 1625. S. 9.

Als fünff hundert neuntzig ein Jahr
Man zehlt, ein grosser sterben war,
Also, daß viel Leut in dem gehn,
In Gastereyen, vnd im stehn,
Todt nieder fielen, vnd das Lebn
Im niessen vnd gienen [1]) auffgebn,
Daher kompt (wann man nießt) der brauch,
Daß man sagt helff dir Gott, wann auch
Etliche Leut gienen jetzund,
Machen sie ein Creutz für den Mund.

---

[1]) gähnen.

2.

Amandus,

erster Bischof von Straßburg.

640.

S. Schilter-Königshovens Chronik. S. 233, 1142 und 1160. Nachfolgende biographische Reime standen im Chor der Kirche zum Alten St. Peter.

Amandus edelgelert, jung Gott erkant,
Verlies sin Eltern gut und Vaterlant.
Gebot dem Schlangen gros das er bald wich.
Sucht Rom. Petrus erscheyn jm sichtechlich.
Darnach ging er in Dagobertus lant,
Do ward er erster bischof zu Strasburg genant.
Er predigt, Kirchen pawet (baut), abgött zerbrach,
Deuft (tauft) Sigebertum jung, der Amen sprach.
Vil Wunder gros tet er in Gottes gewalt.
Vnd starb do man viC und xl (640) zahlt.

3.

Sterne fallen auf die Erde.

763.

Kleinkawel. Straßb. Chron. S. 16.

Siben hundert sechtzig drey Jahr,
Ein schröcklich Wunderzeichen war,
Dann es fielen vom Firmament,
Die Sternen auff die Erd behend,
Jedermann führt ein grosse klag,
Vnd meint es käm der Jüngste Tag.

4.

Kreuze fallen auf die Kleider. [1]

786.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 16.

Vnd als hernach die Jahrzahl war,
Siben hundert achtzig sechs Jahr,
Begaben sich seltzam geschichtn,
In die man sich gar nicht kont richtn,
Dann, Creutz fielen, wie Oel vnd Blut
In d'kleyder, wie sauber vnd gut
Man dieselben in Trög packt ein,
Halff alles nichts, kamen doch drein.

[1]) Von ähnlichen Kreuzregen, im Jahr 1501, spricht Petri, der Stadt Mülh. Geschichten, 1624; im Jahr 1503, die Gebweiler Dominikaner-Chronik, so wie Schwelin's Württembergische Chronik (S. Scheible, Schaltjahr, IV, S. 456. Näheres findet man in des Verfassers: Elsäss. Sagen und Geschichten aus alter Zeit.

5.

Großer Weinmangel.

1070.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 22.

Im tausent sibentzigsten Jahr,
An Wein ein solcher mangel war,
Das Meß, vnd Nachtmal mit beschwerdn,
Nicht vberal kont ghalten werdn.

6.

Zahme Vögel werden wieder wild.

1090.

Kleinlawel, Straß. Chron. S. 23.

Es flogen in gemeltem Jahr,
Viel zamm Vögel mit großer schar,
Als Hüner, Gänß, Enten, vnd Pfawn,
Auß der Statt in die Wäld vnd Awn,
Wurden gantz Wild, das menniglich
Genug hat zu verwundern sich.

7.

Sankt Theobald's Daumen in Thann.

Anfang des 12. Jahrhunderts.

Obschon die Seel im Himmel ist,
So lebt er noch auf Erden;
Weil hier durch ihn dem frommen Christ
Kann viel ertheilet werden.
Von ihm empfindt die Thanner Stadt,
Obschon sie nur den Daumen hat,
Die ganze Vaters Hande.

8.

Große Hungersnoth.

1126.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 24.

Elff hundert Sechs vnd zwantzig Jahr,
Ein solcher kalter Winter war,
Das all Erden gewechs verdorbn,
Die Vögel in der Lufft gestorbn,
Darauff ein große Hungersnoth,
Viel hundert Menschen bracht zum Todt,
Der hunger Regirt solcher maßn,
Das zamme Thier einander fraßn.

9.

Weinsegen.

1300.

Kleinkawel, Straßb. Chron. S. 46

Als man tausend drey hundert Jahr
Zahlt, gar viel Wein gewachsen war,
Darumb war der fürn Wein vnwerth,
Daß man außrufft wer den begert,
Dem wöll man geben vmb Gotts willn.
Daß man die Faß wieder kont fülln.

10.

Straßburg im Bann.

1323.

Als Kaiser Ludwig von Baiern von dem Pabst in den Bann gethan wurde, blieb ihm Straßburg dennoch anhängig und kam daher ebenfalls in den Bann. Die Dominikaner schloßen aber erst einige Jahre darauf ihre Kirche, und als man sie darüber zur Rede setzte, sagten sie:

Darum ist es nicht recht gethon,
Weil man muß fürchten bösen Lohn.

Der Magistrat jedoch antwortete ihnen:

Ihr sollt fort singen
Oder aus der Stadt springen.

11.

Weinsegen.

1333.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 53.

In dem Jahr wuchs so viel Wein, das
Man nicht Faß gnug kunt haben,
Darumb viel vmb ein lähres Faß,
Ein Faß voll fürn Wein gaben.

12.

Die große Geischelfart.

1349.

Aus Closener's Elf. Chronik, mit Königshoven's Chronik, ergänzend, abgedruckt im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, 1843, I. S. 136 u. ff.

Schon im 13ten Jahrhundert nahm die Bruderschaft der Geißler, Flagellanten, auch Flegler oder Bengler genannt, ihren Ursprung. Dieselben wollten durch Geisselungen, Buße thun und Gott eine Ehre erweisen. Sie erklärten die Stelle des Psalmisten: „Lobet den Herrn mit Pauken" also: Die Pauke ist ein dürres Fell, nun könne man Gott nicht besser loben, als wenn man, den, durch Fasten abgemagerten Körper, wie eine Pauke schlägt. Im Jahr 1349, in welchem ein großes Sterben allenthalben, besonders am Rheine war, und die Juden angeklagt worden waren, die Brunnen vergiftet zu haben, kamen 200 Geißler nach Strasburg. Die Chronisten beschreiben ihren Einzug im Elsaß folgenderweise: „Wo sü in die state oder in dorfer gingent unn stürmede alle glocken gegen in, unn gingent den fanen nach ie zwen unn zwen mit enander, unn hettent alle mentel an, unn hüteline uffe mit roten crützen, unn sungent zwene oder viere eine leis (Gesang, Lied) vor, unn sungent in die andern noch. Der leis waz alsus:

Nu ist die bette vart (Betfahrt) so her
Crist reit selber gen Jherusalem.
Er fürt ein krütze an siner hant,
Nu helf uns der heilant.
Nu ist die bette vart so gut,
Hilf uns herre durch din heiliges blut,

Daz du an dem crutze vergoszen hast,
Unn uns in dem ellende geloszen hast.
Nu ist die strosze also breit
Die uns zu unsern lieben frowen treit,
In unsern lieben frowen lant
Nu helfe uns der heilant.
Wir sullent die busze an uns nemen,
Daz wir gote desto bas gezemen (ziemen, angenehm sind),
Aldort in sines vatters rich,
Des bitten wir dich sünder alle gelich;
So bitten wir den vil heiligen Crist
Der alle der welte gewaltig ist.

Wenn sie in die Kirchen kamen, fielen sie auf die Knie und sangen:

Jhesus wart gelabet mit gallen
Des sullen wir an ein crütze vallen.

Sodann fielen sie abermal auf die Knie, „krütze wis, daz es klaperte;" hierauf hub der Vorsänger an:

Nu hebent uf die üwere hende
Daz got dis grosze sterben wende.
Nu habent uf uwer arme,
Das sich got über uns erbarme.

Es war ihnen verboten mit Frauen zu reden; brach Einer das Gesetz, so mußte er vor dem Meister niederfallen und wurde von ihm mit der Geissel geschlagen, worauf derselbe ihm zurief:

Stant uf durch der reinen martel ere,
Unn hüt dich vor der sünden mere.

Die andern Leisen, welche sie noch sangen, befinden sich in der oben angegebenen Sammlung, S. 138—140. Für unsern Zweck genügen die bereits angeführten.

13.

Alte Inschrift

in der Gartenmauer, des, an die Kirche St. Thomä, in Straßburg, stoßenden Pfarrhauses.

1410.

G. Fr. K. Heitz, Die Thomas-Kirche in Straßburg; 1841. S. 94.

Diese Inschrift steht auf einem eingemauerten Grabstein, auf welchem ein Todtengerippe auf einer Matraze liegend, einen Knochen in den Händen haltend, ausgehauen ist.

Das ist mir bliben, das ich hab geben,
Was ich hab behalten, hat mich begeben.
O Gott, gib uns allen das ewig leben.

14.

Inschrift am Weissenthurmthor.

1418.

Die Stiftsherren von St. Thomä hatten den Zehnten im Königshofer Bann. Nun war es zwar kein Recht, aber doch eine alte Gewohnheit, daß man den Bauern in der Aernte eine gemeine Zeche an Brod und Wein reichte. Dieses wollten aber die geistlichen Herren im Jahr 1418 nicht thun, obgleich die Aernte sehr ergiebig gewesen war. Die Bauern wurden darüber unwillig und verbrannten den Zehnten. Nachmals ließ der Magistrat folgenden Reim auf eine steinerne Tafel hauen, welche am Weissenthurmthor eingemauert wurde und noch jetzt zu lesen ist.

Gottes barmhertzikeit
Der pfaffen grytikeit
Und der bauren bosheit
Durchgründet niemanß
Uf minen eit. 1418.

15.

Altes Korn,

welches sich, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, noch auf dem Straßburger Stadtspeicher befand.

1439.

S. L. Schneegans, Straßb. Geschichten, Sagen, Denkmäler, Inschriften u. s. w., stückweise gedruckt im Straßburger Anzeigeblatt; für Freunde in besonderm Abdruck. S. 33.

Anno ein tausend vierhundert dreyßig neun
Seyn erster Gecken [1]) im Land geseyn,
Wuchs diese Frucht nach Sag der Alten.
Zu Sankt Clara am Wördt wurden behalten
Um achtzig fünff Jahr daselbst zu rasten
Darnach gelegt worden in diesen Kasten.

---

[1]) Siehe S. 83.

16.

Straßburgs Ruhm,

wegen der Erfindung der Buchdruckerkunst.

1440.

Reime von Joh. Freinsheim, in Moscherosch's Philander von Sittewald, II. S. 818.

Straßburg, ob dich dein Geschütze,
Deiner Bürger Kunst vnd Witze,
Deiner Gütter Frucht vnd Nutze,
Deine gute Policey,
Dein Thurn erfrewt, vnd deiner Wählen Schutze:
So frewe dich doch mehr vmb deine Truckerey.
Stücke springen, Menschen sterben,
Gütter fehlen vnd verderben,
Policeyen gehen vnder,
Thöre vnd Wähle fallen ein:
Hingegen ist dir dieses Wunder
Ein ohnverändert Gut, vnd bleibet ewig dein.

Moscherosch führt S. 812 Mentelin redend ein, und läßt ihn beweisen, daß er es sei, der die Buchdruckerkunst erfunden, und daß ihn sein Diener Hanß Genßfleisch von Meyntz darum betrogen, und sein Kunst und Vorhaben an Junker Hans Gutenberg von Straßburg verrathen habe.

17.

Aus dem Armen=Geckenkrieg.

1444.

S. L. Uhland's Volkslieder, Stuttg. u. Tübingen 1844, S. 501 u. ff.

Nach der heldenmüthigen, aber unglücklichen Schlacht, welche die Eidgenossen dem Dauphin von Frankreich, nachherigen König Ludwig XI, zu St. Jakob, bei Basel, im Jahr 1444, geliefert hatten, zog derselbe mit seinem Heere nach dem Elsaß und hauste daselbst sehr übel. Einer der Befehlshaber der Truppen war früher der Graf von Armagnac gewesen, aus welchem Namen das Volk arme Gecken machte; ob der vielen Gräuelthaten aber nannte es dieselben auch die Schinder. Der Verfasser des Liedes nennt sich, am Schlusse, Lienhart Ott; er sagt:

Hettens die von Ufholz recht bedacht
und hetten ir gütlin zusamen bracht
und wären gon Wattwiler kummen,
gon Wattwiler in die kleine statt,
die Gecken hettens in nit gnummen.
Das haben sie aber nit getan,
sie müßen den spott zum schaden han,
hat sie gar oft gerawen
daß sie Wattweiler der kleinen statt
so gar nit wolten vertrawen.

Zu Wattwiler bei dem mülenturm
da hand die Gecken verlorn ein sturm
sie fluhen von dannen schiere
und kruchen durch die reben auß
wie die hund auf allen vieren.

18.

Reime

aus dem Zug der Straßburger nach Wasslenheim.

1448.

S. Ludwig Schneegans, Straßb. Geschichten, S. 2—5.

„Das Wasslenheimer Schloß gehörte den Brüdern Walther und Gottfried von Thann, zween reichbegüterten mächtigen Herren, welche dasselbe als Lehen von Herrn Schan von Finstingen trugen. Mit diesem Letztern und Bischof Ruprecht von Straßburg, dessen Verbündeten, war die Stadt und das Hohe Stift in Krieg. Die Herren von Thann, als des Finstingers Vasallen, befanden sich in den Reihen seiner Helfer und der Feinde der Stadt. Deswegen beschlossen Meister und Rath das für unüberwindlich gehaltene Schloß zu gewinnen, aus welchem den Ihrigen großer Schaden durch Angriffe, Raub und Brandschatzung war zugefügt worden.“

Die Straßburger, bewährte Freunde der Freiheit, zu jeder Zeit, und tüchtig wo's galt, das Schwert für dieselbe zu schwingen, siegten, und zerstörten das Schloß und machten es dem Boden gleich.

„Zur Erinnerung an diesen merkwürdigen Feldzug, ließen die Bäcker, welche sich bei demselben besonders ausgezeichnet haben mochten, unten im Tanzsaale ihrer Zunftstube, rechts bei dem Eingange, den Zug von Wasselnheim und die Eroberung des Schlosses, an die Wand malen. Daher auch, wird behauptet, pflegten die Bäckerknechte jährlich um Pfingsten, einen Umzug mit fliegenden Fahnen zu halten. Bei den besagten Bildern stunden folgende Reime, zum Theil in Form eines Zwiegesprächs zwischen den Belagerern und dem belagerten Herren und seinen Leuten:

Als man tausend vierhundert Jar
Zalt acht vnd viertzige offenbar,

Zugen alle Handwerck zu Straßburg auß,
Vnd brachen Waßlenheim das Hauß.

Ich will werffen zu dem Kirchhoff frey,
Gott geb wer in der Kirchen sey.

Schiessen vnd Werffen lont euch nit thauren,
Wir wollen brechen Thurn vnd Mauren,
Der Graben ligt voll böser Bauren.

In der Wantzenaw hant wirs genommen,
Das Vieh muß in Westreich kommen.

Ehe gnedige Herren lont vns leben,
Wir wend Euch das Schloß vffgeben.

In derselben Zunftstube stund ferner, oben bei dem Fasse:
Es würdt baß beissen.

Den Schaden laß ich mich nit thauren
Der mich bricht würd mich baß bauwen.

Hett ich den Rohraffen [1]) schlaffen lohn
So wer mein Schloß gantz bliben stohn.

Zint ahn, hie muß gar nichts bleiben,
Laß die Funcken gen Himmel steuben.

---

[1]) Der Rohraffe war ein groteskes Affenbild, welches an der großen Orgel im Münster angebracht war, und mit welchem, oft während des Gottesdienstes, allerlei Unfug getrieben wurde. Geiler von Kaisersberg predigte gewaltig dagegen.

19.

Viel und saurer Wein.

1465.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 109.

Sehr viel Wein wuchs in dem Jahr
Jedoch so sawer darneben,
Das wer jhn tranck leibweh bekam,
Viel wurden kranck nachmahlen,
Vnd wer deß Weins zuviel einnahm,
Musts mit der Haut bezahlen.

Alter Wein,

welcher sich, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, noch im Straßburger Spitalkeller befand.

Aus den Jahren 1472, 1519 und 1525.

S. L. Schneegans, Straßb. Geschichten, S. 31.

Die Fässer, welche diese alten Weine enthielten, trugen folgende Inschriften:

1472.

Lieben Fründt, ich thu euch kundt,
Hie ligt ein Wein auff diese Stund,
Der wuchs, sag ich gewiß und wahr,
Als man zalt 1472 Jahr,
Kam in den Spital herein
Da der burgundisch Krieg ist gesehn.

1519.

Dieser Zedel sagt uns das:
Wie lang der Wein in diesem Faß
Gelegen ist, sag ich fürwahr,
Seit man zalt 1519 Jahr,
Da der Würtemberger vertriben,
Wie man ein solches findt geschriben.

1525.

Euch soll der Wein sein wol bekandt,
Daß er der Baurenkrieg wird genannt,
Daher er hat den Nahmen,
Darumb daß vil Bauren kamen zusammen,
Die wurden erschlagen, das ist wahr,
Als man zalt 1525 Jahr.

21.

Peter von Hagenbach's Gefangennehmung. [1])

1474.

Als das Gerücht von Hagenbachs Gefangennehmung ins Volk gedrungen, war alles ein Jubel und man sang:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Deß sollend wir froh syn,
Sigmund soll unser Trost syn,
Kyrie eleison!

Wär er nit gefangen,
So wär's übel gangen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sin böse List.
Kyrie eleison!

---

[1]) S. oben S. 23. Das Osterlied, aus welchem dieser Vers genommen und auf Hagenbachs Gefangennehmung angewandt ist, befindet sich in Uhlands Volksliedern, S. 331.

22.

Mentelin's Grabschrift

im Straßburger Münster.

1478.

Johann Mentel oder Mentelin, geboren zu Schlettstadt, zu Anfang des 15ten Jahrhunderts; gestorben zu Straßburg 1478, galt, vor Schöpflin, bei allen ältern elsässischen Schriftstellern, Speckle, Moscherosch, Schilter u. A., als der Erfinder der Buchdruckerkunst. Herr Advokat A. Dorlan, in Schlettstadt, sucht ihm von Neuem, mit gewichtigen Gründen, die Ehre der Erfindung zu erfechten. S. Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt, Colmar 1843, 1re Partie, p. 277—334. — Mentelin's Grabschrift befindet sich in einer Sakristei des Straßburger Münsters. S. das Münsterbüchlein, neue Ausgabe, von Th. Schuler, S. 112.

Ich Johann Mäntelin lieg endlich da begraben,
der ich, durch Gottes Gnad, am ersten hab' Buchstaben
zu schöner Schriften Druck in Straßburg hier erdacht
und solche schöne Kunst dadurch zuweg gebracht,
daß ein Mann einen Tag Jetzund so viel kann schreiben,
als sonst ein ganzes Jahr: Und diese Kunst wird bleiben
bis an das End der Welt. Nun wär es die Gebühr,
daß Gott würd Dank gesagt und ohne Ruhm auch mir.
Allein ich halt davor, es werde schlecht geschehen
und darum hat mir Gott ein Denkmal selbst ersehen,
daß ohngefähr zu Lohn für meine Druckerey,
mir dieser Münsterbau ein Mausoleum sey.

23.

Merkwürdige
Inschriften auf dem Grabmal
des Chor-Vikars Eucharius Drosch.

1480.

S. L. Schneegans, Straßb. Geschichten, S. 6.

Das Grabmal des 1480 verstorbenen Eucharius Drosch oder Trosch, Vikars des hohen Chors im Straßburger Münster, befand sich im Kreuzgange des Münsters; besonderes Aufsehen erregte ein äußerst kunstreiches Gemälde, welches sich über dem Grabstein, an der Wand befand.

Außer einer lateinischen Inschrift, sah man auf der einen Seite des Gemäldes, einen Engel mit einem Stundenglase und der Inschrift:

O Mensch merck gar eben
Es giltt dir Sele und Leben.

Gegen dem Engel über war des Todes Bild, ein Schachspiel oder, wie man im Mittelalter sagte, ein Schachzabel- oder Schachmattspiel, vor sich haltend, nebst dieser Schrift:

Ich sag dir es ist daran
Du solt totlichen Schachmatt han.

Neben dem Engel stunden viele Päbste, Kaiser, Könige, Bischöfe, Aebte, Priester und andere Prälaten und Geistliche, Herzoge, Grafen und Herren, Ritter und Frauen, und über ihnen allen war geschrieben:

In dißem Spil o Herre myn,
Min Sele laß dir beuolen syn.

Unter dem Tod waren folgende deutsche, nebst andern lateinischen Reimen, angebracht:

Alles das do lebt groß vnd klein,
Das muß mir werden gemein.
Bobst, Künig vnd Cardinal,
Bischoff, Hertzog allzumal
Grauen (Grafen), Ritter vnd Frawen,
Burger, Knaben vnd Junckfrawen,
Ich sag ych vß freyem won,
Keinen ich deß Spiles erlon.
Bewarent vch iunck vnd altt,
Vwer Jare sindt vßgezalt,
Lenger will ichs nit gestatten
Zu tod will ich vch matthen.

24.

Mauer-Inschrift auf den grossen Aerolith,

in der Kirche von Ensisheim.

1492.

Tausend vier hundert
Neunzig zwey,
Hört man allhier ein ney
Geschrey:
Daß zunächst drauß vor der stadt,
Den 7ten Wintermonat,
Ein grosser stein, beym hellen Tag
Gefallen von einem Donnerschlag
Aus der Gewilk, drithalb zentner schwer,
Von Isen Farb; brach man In her,
Mit statischer Procession. Sehr
Viel schlag man mit Gewalt
Davon. 1492.

25.

Bundschuh.

1493.

Kleinlawel, Straßb. Chronick. S. 121.

Viel loß Gesindlin jung und alt
Hat zusammen geschworen,
Vnd wolten jhrer Oberkeit
Kein Zinß vnd Güldt mehr geben,
Balt ward der Bundschuh außgebreit
Da strafft man viel am leben.

26.

Alte Inschriften

in der Kirche St. Thomä, in Straßburg.

Ende des 15ten oder Anfang des 16ten Jahrhunderts.

J. L. Schneegans. L'église de St. Thomas à Strasbourg, 1842. S. 215.

In einer Nische in dieser Kirche befand sich ehemals ein Oelgemälde, welches auf der einen Seite einen Mann mit sieben Söhnen darstellte, deren beide ersten in geistlichem Ornate, und auf der andern eine Frau, mit fünf Töchtern, alle knieend. Ueber dem Bild der Frau standen die Worte:

Einiger trost Herr und Gott
Hilff uns sünderin us aller noth.

Ueber dem Bilde des Mannes, Heinrich Schenckbecher, welcher wahrscheinlich mit seiner Frau und seinen Kindern, einen Altar an dieser Stelle gebaut hatte, las man:

Din bitter lyden, sterben und elend,
Kom uns zu trost an unserm end.

27.

Weinsegen.

1505.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 125.

In diesem Jahr wuchs so viel Wein
Als bey Menschen gedencken
In eim Jahr möcht gewachsen sein
Das man jhn weg must schencken.

28.

Spielleut, durstig Leut.

1515.

Am Schlusse des Verzeichnisses der Kosten, welche der Bundesschwörtag, Sonntags nach Petri und Pauli, 1515, in Mülhausen verursacht, stehen folgende, in Miegs, Gesch. der Stadt Mülhausen, Th. II, S. 136 aufgezeichnete Reime:

So lang der Ancken thut beym Feuer verlauffen,
Und die Kirschen sich lassen vom Stihl abrauffen,
Werden von 100 Spielleut 99 gerne sauffen.

29.

Sankt Veitstanz.

1518.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 130.

Der Sankt Veitstanz, eine heftige Nervenkrankheit, zeigte sich zuerst 1374 in Europa, und kam auch 1518 ins Elsaß. Die Kranken geriethen dabei in krampfhafte Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie unwillkührlich zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen. In Straßburg überfiel diese Krankheit besonders die Weiber. Sie wurde am Ende so ansteckend, daß sie mehrere Hunderte bekamen. Der Magistrat öffnete ihnen einige Säle, damit sie ihre Lust, oder besser ihre Unlust, desto bequemer büßen konnten. Man führte die Kranken auch auf großen Wagen nach der St. Veitskapelle, bei Zabern; sie tanzten dort um den Altar, und versprachen sich davon Heilung. — „Daß dich der Sankt Veitstanz ankäme!" „Got geb dir St. Veltinsplag!" sind Verwünschungsformeln, welche bei Geiler, Brandt und Murner häufig vorkommen. S. Elsäß. Sagenbuch, Anmerk. S. 566.

Ein Seltzam sucht ist zu der zeit
Vnder dem Volck umb gangen,
Dan viel Leut auß Vnsinnigkeit
Zu Dantzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unter laß getrieben,
Biß das sie fielen in ohnmacht,
Viel sind Todt drüber blieben.

Anderer Reim aus einer handschriftlichen Chronik.

Vil hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,
An offnem Marck, Gassen und Strassen,
Tag und Nacht ihren viel nicht assen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
Sankt Vits Tantz ward genant die Plag.

30.

Aus der Zeit der Reformation

in Straßburg.

Randglosse in Trauschens geschriebener Straßburgischer Chronik; mit Bezugnahme auf das Heirathen der Geistlichen.

Dein ehlich Weib und auch dein Kind
Mit nichten dir schad gwesen sind;
Denn Gott hat zu derselben Zeit
Kein Abscheu ghabt an ehlich Freud.
Wiegen und darinn Kinderlein
Ihm allzeit lieb gewesen seyn.

31.

Bauernkrieg im Elsaß.

1525.

1.

„Die (Bauern) von Hapßheim, Richßheim, Escholtzweiler, Zimmerßheim, vnnd anderen der Statt (Mülhausen) nächstgelegenen Dörfferen, haben ein weiß seiden fähnlin, darinn mit großen guldenen Buchstaben Jesus Christus geschrieben gestandeni ist, gefüehret, daßelbige auch in vnsere Statt getragen, vnnd dazue von den Burgeren eine steur gehäischen mit diesen worten:" (Petri.)

Steuren ans fähnlin der gerechtigkeit,
Uns armen bauwren zuer seligkheit.

2.

Wenn sich die Bauern untereinander erkennen wollten, sprach der Eine den ersten der folgenden Reime, und der Andere mußte darauf, mit dem zweiten antworten:

Ach Gott, was ist das für ein Wesen!
Wir können vor den Edeln und Pfaffen nicht genesen.

3.

Nach der Niederlage der Bauern, auf der Ebene zwischen den Dörfern Kestenholz und Scherweiler, errichtete man auf dem Wahlplatze eine Todtenkapelle, woselbst die Gebeine der Erschlagenen aufbewahrt wurden. Auf einer Wand derselben las man folgende Inschrift:

Ist es nicht ein sondere Klag
[illegible]hn tausend in einem Grab.

32.

Alte Inschriften

am Schlettstadter Rathhause.

1537.

Das Rathhaus von Schlettstadt wurde im Jahr 1537, unter der Regierung Kaiser Karls V, erbaut. Die folgenden Inschriften sind nicht mehr vorhanden. S. *Dorlan* Notices historiques sur l'Alsace, 1re Partie, p. 233.

1.

Einigkeit aus kleinen Sachen
Große vienderding [1]) zu machen.
Wo die Hertzen seynt zertrennt
In der Welt das Glück sich wend.

2.

Gerechtigkeit begriffen thut
Was nur mag tugend heisen
Verwahre sie in guten Hut
Deren sich thun beschließen.
Der Richter dieser lieben Stadt
Der das Schwerd in handen hat.

3.

Vor alle Ding hab lieb dein Gott
Im Glaub vertrau, werst nie zu Gott

---

[1]) feindselige Dinge; Feindschaften.

Us gelegt sindt worden überall:
Schiffleut viertzig und fünff Mann,
Metziger viertzig wol angethann,
Die Spiegler waren baliert feinn,
Hundert vnd zwantzig traten herein,
Freiburger sechtzig hatt vs geleit,
Tucher neuntzig; nun hör kurtzen Bescheidt —
Zur Lutzernen achtzig das ist wär,
Hundert vnd zwantzig hatten die zur Mör,
Zur Steltzen fünff vnd fünffzig eben,
Die Becken haben fünfftzig geben,
Die Kürßner viertzig vnd sechs gaben,
Kieffer fünfftzig vnd fünff geben haben,
Gerber dreyssig sind gezogen für,
Weinsticher achtzig darzu vier,
Schneider neunzig vnd fünff darzu,
Schmidt sind achtzig ich nennen thu,
Schumacher fünfftzig wol angethann,
Fischer die gaben achtzig Mann,
Zimmerleut haben hundert geben,
Maurer fünff vnd sibentzig merck eben,
Garttner dreyhundert bereydt,
So vill sindt worden vß geleydt.
Die Summa mit einander ist inn der Zal
Sechzehn hundert fünff zehen überall.

35.

Kolmarer Spruch,
in Sachen der Reformation.

1575.

Wenn Buob wär geblieben Knecht,
Und Link wär geblieben recht,
Und Goll wär geblieben stumm,
So wär Kolmar nicht im Lutherthum.

Michael Buob, Obristmeister, hatte den 14. Mai 1575 vom Rathe begehrt, daß man den Protestanten eine Kirche geben sollte; der Schultheiß Hans Goll und der Rathsherr Sebastian Wilhelm Link unterstützten den Vorschlag, welcher auch alsogleich angenommen ward. S. Hunkler, Gesch. der Stadt Kolmar, S. 276.

Inhalt.

Alsatia

für

1851.

von

August Stöber.

Zweite Auflage.

Inhalt:

Stuttgart,
bei Franz Köhler, Buchhändler.
1851.

Alsatia,

Jahrbuch

für

elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst,

herausgegeben

von

August Stöber.

1851.

Mülhausen,
Druck und Verlag von J. P. Rißler.
Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses.

Vorwort.

Ermuthigt durch die wohlwollende Aufnahme, welche die voriges Jahr veröffentlichten Neujahrs-Stollen gefunden haben, bietet der Herausgeber, an der Stelle derselben und des projektirten Johannis-Feuers, das gegenwärtige, an Umfang reichere Jahrbuch Alsatia dar.

Zu seiner großen Freude haben einige Freunde seiner Einladung zum Mitwirken an diesem vaterländischen Unternehmen, Folge geleistet; andere haben für die spätern Jahrgänge Beiträge versprochen.

Willkommen sollen überhaupt alle Arbeiten sein, welche durch Inhalt und Form dem von der Alsatia verfolgten Zwecke entsprechen. Dies gelte als freundlicher Aufruf und Bitte zu thätiger Theilnahme, an alle Freunde der Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst im Elsasse. Das Feld ist

weit und in seinem fruchtbaren Grunde liegt noch manch reicher Keim verborgen, der nur die Pflege von sorgsamer Hand erwartet, um zum vollen Aehrenhalm emporzusprießen.

Die Auswahl der Gegenstände, so wie die Darstellungsweise derselben, lassen es wohl nicht unentschieden, daß der Herausgeber weniger das eigentlich gelehrte, als das gebildete Publikum im Auge hat. Der Gelehrte vom Fach wird also manches schon Bekannte mit in den Kauf nehmen müssen; möge er jedoch auch manches Neue, Unbekannte finden, wenigstens als Material, und es mit geschickter Hand zum Gewinne der Wissenschaft verarbeiten.

Mülhausen, Ober-Elsaß, 1. November 1850.

Der Verfasser.

I.

Die Legende des heil. Christophorus.

Aus einem 1517 in Straßburg gedruckten Legendenbuch.

Christophero war ein Heide und geboren zu Canaan, er war zwölf Ellen lang, und hatte einen großen Leib und starke Glieder, und ein großes Angesicht. Vor seiner Taufe hieß er Offero. Als er herangewachsen, beschloß er umherzuwandern, und nach dem größten Herrn zu fragen, dem wollte er dienen. Da wies man ihn an einen König. Dieser hatte einen Spielmann, der sang vor ihm, und so oft er in seinem Gesang den Teufel nannte, kreuzte sich der König, denn er war ein Christ. Als der Spielmann schwieg, fragte Offero den König, was es mit diesem Zeichen von zwei Strichen zu bedeuten habe? Der König antwortete: Dieses Zeichen verscheucht den Teufel, darum mache ich es, damit er nicht Gewalt über mich habe. Da sprach Offero: „Fürchtest du dich vor ihm, und ist seine Kraft so groß, daß er dir schaden kann, so habe ich dir lange genug gedient. Ich wähnte, es sey kein Mächtigerer als du. Seit du ihn aber fürchtest, sehe

ich wohl, daß seine Kraft mehr ist als die deine, darum will ich ausgehen ihn zu suchen, und finde ich ihn, so will ich ihm dienen, weil er mächtiger ist als du."

So ging Offero aus, und suchte den Bösen überall, aber Niemand, den er fragte, konnte ihn ihm zeigen. Einst wanderte er durch eine Wildniß, da sah er eine große Ritterschaft reiten, und mitten unter ihr einen schwarzen Ritter. Der ritt zu Offero jetzt heran, und fragte: wen suchst du? Der antwortete: „Ich möchte gern dem Teufel dienen." Sagte der Feind: „Der bin ich." Da gelobte Offero ihm zu dienen, und der Teufel führte ihn mit sich. Nun kamen sie auf eine breite Straße, an der stand ein Kreuz; der Feind bog um, als er es sah, denn er durfte den Weg nicht reiten. Offero wunderte sich darüber und fragte: „Herr, sage mir, warum reitest du den krummen Weg? Sag mir die Wahrheit, sonst dien' ich dir keinen Tag mehr." Antwortete der Böse: „Da an dem Weg steht das Kreuz, an dem Christus gehangen ward, dies Zeichen fürchte ich, und muß es allezeit fliehen." Offero sprach: „Wenn du sein Zeichen fliehen mußt, so ist er größer als du, darum nehme ich meinen Abschied, und will Christum suchen." — Nun wanderte er fort, fragte Jedermann, wo Christus wäre. Da begegnete ihm ein Klausner. Dieser erzählte ihm, wie Christus ein großer König sey, mächtig und stark, Herr über alle Dinge, und geneigt, seine Freunde zu lohnen. Aber er ist sündlichem Leben feind, nur wer in Reinheit wandelt, dem schenkt er seine Gnade, darum heischt sein Dienst Fasten, Wachen und Beten. Da sprach Offero: „Weis' mir ein anderes Mittel an, wie ich ihm diene." Sagte der Einsiedler: „In jener Felsschlucht strömt ein Wasser, über das führt weder Brücke noch Steg, willst du die Menschen da herüber tragen um Gotteswillen, so erzeigst du Christo ei-

nen Dienst, denn du bist lang und stark, und kannst es wohl thun." Sprach Offero: „Das will ich gern thun." Darauf trug er Felsstücke zusammen an dem großen Wasser und baute sich damit eine Hütte. Und es kamen viele Menschen an diesen Ort, die trug er alle herüber um Gotteswillen. Dabei führte er einen großen Stab in der Hand, und arbeitete Tag und Nacht. Nun begab es sich einmal, daß in einer Nacht den Ermüdeten der Schlummer überraschte. Da rief ihn ein Kind. Er stand auf und suchte das Kind überall beim Wasser und fand es nicht. Darum legte er sich wieder hin. Da rief das Kind abermals seinen Namen. Eilig lief er ans große Wasser, suchte wieder vergeblich, und legte sich nochmals hin. Da rief es zum drittenmal. Nun fand er das Kind, nahm es auf seine Arme, ergriff den Stab und ging in das Wasser. Aber dieses wuchs zusehends, und das Kind ward so schwer, als wäre es von Blei. Er fürchtete zu ertrinken. Wie er nun mitten im Flusse stand, sagte er: Kind, wie bist du doch so schwer! mir ist, als ob ich die ganze Welt trage. Da sprach das Kind: „Du trägst nicht allein die Welt, sondern auch den, der sie erschaffen hat." Damit drückte das Kind den Offero unter das Wasser, und sprach: „Ich bin Jesus, dein König und dein Gott, für den du arbeitest, nun taufe ich dich im Namen meines Vaters, und in meinem Namen, und des hl. Geistes. Vorher hießest du Offero [1]), nun sollst du nach mir Christofero [2]) heißen. Stecke hier den Stab in den Boden, trägt er morgen Blüthen, so erkennst du daran meine Macht." Darauf verschwand er. Christofero that wie ihm geheißen, und der dürre Stab schoß in derselben Nacht zum Baume auf, und trug

---

[1]) D. i. ich biete (meine Dienste) an. [2]) Ich trage den Christ.

Blüthen und Früchte. Darüber freute sich Christophero sehr, und hing mit Liebe und Treue an seinem Herrn.

Einst kam er in eine große Stadt, wo die Christen heftig um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Er wollte die Verfolgten ermuthigen, verstand aber ihre Sprache nicht. Da bat er Gott, daß er ihm helfe der Leute Sprache zu vernehmen. Und der Herr erhörte ihn, daß er die fremde Sprache reden konnte. Er tröstete nun die Christen, wodurch er aber die Heiden erbitterte. Einer derselben, der sich so hoch stellte, daß er an Christophero's Antlitz reichen konnte, gab ihm einen Backenstreich. Christophero sprach: Meinst du, daß ich nicht stark genug wäre, dich unter meine Füße zu treten, wenn ich es nicht unterließe um meines Gottes willen? — Darauf steckte er seinen Stab in die Erde, und bat Gott, daß er das Volk durch dieses Zeichen bekehre. Und die Heiden, die solches sahen, bekehrten sich zu Christo. Darob erzürnte der König, und er schickte 200 Ritter ab, ihn zu fangen. Sie fanden ihn im Gebet, und Keiner war so kühn, daß er sich ihm genaht hätte. Bestürzt gingen sie zum König zurück. Da sandte er 200 andere Ritter, und diese fürchteten sich eben so sehr. Sprach Christophero, als er die Ritter sah: „Gelüstets mich, so komme ich, will ich aber nicht, so möget ihr mich gebunden fortbringen." Die Ritter erschracken noch mehr und sagten: „Willst du nicht mit uns kommen, so gehe, wohin du willst. Wir wollen dem König sagen, wir haben dich nicht gefunden." Da sprach Christophero: „Bindet mir die Hände auf den Rücken, ich will gern leiden für meinen Herrn." — Sie banden ihn hierauf und führten ihn mit sich. Unterwegs erzählte er viel vom Glauben an Christo, und bekehrte ihrer viele. Als er vor den König gebracht ward, wurde er von diesem aufgefordert, den Göttern zu opfern.

Den Weigernden ließ der König in den Kerker werfen, die er auf dem Wege bekehrt hatte, ließ er tödten; darauf sandte er zwei Frauen von lüsternem Sinn und üppiger Gestalt zu dem Heiligen ins Gefängniß, die sollten ihn bethören. Er aber lehrte sie den Weg des Heils, daß sie Christum bekannten, und ohne Furcht vor den Martern den Tod erlitten, den der König über sie aussprach. Wie der König dies vernahm, ließ er den hl. Christophero an einen Pfahl binden, und viele Pfeile auf ihn abschießen. Aber sie blieben in der Luft hängen. Wie der König darum tobte, fuhr einer der Pfeile zurück, und traf des Königs Auge, daß er erblindete. Sprach Christophero: Wenn ich morgen todt bin, so nimm meines Blutes ein wenig, streiche damit dein Auge und du wirst sehen. Das hielt der König für Spott, und ließ den andern Tag den Heiligen enthaupten, nahm aber doch von dessen Blut, bestrich sein Auge damit, und ward sehend. Solches ging ihm zu Herzen, daß er seinem Helfer dankte, und den wahren Glauben bekannte. [1])

---

[1]) Die gewöhnliche Sage nennt einen König Dagnus von Lycien, der den Heiligen gefangen nahm. Auch der Martertod wird anders berichtet. Erst wurde Christophorus mit Ruthen von Eisen gegeisselt, dann eine glühende Sturmhaube ihm auf den Kopf gesetzt, sein Leib hierauf mit Oel übergossen, doch weil das Feuer nicht fangen wollte, er enthauptet. S. F. Nork, Festkalender, Stuttg. 1847, S. 218.

II.

Der Buchsweiler Weiberkrieg

und

die letzten Grafen von Lichtenberg

von

August Stöber.

S. Bernhard Hertzog, Elsässer Chronik, Straßburg 1592; Buch v. S. 32 u. ff. — Daniel Specklin, Collectaneen, II, 21, 30 und 37. — Schweighæuser, Antiquités du Bas-Rhin, S. 140 u. ff. — Mündliche Ueberlieferungen.

Die 1739, in Buchsweiler, gemachte Entdeckung einer römischen Badstube und eines weitläufigen, mit wärmeleitenden Röhren umgebenen Gemaches, setzen es außer Zweifel, daß einst an der Stelle, wo sich später die Stadt erhob, eine römische Niederlassung gewesen, wenn vielleicht auch nur eine einzelne Burg, mit darum liegenden Höfen.

Geschichtliche Erwähnung von Buchsweiler, geschieht zuerst im Jahre 1178, in einer Bulle des Pabstes Alexanders III, welche die Rechte und Besitzthümer der Abtei Neuweiler in Buschwilre bestätigt.

Kaiser Ludwig von Baiern (1314—1347) erhob sie zur Stadt und später kam sie unter die Oberherrschaft der Bi-

schöfe von Metz, welche sie den Herren von Lichtenberg als Lehen abtraten. Nach dem Erlöschen dieser Familie, 1480, kam Buchsweiler an die Grafen von Hanau, welche den Titel Grafen von Hanau-Lichtenberg annahmen, und wurde der Sitz der Regierung, unter welcher zehn Aemter, [1]) mit zweihundert vierzehn Städten, Flecken und Dörfern standen.

Der letzte dieser Grafen, Johann Reinhard, verschönerte das von den Herren von Lichtenberg erbaute Schloß und umgab es mit Spaziergängen und Gärten, die mit ihren zahlreichen Statuen, Vogelhäusern und künstlichen Wasserwerken, so wie mit einer herrlichen Orangerie, der sonst eng und übelgebauten Stadt, zu nicht geringer Zierde dienten.

Durch seinen im Jahre 1736 erfolgten Tod kamen sämmtliche Besitzthümer an seinen Neffen, den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, dessen Familie dieselben bis ins Jahr 1789 genoß.

An die Zeit, welche dem Untergang des männlichen Stammes der Grafen von Lichtenberg unmittelbar vorausgieng, knüpft sich folgendes Ereigniß, welches Bernhard Hertzog in seiner Chronik und Daniel Specklin in seinen Collectaneen aufgezeichnet hat, und welches, unter dem Namen des Buchsweiler Weiberkrieges, noch jetzt im Munde des Volkes lebt.

Jakob von Lichtenberg, [2]) zubenannt mit dem Bart, zweiter Sohn des Grafen Ludwigs VII, ein wohlunterrichte-

---

[1]) Es waren die Aemter Westhoffen, Wolfisheim, Brumat, Kutzenhausen, Offendorf, Buchsweiler, Ingweiler, Pfaffenhoffen, Wörth und Hatten. S. Horrer, Dictionn. géogr., histor. et politique de l'Alsace, Strasb. 1787. I. p. 137 et suiv.

[2]) Hertzog sagt von ihm: „Er hat grosse anmutungen zu den Freyen künsten, verstündt sich auff die Astronomie vnd Nigromancia.“ Fol35

ter und gegen seine Untergebenen freundlicher und gütiger Herr, welcher zugleich die Aemter eines bischöflichen Marschalles, Straßburgischen Obervogtes und Rathes des Kaisers Friedrichs III bekleidete, war mit einer Gräfin von Saarwerden verehlicht gewesen. Nachdem dieselbe gestorben war und ihn kinderlos gelassen hatte, zog er ein Bauernmädchen aus dem badischen Dorfe Ottenheim, die schöne Bärbel genannt, in sein Schloß zu Buchsweiler, woselbst er residirte, seitdem er das Erbe seines Vaters, nach dem Ableben des ältesten Bruders, mit seinem jüngern Bruder Ludwig oder Ludemann getheilt hatte.

Mit dieser Dirne, welche den von Natur gutherzigen, aber schwachen Mann bethörte, schwand bald das freundschaftliche Einverständniß, welches bis jetzt zwischen dem Oberherrn und seinen Unterthanen gewaltet hatte. Sie wurde frech und übermüthig und zwang die armen Leute ihr jede Woche, ohne den geringsten Lohn, und ohne daß ihnen nur ein Stück Brod dafür dargereicht wurde, zwei bis drei Tage in der Frohn zu arbeiten. Sie mußten ihr Lein säen, jäten, Lichter machen und spinnen. Zudem befahl sie jeder Hausfrau ihr jährlich ein Pfund Garn zu liefern, und ließ sich jeden Tag die Sahne der Milch von sämmtlichen Kühen des Städtchens ins Schloß bringen. In ihrer tollen Vermessenheit schickte sie sogar Söldlinge zu den säugenden Müttern, und ließ sich von ihrer Milch geben, um sie zu ihren vermeintlichen Zaubereien zu gebrauchen. Wer sich weigerte oder nur über die tyrannischen Forderungen murrte, wurde ergriffen und mußte seine Kühnheit im Thurme büssen.

Als sie nun im Jahr 1462 abermals einen Frohntag geboten hatte, und die gedrückten Leute die Ungebühr nicht länger zu dulden vermochten, traten die Männer zusammen und

hielten Rath. Alle, bis auf sechse, waren der Meinung die Anforderung abzuweisen und begaben sich zum Grafen Jakob, um ihm zu erklären, daß sie lieber die Stadt verlassen wollten, als solche Schmach von einer solchen bösen Dirne zu leiden. Jakob mochte die Gerechtigkeit ihrer Klage in seinem Herzen wohl eingesehen haben, allein er war seiner selbsten nicht mehr Herr und ließ sie ohne Bescheid von sich. Da wuchs den Beleidigten der Muth. Sie besetzten eines der Thore, bemächtigten sich der Waffen und zogen sofort alle aus der Stadt, um sich nach Lichtenberg zu begeben, wo Ludwig, Jakobs Bruder, saß. Derselbe sprach ihnen zu; er wolle ihre gerechte Sache schützen und ihnen zu Hülfe sein.

Jakob gebot alsobald die Thore zu schließen und sandte nach anderer Mannschaft aus.

Die böse Bärbel aber ließ mit Anliegen bei ihm nicht nach, damit er auch die Weiber und Kinder der ausgezogenen Männer hinausjage und sich ihrer Habe bemächtige.

Da die Frauen dieses Anschlags kundig geworden, versammelten sie sich in einem Hause, auf dem Kornmarkt, und schwuren einen Eid bei einander zu verbleiben und sich ihrer Haut und Habe zu wehren.

Als nun der Amtmann des Grafen von Haus zu Haus gieng, um die Weiber nebst ihren Kindern aus der Stadt zu gebieten, „da lieffen die Frawen zusamen, vnnd bracht jede ein gewehr mit jr, eine nam ein Bratspiß, die andere ein Häwgabel, die drit ein Spieß, die vierdt ein Kolben, die fünfft ein Stecken, die sechst ein Art, vnnd was jede gehaben mochte, werten sich hefftig, trieben das Böse weib mit jhren helffern vnd den Burgknechten widerumb hinder sich in die Burg, vnd blieben sie in der Statt.“ (Hertzog).

Unterdessen kam Ludwig von Lichtenberg an der Spitze sei-

ner Kriegsknechte und der ausgewanderten Männer von Buchsweiler, nebst vielem Geschütze, vor die Stadt und belagerte sie. Die schwache Besatzung konnte sich nicht lange halten und mußte endlich der Uebermacht der Waffen und derjenigen des Rechts wider das Unrecht erliegen.

Bei der Einnahme waren Kriegsleute des Bischofs von Metz, des Markgrafen von Baden und vierzig Reiter von Straßburg zugegen.

Nachdem sie nun auch die Burg, in welcher sich Herr Jakob mit der schönen Bärbel und seiner Mannschaft eingeschlossen, hart bedrängt halten, forderte Ludwig, unter Androhung er würde ihn enterben, seinen Bruder auf die böse Dirne, die Ursache alles Haders, von sich zu thun, oder, wie Hertzog sagt, „Leibs und Guts zu tröſten." Dazu wollte sich aber der verliebte Graf nicht verstehen. Endlich traten als Vermittler des „Spens" (Streites) auf: Ludwig, Graf von Zweibrücken, Georg von Ochsenstein, „der Veste" Friedrich von Fleckenstein zu Magdeburg, Egenolf von Lützelburg und die beiden Alt-Stättmeister von Straßburg, Cuno Roppe und Hans Morßwein (Mörswin). Dieselben brachten folgenden Vertrag zu Stande:

„Erstlich solte Graff Jacob sein Herrschafft haben, vnd gebrauchen sein Lebenlang, vnnd schweren von deroselben nichts zu verändern noch zu vereussern, inn keine andere Hand zu verwenden, noch jemand die einzugeben, oder zusetzen, dann mit wissen vnd guten willen Ludwigen seins Bruders.

„Zum andern alle Burger des obgenannten Herrn Jacobs, arme leut, sie wohnen inn Schlössern, Stetten, Marckten, Weillern oder Dörffern sollen schweren Herren Ludwigen als ihrem Herren, vnnd in diese weise, da es sich fugte, daß er Graff Jacoben seinen Bruder vberlebte, so sollen sie niemandt,

dann jnen Herren Ludwigen, als jren rechten natürlichen Herren auffnemmen, sondern jhme gehorsam, gewertig vnd pflichtig sein.

„Were es aber (da Gott vor sein wolte) daß jemandt in Graff Jacobs Stett, eine oder mehr kommen bey seinem leben vber vorgemelte gelübdte, vnd Eydt, daß nicht sein soll, so sollen die Leut desselben Schloß, vnd alle andere seiner Herrschafft Arme leut, aller pflicht vnd huldigung die sie Graff Jacoben zuvor gethon entbrosten, ledig vnnd Herren Ludwigen als jrem rechten Herren mit aller pflicht verbunden sein.

„Item es hat obgenannte Barbel geloben vnnd schweren müssen, sich eintweder in die Statt Speyer oder Hagenaw zu begeben, vnd jhr lebenlang darinnen zu bleiben vnnd zu Herrn Jacoben nimmehr zukommen, ohn wissen vnnd willen Herrn Ludwigs. Item die Armen leut in Herrn Jacobs Schlössern vnnd Dörffern, besonder die von Bußweiller so auß der Statt gehn Ingweiler vnd Liechtenberg gangen seind, vnnd unwillen gehabt haben, an der Barbeln Regierung, gegen denselben soll Herr Jacob kein Rach fürnemmen, sonder, sie lassen bleiben bey jhren alten herkommen, vnd sie ohn recht vnd Gericht nicht tringen, die jenigen Edlen vnd vnedlen, so er von wegen Barbeln vertriben, soll er wider zu dem jhrey kommen lassen.“

Die angeführten Vertragspunkte wurden gegenseitig treulich gehalten.

Die schöne Bärbel zog sich, von Jakob reichlich beschenkt, nach Hagenau zurück. Sie kam zwar nicht mehr nach Buchsweiler, allein ihr gräflicher Liebhaber besuchte sie um so häufiger und wohnte selbst längere Zeit in Hagenau.

Als Ludwig im Jahr 1471 erkrankte, ließ er seinen Bruder um Verzeihung bitten wegen der vielen Händel, die sie

miteinander gehabt, und übergab ihm, mit Bewilligung seiner beiden Töchter und einzigen Erben [1]), seine Herrschaft, so lange er leben würde. Jakob verzieh ihm unter vielen Thränen, und setzte seinerseits die beiden Nichten nach seinem Tode in den vollständigen Besitz seiner Güter. [2])

Jakob ließ nun seinem Bruder eine glänzende Leichenfeierlichkeit halten, welche Hertzog folgendermaßen beschreibt:

„Als nun Herr Ludwig starb, hielt Herr Jacob im Bart sein Bruder jhme einen Herrlichen Leibfall zu Straßburg in dem Münster. Da wurde mitten in dem Chor ein Tabernackel auffgericht, vnd mit schwarzem seydenen duch bedecket wie ein begrebnus, darvor brannen dreyssig grosser Kertzen, vnd sieben Priester betten den Psalter, man hielte in dem Münster vnnd in allen Clöstern vnd Kirchen disen Morgen 350 Messen, darunder sieben singendt Messen im Münster, ... vnd solche siben Messen vnd auch hohe ambt, thäten acht Aebt, die alle zugegen waren in jhrem habit vnd Infellen, als der Abt von Gengenbach, Neuwenburg, Ettenhenmünster, Neuweiller, Maurmünster, Stürtzelbronn, Schwartzach, Schuttern.“

Nach der Ceremonie gieng man zum Opfer, wobei viele Ritter und Herren Gold, andere, so wie die Räthe und Einundzwanziger, die Fünfzehner, die Amtleute, Bürger und Handwerker, Silbergeld einlegten. „Als sich nun solches lang verzog, vnd vollendet war, da furte man Herren Jacoben

---

[1]) Eine derselben war an Philipp, Grafen zu Hanau, verehlicht; die andere an Simon Wecker, Grafen zu Zweibrücken.

[2]) Während ihrer Uneinigkeiten hatte Jakob seinen Antheil an der Herrschaft Lichtenberg, testamentarisch an Ruprecht, Bischof von Straßburg, abgetreten; allein, nach der Versöhnung, zerriß er das Testament wieder.

von Liechtenberg, alle Fürsten, Graffen vnd Herrn, wie man sie hatte zum Altar gefürt in Herrn Jacobs Hoff bei dem jvngen S. Peter, da waren der Herrn, so in solchem Hoff assen 26 Disch, aber die andern frembden auch Burger vnd Handwercker die assen in des Bischoffs Hof, auff der fordern vnd hinder schreiber stuben, auch zum Mülstein vnd der Becken-stuben. — Darauff schicket Herr Jacob in alle Stifft vnnd Clöster, in jedes ein halb fuder Wein, Wilpret vnd Fisch, vnd gab allen Armen, vnnd were es begert, Spendt auß Herren Jacobs Hoff, ein hasen, darinnen ein gute Suppen vnd ein stuck fleisch, darauff ein deller vnd ein stuck Fisch vnd zwey Brott, ein krug vnd ein maß Wein darein, vnnd jedem darzu ein newen Plappart, vnd solche Spende empfiengen vber die fünffzehen hundert personen, alles auß Herr Jacobs Hoff. Ueber acht tage zohe er hinweg, vnnd ließ jhme die Herrschafft huldigen."

Nach Hertzog starb er „vnd was dieses alten loblichen Grafflichen vnd Herrlichen geschlechts der letste, ohn Leibserben zu Ingweiller freitags post trium regum, den 12 Januarij, inn der Nacht vmb zehen vhren, im Jar nach Christi geburt 1480 [1]), vnd ligt in der Kirchen zu Ruperßweiller (Reipertsweiler) begraben.

Bald nach seinem Tode wurde die schöne Bärbel von Ottenheim, in Hagenau, wegen Zauberei und anderer Missethaten, gefänglich eingezogen und öffentlich verbrannt.

Merkwürdig ist es, daß, als im Jahr 1463 die neue Kanz-

---

[1]) Die Alsatia illustrata, II, S. 234, so wie Schweighæuser, Antiquités du Bas-Rhin, S. 141 geben dieselbe Jahrzahl an; während eine in der Alsatia diplomatica, II, S. 408 mitgetheilte Urkunde, das Todesjahr bereits auf 1474 hinaufführt. S. Strobel, Geschichte des Elsasses, III, S. 417. Anmerk.

lei in Straßburg erbaut wurde, die Büsten Jakobs von Lichtenberg und seines „unächten" Weibes, über dem Portal derselben aufgestellt wurden.

Ein stimmbefähigter Freund, Ludwig Schneegans, Stadt-Archivar und Bibliothekar in Straßburg, schreibt mir als Antwort auf meine Frage darüber: „Beide Büsten sind noch auf der Bibliothek vorhanden; es sind wahre Meisterstücke, aber leider zum Theil zerschlagen; der Kopf der schönen Bärbel insbesondere ist wunderschön. Es ist eines der ausgezeichnetsten Kunstwerke, die ich kenne. Die Köpfe sind von Meister Niklaus von Leyen, in der Kunstgeschichte mehr unter dem Namen Niklaus Lerch bekannt, und machten einen Theil von dem prachtvollen Bildwerke aus, das der Rath im Jahr 1463 an dem Portale der Schneckenstiege, der damals erbauten Kanzlei, aufführen ließ. Die Quittung des Künstlers für seine erhaltene Bezahlung ist noch im Archive."

III.

Elsässische Chronik-Sagen [1],

mitgetheilt

von

Ludwig Schneegans.

1.

Die Greifenklaue des h. Imerius.

Unweit des Schlosses Egisheim und auch wenig entfernt von dem Orte, wo späterhin das Dorf Geblisweiler oder Gebersweiher erbaut wurde, erhob sich ehedem das stattliche Benediktiner-Kloster St. Marcus- oder St. Marx-Zell genannt.

König Dagobert hatte dasselbe um das Jahr 668 gestiftet, und einigen Mönchen von St. Georgen im Schwarzwald übergeben, damit sie in dem neuerrichteten Kloster Gott dieneten mit Beten, Singen, Fasten und mit guten Werken.

St. Imerius wurde dem neuen Gotteshause vorgesetzt, als erster Abt, und wahrlich keine bessere Wahl hätte getroffen werden können, denn Imerius war ein frommer, heiliger

[1] Nach Maternus Berler's, von Ruffach, handschriftlicher Chronik, abgefaßt zwischen 1510 und 1520. (Straßburger Stadtbibliothek).

Mann, der durch seinen reinen Wandel, dem Kloster und der ganzen Umgegend zum würdigsten Vorbilde diente.

St. Imerius lebte ganz in Gott. Ein Gedanke nur erfüllte seine Seele: sein Amt gewissenhaft zu verwalten und die seiner Obhut anvertrauten Schafe getreu zu leiten zum Borne des Lebens; eine Liebe nur durchglühte sein Herz: die Liebe zu Gott und zu seinem eingebornen Sohne; und diese Liebe ergoß St. Imerius über all' seine Mitmenschen, in denen er nur Brüder und Gottes Kinder sah.

Tag und Nacht gedachte St. Imerius seines Heilandes; Tag und Nacht betete er zu ihm, daß er würdig sein möge des göttlichen Lehrers Schüler zu heißen.

So entstund in dem heiligen Abte eine heiße, unüberwindliche Sehnsucht, die ihn dorthin zog wo der Herr gewandelt hatte auf Erden, die Stätten zu sehen, wo er gelehret und gelitten und sich dahin gegeben hatte am Kreuze, ein Sühnopfer für Alle. Beten mußte er am Grabe seines Heilandes.

Dorthin zog also St. Imerius.

Unterwegs kam er bei einer Insel vorbei, von welcher lauter Jammer und Wehklagen zu seinem Ohre drang.

Ein furchtbarer Greif hauste auf der Insel und gab dieselbe der Verheerung Preis, und verbreitete weithin Graus und Schrecken.

Da jammerte den heiligen Pilgrim der armen Einwohner. Er stieg ab auf der Insel, denn willig übte er, zu jeder Stunde, die schöne Pflicht der Barmherzigkeit.

Betend gieng St. Imerius dem schaudererregenden Greifen keck entgegen; mit Gebet und Blick bezähmte und beherrschte er das Ungethüm, und aus Gottes Kraft brach er demselben eine seiner hintern Klauen ab, und benahm hiemit dem Greifen all seine Kraft.

Als der heilige Abt aus dem gelobten Lande zurückkehrte, brachte er die Greifenklaue mit sich, und verehrte dieselbe den Brüdern seines Klosters zu ewigem Angedenken.

Jahrhunderte hindurch bewahrten die Mönche zu St. Marx die Wunderklaue zur Erinnerung an den ersten Vorsteher ihres Gotteshauses und an seine Heiligkeit.

Erst als im Jahr 1360 die sogenannten Engeländer mit dem Herrn von Coucy das Elsaß überfielen und verheerten, wurde das Kloster dieses Schatzes beraubt. Burgen, Stätte und Klöster zerstörte das böse fremde Volk; was es werthvolles erspähte, das nahm es mit sich fort. Zu St. Marx raubten diese schrecklichen Feinde alle Gezierden der Kirche und alles was von Gold und Silber war. Auch die Greifenklaue des heiligen Imerius entführten sie frohlockend über diesen Fund, und versetzten dieselbe sodann, Raubs Weise, dem Abte von Marbach. Zwanzig Gulden kostete es den Abt die Greifenklaue und eine kostbare Perle, welche das fremde welsche Volk in seinem eigenen Kloster entwendet hatte, von den Räubern wieder einzulösen.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sah der Chronikschreiber Maternus Berler, von Ruffach, noch die Greifenklaue, im Kloster zu Marbach, wo dieselbe mit größter Sorgfalt aufbewahrt wurde.

Maternus Berler erzählt diese Sage mit kurzen Worten, in seiner Chronik, S. 388 b.

In einer zweiten Stelle, S. 115 a. berührt er den Raub der Greifenklaue durch die sogenannten Engeländer oder Wahlen (Welsche) im Jahre 1360; und hier spricht er sodann von der Greifenklaue als hätte St. Imerius dieselbe dem König Pipin verehrt, durch welchen sie also hernach nach St. Marx

gekommen sein müßte: „fürnemlich“, sagt er, „ward genummen die Clawe von dem griffen die sanct Imer Kunig Pipino sante auß dem heiligen landt Iherusalim.“ Diese Angabe, wie man sieht, stimmt auch, was die Zeit betrifft, nicht mit der Erzählung der Sage selbst durch Berler überein. Letztere war jedenfalls vorzugsweise zu befolgen.

2.

Bischof Friedrich von Zeringen.

Im Jahre 1101, unter dem Prior Gerhard von St. Amarin, verbrannte das Kloster zu St. Marx-Zell, sammt allen seinen Privilegien, Urkunden und Kleinodien. Schrecklich war der Brand und noch schrecklicher als die Verheerungen, die er anrichtete, die Folgen, welche er nach sich zog. Zwei Mönche fand man erstickt; drei Andere arbeiteten mit solcher Anstrengung gegen die Flammen, daß man sie erschöpft, mit dem Tode ringend, von der Brandstätte wegtragen mußte; auch diese lebten kaum bis zum folgenden Morgen. So groß war das Feuer, daß es die Mauern zersprengte, daß ein starker Thurm einfiel und sämmtliche darin hängende Glocken zerschmolzen.

Mit gebrochenem Herzen flüchtete sich der Prior nach Gebweiler und starb dort vor Leid.

Mehr denn drei Jahre lag das Kloster verwüstet da und blieb unbewohnt.

Erst im Jahre 1105 ließ Herr Nario von Laubgasse, mit Hülfe des reichen Kirchherrn von Geblisweiler, Seemann genannt, das Kloster viel herrlicher wieder herstellen als es vorher gewesen. Alles, die Kirche, sammt dem Conventhause, der Probstei, dem Gasthause, wurde von Grund auf neu erbaut und das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Seemann gab all sein Gut dem Kloster, das von nun an zu einem Frauenkloster umgestaltet wurde.

Etliche fünfzig Jahre später, als das so hart heimgesuchte Gotteshaus, sich kaum wieder etwas erholt hatte, wurde es abermals von schwerem Unglücke betroffen; allein diesmal nicht durch des Himmels Feuer.

Friedrich von Zeringen, welcher damals Bischof zu Basel war [1]), nahm eigenmächtig dem Kloster seine Güter hinweg, und schenkte sie den Dörfern Sulzmatt, Pfaffenheim und Geblisweiler, welche, seit kurzer Zeit, unter seiner Regierung entstanden waren.

So verlor St. Marx-Zell sein Eigenthum und seine Freiheiten, durch Gewalt und Ungerechtigkeit dessen, der des Klosters treuester und mächtigster Beschützer hätte sein sollen.

Gott aber, so erzählt der Chronikschreiber weiter, Gott gestattet nie lange, daß Kirchengüter zu einem Mißbrauche genossen werden, denn von jeher, sagt er, hat Kirchengut die Eigenschaft, daß es Alles andere hin nimmt, wie schon das Beispiel Balthasars, des Königs von Assyrien, zeigt, welcher Hab, Gut und Leib verlor, wegen des Silbergeschirrs, das sein Vater Nabuchodonosor dem Tempel zu Jerusalem entzogen hatte.

---

[1]) Berler macht irrigerweise aus Friedrich von Zeringen, einen Bischof von Straßburg.

So ergieng es auch Friedrich von Zeringen. Er erhielt den gerechten Lohn für den Kirchenraub, den er, ein Bischof, an St. Marx Kloster begangen, welches durch ihn in die tiefste Armuth versunken war.

Der Bischof starb des jähen Todes.

3.
Die Mordgasse zu Gebliswweiler.

Im Dorfe Gebliswweiler stund ehemals, in einer Gasse, ein festes Ritterhaus oder Schloß, darin die Herren von Nortgassen, ein frommes und edles oberelsässisches Geschlecht, ihren Wohnsitz hatten.

Vor alten, alten Zeiten, war eine grausame Schlacht geschlagen worden in jener Gasse, daß das Blut, einem Waldbache gleich, die Straße hinablief.

Von dieser Schlacht erhielt diese Gasse zu Gebliswweiler den Namen Mordgasse.

Maternus Berler, von Ruffach, hat in seiner Chronik, S. 338 a. diese Sage aufgezeichnet. Er bezeugt, daß, zu seiner Zeit, die Gasse noch „die Norggaß", laut aller Brieff genannt wurde; „wie wohl," setzt er hinzu, „edliche sagen es heisse diesse gaß die mortgaß das vor zeytten in sollher gassen ein schlacht syeg gehalten worden."

Das Geschlecht der Herren von Nortgassen oder Norggassen, wie Berler schreibt, starb aus gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

IV.

Sprichwörter
und
sprichwörtliche Redensarten im Elsaß,
gesammelt und erläutert
von
August Stöber.

Zweites Halbhundert. [1])

1. Wasser in de Rhien trause.
Sorje fürr ungelaiti Eier.
Sich e Käs genn. [2])
Merr kann nitt lütte unn au umgehn. [3])
5. Der (dieser) isch nitt vunn Gewiller. [4])

[1]) S. Neujahrs-Stollen auf 1850, S. 28. Ich wiederhole hier die Bemerkung, daß sämmtliche Sprichwörter im Straßburger Dialekt gegeben sind; kommt ein anderer vor, so wird dies besonders angegeben.

[2]) Sich in die Brust werfen; stolz thun; prahlen.

[3]) Man kann nicht zwei Dinge zu gleicher Zeit thun, z. B. läuten und auch umgehen, d. h. mit der Prozession gehn.

[4]) Er gibt nicht gerne; Wortspiel mit dem Ortsnamen Gebweiler. In der Schweiz sagt man: Er isch nütt vu Gebiken, Gebistorf, Giebiken oder Gibingen. S. Stalder, Schweizer. Idiotikon, I. S. 435.

Er isch in Schnersche uff der Schlieffmüehl gsin. [1])
Der Wien isch durch Wassle [2]) geloffe.
Gehmerr! — Isch nitt wiett vun Kolmer. [3])
Der meint der groß Aff lust 'm mit de guldije Finger. [4]) (Münsterthal).
10. Merr meint der Kinni isch sienn Strohschnieder. [5]) (Münsterth.).
Merr mueß nix wiettersch werfe as merr's widder hole kann. (Münsterth.).
Wemmerr der Bettler uff's Roß setzt, se will err nimm era. (Münsterth.).
Wenn's der Gais ze wohl isch, se schärrt si. (Münsterth.).
De-n-arme Lytte iehr Käs unn de riche Lytte iehr Kinder sinn boll ziettigh. (Mülhausen).
15. Me mueß nie's Gras biem Thau betrachte, unn e Jumpfere biem Tanz. (Mülh.).
D'Kette durchgebisse han. [6])
D'Flejel lapple lon. [7])

---

[1]) Hat eine gutgeschliffene Zunge; Schnersheim ist ein Dorf in der Nähe von Straßburg.

[2]) Wortspiel: Der Wein ist getauft. Wasselnheim, ein Städtchen, 4 Stunden von Straßburg.

[3]) Wortspiel mit dem Ortsnamen Gemar, im Volksdialekt Gemerr.

[4]) Er fühlt sich überaus wohl und glücklich und prahlt damit.

[5]) Kinni, König. Er thut stolz gegen jedermann.

[6]) Mit etwas im Reinen sein; alle Schwierigkeiten überwunden haben. Kindern und Landleuten, welche zum ersten Male nach Straßburg kommen, machen Spaßvögel weis, sie müßten zuerst die Ketten durchbeißen, welche vor den Thoren ausgespannt sind, bevor sie eingelassen werden.

[7]) Entmuthigt sein; keine Anstrengung mehr machen. Geiler sagt: Den Fettich hängen lassen.

Flete gehn. [1])
Ei'm Eins zünde oder versetze, daß er's Fyr im Schwarzwald [2]) brenne sieht.
20. Eine schicke Dildappe fange. [3]) (Mülh.).
D'Katz durch d'Bach schleife.
's fallt näht's. [4])
's Üewwri blost der Wächter. [5])
Im Gumpe sinn, oder:
25. Im Dunkes sinn. [6]) (Mülh.)
'sisch merr wie im Pfaff am Osterta.
's isch merr gar nitt ostertäjli.
Der Bur isch e Schlur. [7])
Redd merr ken Loch in de Kopf.

---

[1]) Verloren gehn. Eiselein (Grimm's Grammat. d. hochdeutsch. Sprache u. s. w.) S. 359 a. bringt flöten gehn mit flözen und Floz zusammen, mit ursprünglicher Bedeutung: das Wasser führ es dahin.

[2]) Im Münsterthal, in Colmar und der Umgegend sagt man: im Brißgau.

[3]) Einem einen Bären anbinden oder auch ihn barsch und verächtlich abweisen; envoyer promener, paître. Dildap, bei Geiler auch Dalap, Tölpel, Tolpatsch. In Schwaben: Dilledapp, Dillidalli, Dirledapp.

Es gibt in der Welt vile Dildapen,
Die umgehn one Schellenkappen.

Vergl. Eiselein, die Sprichwörter und Sinnreden d. deutsch. Volkes. Freib. 1840. S. 119. Scherz, Glossar. Art. Dalap.

[4]) Es mißlingt; eigentlich fällt auf die Naht, daneben.

[5]) Das Uebrige will ich oder brauch' ich nicht zu sagen

[6]) Verloren sein. Gumpe, tiefe Stelle in einem Gewässer, namentlich in einem Mühlkanal. Dunkes, vielleicht von dunke, tauchen, oder verwandt mit dem schwäbischen Worte, welches einen Weberkeller bedeutet.

[7]) Schlur, von schluren, niederdeutsch sluren, träge sein, faullenzen, daher auch unser Schluri, ein träger Geselle.

30. Hesch genue Milchsupp g'esse? [1])
Ebb's im Griff han, wie der Bettelmann d'Lüs.
D'Lippel hänke wie e Roß vor der Schmidd. (Münsterth.).
E Paar Wärbe mache. [2]) (Münsterth.)
Er isch ken rothi Bohn werth oder nutz, oder:
35. Er isch ken Dübbele [3]) werth, unn wenn er e Grosche im Mul hett. (Münsterth.).
Ebbs kaufe um e Böhnel unn e Klotz.
Er schaut in d'ander Wuch. [4])
Der meint au sieni Eier han zwei Dutter.
Lytt kenne unn Hyser wisse isch e gueti Sach.
40. Wo 's Nusse gitt, gitt's au Bengel.
D'kleine Lytt hett Gott erschaffe, unn d'große Bengel wachse-n-im Wald.

E Trunk uff de Salat [5])
Schad' im Dokter e Dukat,
E Trunk uff e-n-Ei
Schad im Dokter zwei.

Zirle Mirle mache. [6])

---

[1]) Bist du mit Rathen müde? Ein Kinderausdruck.

[2]) Finstere Augen umherwerfen. Wärbe, weder sonst im Elsaß, noch, so viel ich weiß, in andern süddeutschen Dialekten bekannt; stammt vielleicht vom Mittelhochdeutschen Warb, Warf, welches ein Kreis, circulus, bedeutet, S. Scherz, Glossar, und heißt dann zunächst Augenkreis, Augenscheibe.

[3]) Kleine, werthlose Münze.

[4]) Er schielt.

[5]) „Auff ein ay ein trunck, vnd auf ein Apflein ein sprunck wirdt mancher Allter jungk." Aus dem ersten Theil Katzipori, 1558, ohne Druckort und Seitenzahl. (Straßb. Stadtbibliothek; sehr selten).

[6]) Besonders in Straßburg gebräuchlich; ist eigentlich ein Fingerspiel, wie aus nachfolgender Stelle aus Geiler's Predigten über die 15 Staffeln, Fol. 17, hervorgeht: „Wenn man sitzt vnd die hand

'S regnet merr in's Aprepos. [1]) (Mülh.)

45. Do biesst ken Muus kenn Fade=n=ab.

d'Gaisegichter krieje.

Eim in's Gai gehn. [2])

Diß sinn Schnecketänz! [3])

G'schosse sinn mit der Pelzkapp.

50. 's isch Matthei im Letschte. [4])

---

vmbeinander wicklet vnd machet Zirlin Mirlin Garten Tirlin." — Figürlich heißt es: Leere Ausflüchte haben, ausweichende Reden führen, verwirren.

[1]) Es wird mir ein Strich durch die Rechnung gemacht. Altes Mülhauser Sprichwort. S. Zwingers, Wahre Beschreibung u. s. w. der wunderbaren Rotterey, burgerl. Tumult und mächtigem Uebelstand der Stadt Mülhausen, Anno 1586. Handschr.

[2]) Wie das Hochdeutsche: Einem ins Gehäge gehn; bei einem Handel, oder auch um die Geliebte eines Andern werben. Entweder von Gehau, G'häu, Gäu, Gehäge, oder von: „in's Gäu gehn," welches von den Metzgern gesagt wird, wenn sie auf dem Lande herumgehen, um Vieh einzukaufen. S. Stalder, Schweizer. Idiotik. I. S. 428.

[3]) Das sind leere Ausflüchte oder Lügen, so wenig wahr als das Märchen von demjenigen, welcher Schnecken tanzen lehrte.

[4]) Am Letschte, d. i. am letzten Kapitel. Es ist aus mit der Sache.

V.

Christus und der Bauer, [1]

der Volkslegende nacherzählt

von

Gustav Mühl.

Der Herr Christus war auch wieder einmal draußen auf dem Lande, und wurde von der Nacht überrascht. Er sah sich daher auch dießmal genöthigt, im nächsten Dorfe um ein Nachtlager anzusprechen. Dort angelangt, gieng er wohl die breite Straße, wo die reichsten und größesten Bauernhöfe lagen, auf und ab; aber da war Alles schon in tiefster Ruhe; auch nicht ein schwaches Lämplein brannte mehr hinter den verschlossenen Fenstern. Endlich hörte er in der stockfinstern Tiefe eines Seitengäßchens die taktmäßigen Flegelschläge fleißiger Drescher, und er beschloß sofort seine Schritte nach jener Richtung hinzuwenden. Bald darauf hatte er den kleinen Bauernhof erreicht, auf welchem noch so spät gearbeitet wurde, und jetzt klopfte er am Thor. Nach längerem Pochen, welches im Anfange wohl von den hastigen Dreschern,

---

[1] Der Verfasser dieser sinnigen Legende hat bereits in den Elsäßischen Neujahrsblättern für 1846 drei ähnliche Stücke mitgetheilt, und bereitet eine Sammlung elsässischer Volkslegenden und Volksmärchen vor, welche, unsre Sagenbücher ergänzend, mit ihnen das treue Bild des Volkslebens und Volksglaubens alter Zeiten abspiegeln, und welche gewiß von allen Freunden der Heimat mit dankbarem Wohlwollen aufgenommen werden. Anm. des Herausg.

wegen des bedeutenden Lärms ihrer Flegelschläge überhört worden, ward der Riegel inwendig aufgeschoben, und der Bauer des Hauses trat heraus zu dem Herrn Christus. Dieser erzählte ihm nun, wie er plötzlich von der Nacht überfallen worden, und jetzt um ein, wenn auch ganz bescheidenes Nachtlager anhalten möchte. Er fügte auch bei, daß der alleinige Grund, warum er bis an dieses Haus gekommen, in dem Umstande läge, daß sonst überall Alles schliefe, und er nur hier noch Leben und Bewegung gefunden hätte. „Es soll Euch übrigens nicht gereuen, fuhr der Erlöser fort, und das gute Werk, das Ihr an mir thut, wird Euch vollen Segen bringen.“

Der Bauer, anfangs unmuthig und unentschlossen, ließ sich durch diese letzten Worte bewegen, hieß ihn hereinkommen und bot ihm ein Stück Brod nebst einem Glase Wein.

Der Heiland drückte ihm jetzt sein Erstaunen über die späte nächtliche Arbeit aus. „Was soll ich sagen, antwortete da tiefunwillig und klagend der Bauer, erst vorgestern erhielt ich von einem Schuldherrn aus der Stadt, der ein harter unbarmherziger Mann ist, einen Mahnbrief, worin er mir mit gerichtlicher Verfolgung droht, wenn ich seine Forderung nicht bis übermorgen bei ihm entrichtet habe. Ich war in allerletzter Zeit so mannichfach unglücklich in meinem Bauernwesen, daß ich zur Zeit die nothwendige Summe Geldes nicht besitze, und auch Niemanden wüßte, der unter meinen heurigen Verhältnissen mir dieselbe vorstrecken wollte. Ich weiß nun kein anderes Mittel als die wenige Frucht, die ich in der Scheune habe, und die meiner Familie über den Winter hinaus helfen sollte, mit meinen beiden Söhnen in möglichster Eile zu dreschen, um sie übermorgen, trotz der zur Zeit

so überaus niedrigen Marktpreise, in der Stadt loszuschlagen. Aber wie ich alsdann, von allem Lebensbedarfe so ziemlich entblößt, im nahen Winter mit den Meinigen durchkommen werde, das weiß der liebe Gott!" Und bei diesen Worten fuhr der Mann besorgt mit der Hand über die Stirne und wischte sich zuletzt eine Thräne aus dem Augenwinkel.

Da erbarmte sich der Herr des armen Bauern und sprach: „Seid nicht so verzagt, lieber Mann. Als ich so eben noch bittend vor Eurem Hause stand, da sagte ich Euch auch, wie meine Aufnahme Euch zum Segen gereichen könnte, und jetzt schon bin ich bereit, Euch selbiges zu beweisen. Führet mich hinaus nach Eurer Tenne."

Der Bauer schauete aber den Herrn mit verwunderten Blicken an, denn er glaubte, daß sein Gast im Sinne hätte, ihm an der Arbeit beizustehen, und doch konnte er solches nicht mit der hohen, nachdenklichen und heiligen Gestalt des fremden Mannes vereinen, die ihm jetzt erst recht auffiel. Der Heiland war aber schon herausgetreten zu den Dreschern auf die Tenne, wo ihn jetzt auch die beiden Söhne des Bauern mit großen Augen anstarrten. Und da ergriff der Herr eine Oellampe und trat mit derselben an den Haufen, der in einem Winkel hoch aufgeschichteten Waizengarben, und unter dieselben hielt er jetzt das Licht. Die Bauern schrieen laut auf. Aber, o Wunder! in selbigem Augenblicke, weit entfernt wie zu erwarten stund in Flammen aufzugehen, ergossen die Garben eine solch' erstaunliche Menge schönster und reinster Waizenkörner über die Tenne, daß die drei Bauern tief betroffen, lautlos dastunden.

„Stellt nun euer Dreschgeräthe bei Seite, bedeutete zuletzt sanftlächelnd der Herr, und erkennet in diesem Wunder ein

Beispiel göttlicher Liebe und Erbarmung; da ihr den Armen nicht verstoßen habt, der obdachlos und hungrig an euere Thüre klopfte. Einen verlassenen Bettler hattet ihr aufgenommen, und jetzt ist es Christus, der Heiland, der euerer willfährigen Armuth mit Segen lohnet."

Solches sagte ihnen der Herr und verschwand vor ihren Augen.

Aber der Körnerguß aus den Waizengarben nahm während der ganzen Nacht kein Ende; an allen Enden schossen dieselben jetzt hervor, daß es fast rauschte wie ein großes Wasser. — Und des Morgens früh, als das Wunder aufgehört hatte, lag die Scheune und auch der Hof so hoch und weit mit dem schönsten Waizen bedeckt, daß die Bauern kaum wußten wie sie das viele Getreide aufbewahren könnten.

Und auf diese Weise war nicht bloß der augenblicklich drängenden Noth abgeholfen, aber auch der Grundstein zu einem bis jetzt nie gekannten Glücksstande gelegt. Der nachmalige Erlös des unendlich vielen Getreides erlaubte dem Vater ein Bauernwesen mit manchen werthvollen Feldern und Wiesen anzukaufen, und da auch in den nächstfolgenden Jahren das Gut, in völligem Gegensatze zu allen umliegenden Grundstücken, einen ganz außergewöhnlichen Ertrag absetzte, so zählte der Bauer bald zu den reichsten Leuten, die weit und breit umherwohnten.

Aber dieser schnelle Reichthum machte jetzt nach und nach die so sehr Begünstigten genußsüchtig und träg, und anstatt die hohe menschenfreundliche Lehre beständig vor Augen zu haben, die ihnen in jenem segensreichen Wunder so liebevoll und augenfällig gegeben war, erwuchs ihnen aus der Gnade des Heilandes nur ein maßloser und finster abstoßender Stolz, denn sie hielten sich jetzt, in Folge ihrer Bevorzugung, weit

VI.

Merkwürdige Strafarten

welche in ältern Zeiten im Elsaß angewandt wurden,

aus handschriftlichen und gedruckten Urkunden gesammelt

von

August Stöber.

---

1. Der Klapperstein bestand in einem steinernen Kopfe mit offenem Munde und heraushängender Zunge, welcher an einer Kette befestigt war; denselben mußten, noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Verläumder und losen Schwätzer, [1]) unter Begleitung der Stadtknechte durch die Straßen von Mülhausen tragen. „Heinrich sch......'s frau daß sie wider den Regierenden Herrn Burger Meister ehrenrührig geredt, wurde mit dem thurm und klapperstein gestrafft, 19 Mart. 1727." Mieg'sches Familienbuch, handschriftl. S. 186. [2])

---

[1]) Es scheint deren vor Zeiten gar manche in Mülhausen gegeben zu haben. Bürgermeister Jacob Ziegler gibt in seinen hinterlassenen Papieren zum Jahr 1627 folgendes Kuriosum: „In diesem Jahr haben drey Frauenspersohnen Premium bekommen, weil sie während dem letzten halben Jahr über Niemand böse Nachred gehalten hand."

[2]) Es enthält Auszüge aus Protokollen, Raths-Akten, und eigene Bemerkungen. Ich verdanke die Mittheilung desselben der Güte des Herrn Georg Mieg.

Unter dem Klappersteine, der noch jetzt am Rathhause aufgehängt ist, stehn folgende Reime:

> Zum Klapperstein bin ich genannt,
> Den bösen Mäulern wohl bekannt,
> Wer Lust zu Streit und Hader hat,
> Der muß mich tragen durch die Stadt.

In Deutschland brauchte man hie und da, statt des Klappersteins, die sogenannte Büttelsflasche; sie war aus Stein und wog von 30 bis 100 Pfund; auf derselben war ein Kopf abgebildet mit einem Vorlegschloß am Munde oder auch zwei sich zankende Weiber.

2. Schupfen. Weinverkäufer, welche falsches Maß hatten, und Bäcker, welche Brod gegen die Stadtverordnung machten, wurden in Straßburg geschupft, d. h. mit einem Strafwerkzeuge in den Koth geworfen und mehrere Male damit bedeckt. Das älteste Straßburger Stadtrecht, 1270, Art. 48 sagt: „Swer ouch unrechte misset den win, den sol man schüppfen und der wurt dez der win ist der git ein pfunt.“ S. Strobel, Gesch. des Elsasses I. S. 331 und Scherz, Glossar. fol. 1452.

3. Der Triller war ein hölzernes Kreuz, welches wagrecht und beweglich, vermittelst eines Eisens auf einem Pfosten befestigt war. Der Delinquent wurde darauf gespannt und mit größter Schnelligkeit so lange herumgetrieben, bis er alles Bewußtsein verloren und sein Magen alles von sich gegeben hatte, was er in sich aufgenommen. S. Bentz, Description de Lauterbourg, Strasb. 1843. S. 124.

4. Die Stockschläge wurden öffentlich ertheilt, entweder

vor dem Rathhause oder vor dem Gefängniß. Um jede Bewegung des dazu Verurtheilten unmöglich zu machen, band man ihm Hände und Füße an Blöcke oder Sprenger an. S. Bentz, a. a. O.

5. Der Korb. Im Jahr 1477 verordnete der Magistrat in Straßburg, daß alle Gartendiebe, deren man habhaft geworden, in einen Korb gesetzt und zur Schindbrücke hinabgelassen werden sollen; sie konnten darin über dem Wasser so lange verweilen als sie wollten, sodann mußten sie aber ins Wasser springen und sich durch Schwimmen zu retten suchen; wer dieß nicht konnte, dem kamen eigens dazu bestellte Männer zu Hülfe. Man nannte diese Strafe durch den Korb springen, auch die Schnelle oder Prelle. S. *Herrmann*, Notices historiq. etc. sur la ville de Strasbourg, 1819. II. S. 440. *Schertz*, Glossar. fol. 816.

6. Schwemmen. Vatermörder und Kindsmörderinnen wurden ebenfalls an die Schindbrücke geführt, aber in einen ledernen Sack verschlossen und ertränkt. S. Herrmann, II, S. 449. — Geiler von Kaisersberg nennt diese Strafe auch „die Brüsch (Breusch) ustrinken.“ Von den Sünden des Mundes, Fol. 20 und 81.

7. Die Geige war ein hölzernes Strafwerkzeug, welches mit einer Halskette dem Delinquenten durch den Stadtprofos angehängt wurde; er wurde sodann entweder auf dem öffentlichen Platze ausgestellt oder in den Straßen herumgeführt. Diese Strafe war in Mülhausen und im obern Elsaß gebräuchlich. Ein Urtheil des Conseil souverain d'Alsace stellte dieselbe im Juni 1687 ab, zufolge einer Klage gegen den Amtmann von Brunnstatt, der eine Frau damit bestraft hatte.

Im Urtheil heißt es: „*La Geig* ou *le violon*, espèce de carcan en bois, punition inconnue en France et inouïe.“ [1]) — In Mülhausen bestand die Strafe der Geige oder Gyg noch längere Zeit, wie aus folgender Stelle erhellt: „Joseff Guttmer von Rixen, daß er über das Zwingmäurlein bei der bleyblatten Mülle gestiegen, um auff dem bollwerck schnecken zu graben, ward an der Geyge herumgeführt, und von der statt bannisiret.“ S. Mieg'sches Familienbuch, S. 1.

8. Das Schellenwerk bestand in einer oder mehrern Schellen, welche man lüderlichen Dirnen aufsetzte, wenn man sie ausstellte oder ins Gefängniß führte. Manchmal erhielten sie auch einen Strohkranz. Diese Strafe war im Sundgau und im ganzen Elsaß, auch in Deutschland gebräuchlich.

---

[1]) Handschriftliche Mittheilung von Herrn Georg Mieg, welcher im Besitze des Textes des angeführten Urtheils ist.

In Fr. Nork's Werke über die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker, Stuttg 1849. S. 1114 finde ich folgende genauere Beschreibung der Geige oder Fidel: „Dieses hölzerne Marterinstrument, in Gestalt einer Geige, besteht der Länge nach aus zwei Theilen, die am obern breiten Ende durch Bänder verbunden sind, und hat auf der Kante, wo beide Stücke gegen einander stoßen, nach oben zu ein größeres, nach unten zu ein kleineres Loch. Davon ist die Geige, d. i., eine Schnur, die um das Ende des Elbogens ging und hin- und hergezogen wurde, zu unterscheiden. Die hier erwähnte Fidel scheint wohl der Bock zu sein, das bekannte Torturwerkzeug. Bei seiner Anwendung ist der Rücken des zu Strafenden gekrümmt, daher die Benennung. Es besteht aus zwei aufrecht stehenden Pfosten, zwischen welchen im Falzen einige starke Bohlen horizontal einliegen, die an ihren gegeneinander treffenden Kanten einige runde Löcher haben. In der untersten Fuge darüber ein größeres Loch. In das Letztere wird der Hals, in die darunter befindlichen die Brust, in die zwei mittelsten die Beine, und in die beiden äußern die Arme unmittelbar hinter den Hand- und Fußwurzeln eingespannt.“

In Straßburg wurde sie im Jahr 1625 eingeführt, kam sodann in Abnahme, wurde aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufs Neue angewandt. S. Herrmann, II, S. 442. Mieg'sches Familienbuch, S. 286.

9. Strafe für Flucher, in Mülhausen. „Wer den andern höret schwören, soll ihn heißen buß thun, darauff soll er niederkneyen, auffs erdrich ein Creuz machen, und das küssen, auch 3 Batzen straff geben. Mandat. 1550. Die so hören schwören, sollen es bey ihrem eyd, und die Weiber bei ihrem gewissen anzeigen ....“ S. Mieg'sches Familienbuch, S. 138.

10. Zungenausreißen. Im Jahr 1612 wurde einem Gotteslästerer zu Straßburg die Zunge ausgerissen. — S. Herrmann II, S. 441.

11. Ohrenabschneiden. Ein Schaffner des Frauenstiftes zu Straßburg wurde, Diebstahls wegen, zum Galgen verurtheilt. Aus Mitleid für seine Frau und seine Kinder, schenkte man ihm das Leben, schnitt ihm aber die Ohren ab. S. Herrmann, II, S. 440.

Diese Strafe ist slavischen und orientalischen Ursprungs. Die Ohren wurden dem Missethäter in die Hand oder in die Tasche gesteckt. Aufschlitzen der Ohren stand im friesischen Gesetz auf Tempelraub. Im Jahre 1400 wurden auch einem Getreideverkäufer, falschen Maßes halber, die Ohren abgeschnitten. Im folgenden Jahre erlitt dieselbe Strafe ein Bursche, weil er seinem Meister fünf Pfennige gestohlen! S. Nork, S. 1135.

12. Verurtheilung eines Rathsmitgliedes von Ensisheim

„die Waffen gegen die Türken zu führen.“ [1]) Johannes Baurmann, Mitglied des Rathes von Ensisheim, hatte sich „eines schändlichen Verbrechens“ schuldig gemacht. Nachdem er nach und nach mehrere male im Gefängniß gesessen und Geldbußen erlitten hatte, wiederholte er seine Unthat und wurde als der Todesstrafe schuldig erkannt. In Betracht seiner Jugend jedoch und seiner endlich erfolgten Reue, verurtheilte ihn der Senat, an der Gränze von Ungarn, während acht Jahren die Waffen gegen die Türken zu führen. S. Merklen, Histoire d'Ensisheim, Colmar 1840. II. S. 111.

13. Harneskar, Haranskara auch Harmskara. Diese Strafe war als höchst entehrend angesehen. Sie bestand darin, daß der Verurtheilte, im Missethätergewande, mit unbedecktem Haupte und baarfuß, einen Sattel auf den Schultern tragen mußte. Bei Adelichen, welche keine Fürsten waren, vertrat die Stelle des Sattels bisweilen (bei Unfreien immer), ein Hund. S. Nork, S. 1137.

So zwang Friedrich Barbarossa den Pfalzgrafen und zehn andere Grafen, seine Mitschuldigen, „die Hunde“ eine Meile weit zu tragen. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, S. 713—716.

In der Chronique de Normandie (Duc. 6, 337) heißt es sogar: »Hue prend une selle et la met sur son col, et tout à pied sen vint à la porte, où les deux enfans du duc Richard estoient, et se laissa cheoir aux pieds de Richard, fils du duc, afin que Richard le chevauchast s'il lui plaisait.« *Michelet*, Origines du droit français, Paris 1837, S. 379.

---

[1]) Aus dem Malefiz-Protokoll der Stadt Ensisheim, von 1551 bis 1622; es ist im Besitze des Herrn Notar Halm, welcher die Gefälligkeit hatte mir dasselbe mitzutheilen.

Die Strafe des Satteltragens, ein Sinnbild der schimpflichsten Unterwerfung, legte den 21. December des Jahres 1232, das Gericht von Meyenheim, dem Grafen Friedrich II. von Pfirt auf, zufolge einer Klage des Bischofs von Basel, Heinrichs von Thun. S. Golbéry, Antiquités du Haut-Rhin, Paris et Mulh. 1828. Fol. 103 u. ff. — Scherz, Glossar. Fol. 614 und 615.

14. Die Strafe des Räderns wurde im Jahr 1572 zu Ensisheim, gegen Jakob Huetmacher von Delle, auf folgende Weise angeordnet: „Der Huetmacher zu dem Hochgericht uff die Richtstatt zu fueren, daselbst uff ein brett zu legen, und Ime mit einem Rad, alle seine Glieder zu verstoßen. Inen alsdann uff den Rad zu flächten, ein Galgen darauff zu setzen, und daran zur Anzeigung seiner bösen Mishandlung, zwen Klippfel und ein straun Wisch zu henkhen." Der Verurtheilte hatte sich mehrere Mordthaten und Diebstähle zu Schulden kommen lassen, seine Mitschuldige und Beischläferin, Wuillemalton, wurde zum Tode durch Ertränken verurtheilt, weßwegen der Urtheilsspruch also fortfährt: ..... „und dann das Weib an Ort und blatz befohlen wirdt, zu füeren, Iren daselbst hend und Fuessen zusammen zu binden, und mit dem Wasser auch vom Leben zum Todt zu rechten." S. Merklen, II., S. 110.

15. Verbannung (Bannisierung). Klaus Ruttler aus Schweighausen, im Unter-Elsaß, hatte in der Nacht des Ostermontags 1592 seinen Herrn, den Magistrats-Assessor von Ensisheim, Michael Würtzlin, erschlagen; das Gericht hatte jedoch mildernde Umstände angenommen und sprach den ewigen Bann aus der Stadt und deren Gebiet, gegen den Schuldigen aus. Bevor er jedoch die Stadt

verließ, mußte er sich einer öffentlichen Buße unterziehen. Am Sonntage, welcher auf den Ausspruch des Urtheils folgte, wurde er, nachdem er Abbitte gethan und gebeichtet hatte, mit entblößtem Oberleibe, in die Kirche geführt; in den Händen hielt er, kreuzweise, eine Fackel und eine Ruthe; hierauf trat er an den Hochaltar und mußte, beim Umgange, dem Kreuze nachfolgen; sodann bis zu Ende der Messe auf den Knieen liegen bleiben. Nach dem Gottesdienste mußte er sich mit ausgestreckten Armen zu Boden werfen, dreimal mit lauter Stimme den Namen seines Opfers, Michael Würtzlin, ausrufen, ihn um Verzeihung bitten und sich jedesmal mit der Ruthe schlagen. Den folgenden Tag endlich mußte er nach Maria Einsiedeln wallfahrten, daselbst opfern und abermals Abbitte thun und sodann seine Verbannung antreten.

16. Der Jungfernkuß. Ein solcher befand sich zu Straßburg im sogenannten Guldenthurm, am Rheingießen. Nach den am meisten verbreiteten Erzählungen, soll es ein künstlich zusammengesetztes Werk aus Eisen, in Gestalt einer stehenden Jungfrau gewesen sein, mit beweglichen Armen und Schwertern in den Händen, welches in einem Gemache, jenseits einer mit Fallklappen verdeckten Oeffnung im Fußboden stand, worunter eine Art Schacht in die Tiefe hinab gieng, der sich über einem hier durchfließenden Wasser befand. Wurde nun ein dem Tode Bestimmter genöthigt, sich dieser Figur zu nähern, und betrat er die Fallklappe, so setzte ein damit in Verbindung stehender Mechanismus die Arme der Figur in Bewegung; sie breiteten sich auf, schlugen die in Händen habenden Schwerter zusammen und zerhieben und tödteten das zwischen ihnen befindliche

Schlachtopfer; die Fallklappe hatte sich geöffnet, der Leichnam fiel durch den Schacht noch auf eine Menge an dessen Seiten befindlicher Messer oder Schwerter, und kam dadurch zu kleinen Stücken zersetzt, in die Tiefe, wo dieselben vom Wasser weggeschwemmt wurden.

Die Gestalt gab diesem fürchterlichen Werkzeug den Namen; den Ort, wo die Strafe vollzogen wurde, nannte man das heimliche Gericht. Nach den jetzt allgemein verbreiteten Erzählungen war jenes fürchterliche Instrument im Mittelalter in den Städtten, Schlössern, Burgen [1]) u. s. w. im Gebrauch. S. Fr. Nork, S. 1115 u. ff.

Eine Anspielung auf diese Strafe, scheint das alte Sprichwort gewesen zu sein: „Es ist nit allweg gut die Jungfer zu küssen.“ S. Eiselein, Sprichw. S. 353.

17. Die Strafe des Lebendigbegrabens wurde wohl selten mit mehr Grausamkeit ausgesprochen, als es im Jahr 1570, den 3. Februar, von dem Ensisheimer Malefiz-Gericht gegen die als Kindsmörderin beschuldigte Dienstmagd Agatha N. von Belfort geschah. Das im Malefiz-Protokoll (von 1551 bis 1622) enthaltene Urtheil lautet urkundlich wie folgt:

„Zwischen dem edlen, vesten Junkher Jacob Sigismund von Reinach, Stattvogt allhie, an statt und im Nammen des Dt. Erzherzogen Ferdinanden zu Oesterreich; eleger an einem, gegen und wider Agatha N. Beclagtin anderen theils, von wegen des ernante Beclagtin ein unschuldig Kündtlin und ir

[1]) Eine Vertiefung in den unterirdischen Gängen und Gewölben des Schlosses von Baden, im Großherzogthum, heißt noch jetzt der Jungfernkuß. — Vergl. auch L. Bechstein, der Sagenschatz des Frankenlandes, Würzburg 1842, I. S. 170.

aigen Fleisch und Bluet, so sie uff die Welt geboren, jemmerlichen ertödt und ermördet, ist nach Verhörung, Clag, Antwort, Red, Widerred, auch uff Jr des ermelten Täterin frey, aigen, ungetrungne und ungezwungne Bekandtnus und von beeden Tailen daruff gethanden Rechtsatz, von den vier und zwantzig Malefiz-Richtern [1]) zu Recht erkandt, dass sie die beclagte Täterin an obbestimmter begangener leidigen Misshandlung unrecht gethan; deswegen sie dem Nachrichter überlüffert und demselbigen befohlen werden solle, ein Grab am Ort und Endt dahin er beschaiden würdt, in dass Erdrich zu telben, [2]) die Täterin lebendig darin, und zwo Wellen Dörn, die ein under und die andere uff sie zu legen; doch das er Irn zuvor ein Schüssel uff das Angesicht legen, in welche er der Nachrichter ein Loch machen und irn durch dasselb (damit sie desto lenger leben und bemelte bösse Misshandlung abbiessen möge) ein Ror in Mund geben; volgens uff sie drey spring thuen, und sie darnach mit Erden bedecken solle."

Dieser Urtheilsspruch empörte die ganze Einwohnerschaft so sehr, daß die Baronin von Reinach, nebst einigen anderen adeligen Damen, bei der Regierung, um Milderung der Strafe einkamen, welche ihr auch bewilligt wurde. Die Verurtheilte wurde in der Ill ertränkt. „Ist durch die Frauen Landvögtin und dje vom Adel, bey der Regierung erlangt und erbetten worden, dass man sie in der Ill zu nechst bey der Bruckhen ertrenckht."

---

[1]) Dieselben mußten nicht gerade Rechtskundige sein, wurden nicht bezahlt und gewöhnlich unter den reichern Einwohnern genommen: also eine Art von Jury.

[2]) telben, oft bei den ältern süddeutschen, namentlich den elsässischen Schriftstellern gebräuchlich, graben; noch jetzt: delwe; Partizip: gedolwe.

VII.

Die Belagerung

von Kolmar durch die Schweden, im Jahr 1632.

Handschriftlicher Bericht eines Zeitgenossen. [1])

„Den 30sten Windtermonat ist zu Colmar ein schwedischer Trompeter ankommen und hat zum Ersten mahl die statt auffgefordtert.

„Den 1sten Christmonat Anno 1632 haben die schwedischen Krieger den Mühlbach genommen.

„Item ist der Trompeter zum anderen mahl kommen und Hatt bescheidt und Antwort von Ihro Exellentz bracht, ob Mann sich Ergeben woll odter nicht; so von der obrigkeit Ihro Exellentz wiedter bescheidt und Antwort bracht, daß mann sich gegen dem feindt wehren will. Gott Erbarm sich über uns arme bürger!

[1]) Der, wahrscheinlich der Bürgerklasse angehörige Verfasser dieses in Gestalt eines Tagebuchs gehaltenen Berichtes, nennt sich am Schlusse Heinrich Schäntzler. Ich verdanke die Mittheilung der Handschrift, der freundlichen Gefälligkeit des Herrn G. Ehrlen von Kolmar. Möge der Leser die Mängel der Form, namentlich auch die höchst unerquickliche Orthographie, durch das Interesse aufgewogen finden, welches diese Erzählung darbietet, als von einem Augenzeugen herrührend und unter dem Eindruck der Belagerungsschrecken abgefaßt. Der Herausgeber.

„Den 16 Christmonat haben die schwedischen Krieger die Weiten- und Mittlach-Mühl auff den boden abgebrandt.

„Den 18 Christmonat haben die oberste Herren, Herr Hanß Jacob Barth, Herr Johannes Jonner, Herr Buchmüller, Herr Christian Higele, Herr Hanß Obrecht, des oberst Bau- und stattschreiber ihre zumpfftmeister bey einandter gehabt und Ihnen angezeigt daß sie Ihre zumpfftbrüdter zusammen nehmen und Ihnen sagen, daß mann mit dem feindt accordiren soll und wolle. So ist in der stadt Einhellig Erkannt durch burger und pfaffen, daß mann mit dem feind accordiren soll zum gemeinen besten. Und ist solcher schluß gefaßt und durch die zumpfftschreiber zu papir bracht und mit den zumpfftmeistern und Herren des Raths mit zwey oder drey Eltesten zumpfftbrüdtern, den obersten Magistratsherrn, dem obersten Welschen Hauptmann auff daß Rothhauß überlüffert wordten, daß Einhellig der burger Will und Meinung sey, auff daß allerbaldig mit dem feind zu accordiren, ob (bevor) unsere Acker, Reeben und Matten ruinirt, und die heißer unserer Statt verschossen und zu latternen gemacht, wie zu Benfeldt, schlettstatt und andern ordtern mehrere Exempel zu sehn seynd, also daß es uns nicht also Ergehn möge, solle dem obersten Constaffus Herr oberist Marschall auß Königlicher Majestätt nach Horburg überandtworten.

„Nun aber seind leidter Gott erbarms auff den abend zwischen 6 und 7 uhr durch Herrn Emanuel Rötlin und Einen Trommelschläger, noch den 18ten Christmonat, Anno 1632 falsche schreiben durch die obrigkeit und den Generalobersten Welschen N. angestellt geweßen, sie wolten gerne mit Ihro Gnaden Herrn Constaffus accordiren aber die burger wollen es nicht thun, sondern die burger wollen sich wehren bis auff den letzten Mann. So ist Gott Erbarm daß gute in daß

böse verwandlet wordten, wie nachfoligendes mit sich bringt:

„Nun foliget, in derselbigen Nacht, zwischen 9 und 10 uhr, da Kompt der feindt an, mit allen den Wirtenbergischen [1]) bauern und auß dem Münstertahl, die haben müssen schanzen im Neulandt, viel Taußend faschönen und schantz Körb machen und Haben schon in einer nacht von der Hohensteg=mähl biß hirein zu der brennhitten auff den ackeren lauff=gräben gemacht, biß halber zum gottesacker und Haben schon Kleine schantzkörb auffgesetzt. So haben die burger und Welsche soltaden dieselbe gantze nacht geschossen, über die tausend schitz mit feldsticken und Mußgeten und ist kein feind noch birger in selber nacht verletzt wordten, als am morgen ist nur ein soldat vom feind geschoßen wordten, so aber nicht gestorben. Da dem feind die statt mit accord übergeben, ist der blessirte soldat durch drey feindliche soldaten auff zwey stecken in die statt gebracht wordten.

„Den 19 Christmonat 1632 hatt mann morigens um 6 uhr E. E. Rath und ausschutz die mit den zumpfftmeysteren der bürger stehn, auff dem Waagkeller schriftlich gebracht und die Vorgesetzte obrigkeit noch mahlen gefragt, wie mann mit dem feind accordiren will. Indem der Außschutz sich miteinandter undterreden, so gehn die Vorgemelte oberste ab dem Roth=hauß und in den Santihaußerhofft (Sankt Johannis Hof) zu den Cappuzineren und empfangen damahl daß nachtmahl darauff, daß sie die statt nicht auffgeben wollen.

„Indem schantzet sich der feindt je lenger je mehr ein, daß

---

[1]) Die Herzöge von Würtemberg besaßen damals die sogenannte Grafschaft Horburg, zu welcher, außer Horburg selbst, noch folgende Ortschaften gehörten: Andolsheim, Sundhoffen, Appenwihr, Forstwihr, Bischwihr, Munzenheim, Vogelsheim, Dürrenentzen, Wolfgantzen und Algolsheim. Anm. des Herausg.

auff lang Warten dem ausschuß und den Herren auff dem Waagkeller die zeit so lang Wahr, daß sie einen Weibel zu der obrigkeit in die Kirch schickten. Daß Wahr zwischen 10 und 11 uhr um Mittag. Da ist mann in Erfahrung Kommen, daß der Welsche oberste und der feindt draußen eine Loßung haben gehalten. Und ist die Loßung gewesen, daß der Welsche oberste um 11 uhr am Tag will die Trommel rühren und seyne soldaten laßen zusammen Kommen, und die bürger alle niderhauen laßen, und der feindt soll undterdessen auch anstirmen und anlauffen. Benebens (außerdem) hat der Welsche oberste auch seinen soldaten anbefohlen, daß solche feuer einlegen möchten, wie es denn auch in Edlichen ordten geschen und gefundten Worten: in des Schlachters hauß, in dem armen gäßlein und bey der brodbanck und Im Werckhofft. Etliche Tonnen pulver aber (sind entdeckt worden), Gott lob und danck! der nicht zugab daß Ihr schad uns mag fangen. So ist durch gottes genad und seynen seegen uns geben. Es ist durch deß Hanß Georg Hertzigs sohn die Trommel mit seynem Wehr durichstochen und mit füßen zertretten worden; dadurch haben die soldaten nicht können zu samen kommen. [1]) So seynd die bürger denn ihren falschen anschlag innen Wordten, das solche uns bürger allesampt Weib und Kindt Wollen umbringen.

„Darauff nun machten die bürger lermen, da sich die Welschen versamlen Wollen, uns um zu bringen mit Weib und Kindt. Die bürger fingen an sich zu Wehren, und schlugen auff die 20 Welschen zu Todt, und 180 wurden verwundt, davon Edliche noch gestorben. Die oberste und offizirer aber

[1]) Der Herausgeber sah sich hier, so wie an einigen andern Stellen, genöthigt, durch die Interpunktion und durch einige Wortversetzungen, Zusammenhang in die höchstverworrene Erzählung zu bringen.

wurden gefangen und die übrigen soldaten alle Wehrloß gemacht und auff die zümpfft geführt und darnach der feindt herein gelaßen wordten. Also ist der feind in der statt, durch Gottes Krafft, durich burger vertrennt und geschlagen worden und darauff mit dem feindt vor der statt accordirt und hereingelaßen wordten. So geschahe zwischen 11 und 12 uhr, den 19 Christmonat Anno 1632.

„Den 20sten dito seynd acht fähnen schwedischer soldaten eingezogen in Colmar.

„Den 21sten Hatt der feldprediger einem Constabler zum Erstenmahl Wiedter ein Kind in der Jesuiter Kirch im spitthal getaufft; seyn nahm Wahr David.

„Den 24sten dito ist zum Ersten Mahl durch den Tocter Schmitt von straßburg, zu Colmar in der Jesuiter Kirch eine predig gehalten wordten und Ist der Text geweßen, auß dem Ersten buch der Chronica, im 23 capitel: „Und David Hieß versammlen die fremdlingen die im land Israel Wahren und bestellet seine Metzen stein zu hauen daß Hauß Gottes zu bauen." Und ist vor der predig gesungen Worten: „Wo Gott der Herr nicht bey uns Helt," und nach der predig: „Gib frid zu unsrer zeit, o Herr."

„Den 25sten dito auff den neuen Christ Tag Hatt mann Wiedter zum andteren mahl gepredigt und Hatt des Nassauers feldprediger gepredigет, nach der predigt docter schmitt zween Junge pfarrherren vorgestellt, vor der gantzen gemein der Kirche Eingesegnet. Gott der Allmächtige stehe dieser Christlichen Gemein in genaden bey immer und Ewiglich. Amen.

„Gott lob und danck daß Wir arme und bedrengte Evangelische dießer genaden Tag und stund erlebet haben. Gott woll, um Christi Jesu Willen, seyn Heilig' Wort bey uns ewigeren behalten. Amen."

(In einer Nachschrift holt der Erzähler noch einige auf die Tage 21, 22 und 23 des Christmonats bezügliche Thatsachen nach).

„Auff Sankt Thomas Tag seynd auff ein neues durich Königliche Magistätt, auß schweeden Comisarien, die stätt Mäister Erwehlet Worten. Erstlich Herr Conrad Ortlieb, obristermeister; Herr Emanuel Rötlin, der Erst ußricht Meister; Herr Andreas Mütter, der andter Ußricht Meister; Herr Andreas Goll, der Tritte; Herr Nikola Santherr, schultheiß.

„Den 22 Christmonat 1632 ist den alten Roths Herren Mitt Ehren abgedanckt und neue Räth ersetzt. Ist auff der Weber zumpfft Herr Elias Meyer und Dreyzehner Herr Barthel Türninger und Raths Herr; Herr Georig Geyler und Daniel Eßbach, Raths Herr und Treuzehner.

„Den 23sten dito Hatt eine (löbliche) burgerschafft Ihro Königlichen Majestät und der obrigkeit, Wie vorgemelt, und dem gantzen Rath und zumpfftmeysteren auff dem Münsterblatz geschwohren und den bürgerlichen Eid der Treue abgelegt."

VIII.

Alte Volkslieder

welche im Elsaß gesungen werden, [1]

gesammelt

von

Gustav Mühl.

1.

Seid nur lustig allhier,
Und zum Spielen müssen wir,
Und ein Jeder thut denken,
Wie's einen thut kränken,
Wenn man's verspielen thut.

Auf dem Rathhaus geh'n wir fort,
's red't ja keiner kein Wort,
Und ein Jeder thut denken,
Wie's einen thut kränken,
Wenn man's verspielen thut.
Und am Abend geh'n wir heim,

---

[1]) Entweder noch ungedruckt oder in bessern und vollständigern Lesarten gegeben.

Bei der Herzliebsten kehren wir ein;
Und ich will dir was sagen,
Darfst aber nicht verzagen,
Wenn einer verspielen thut,
So muß er auch fort.

Und jetzt geh'n wir über den Rhein,
's kommt Keiner mehr heim,
Denn wir liegen in der Ruh,
Wenn man uns todtschießen thut.

2.

Als wir aus Wolxheim hinausgehen,
Schauen wir uns noch einmal um;
Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Wer weiß wenn ich wieder komm!

Als wir zu Straßburg hineingehen,
Schauen wir uns noch einmal um;
Gute Nacht, meine Schwestern und Brüder,
Wer weiß wenn ich wieder komm!

Als wir zu Straßburg hineingehen,
Schauen wir uns noch einmal um;
Gute Nacht, mein tausigst schön Schätzelein,
Wer weiß wenn ich wieder komm!

Als wir zu Straßburg hineinkommen,
Beim Kronenwirth kehren wir ein,
Wir essen und trinken zusammen,
's mag Keiner mehr lustig sein.

Als wir zu Straßburg hinausgehen,
Der Tambour der schlägt schon die Trumm;
Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Wer weiß wenn ich wieder komm!

3.

Der Kommandant steht draußen, schaut seine Leut' an;
Seid nur lustig, seid nur fröhlich, 's kommt keiner davon.

Was battet [1]) mich dem Kommandant sein Reden, sein Sagen,
Mein Vater, meine Mutter haben mich auferzogen.

Mein Vater, meine Mutter, die weinen so sehr,
Drum fällt mir der Abschied, das Marschiren so schwer.

Meiner Schwester, meinem Bruder und der ganzen Freundschaft
Wünsch ich Allen gute Nacht, gute Nacht!

4.

Wenn alle Wässerlein fließen,
So soll man trinken;
Wenn ich meinem Schatz nicht rufen darf,
Jujah, rufen darf,
So thu' ich ihm winken,

---

[1]) nützet; daher das alte baß, gut.

Anm. des Herausgeb.

Winken mit den Augen,
Und treten mit dem Fuß.

's ist Eine in der Stube,
Jujah, Stube,
Die mir werden muß.
Warum soll sie mir denn nicht werden,
Denn ich seh' sie gern?

Sie hat zwei schwarzbraune Aeugelein,
Sie glänzen als wie zwei Sterne;
Sie hat zwei rothe Bäckelein,
Jujah, Bäckelein,
Die röther sind als der Wein;
Und solches Mädchen findet man nicht
Wohl unter dem Sonnenschein!

Ei, so lieb ich noch einmal,
Jujah, noch einmal
Mein Schätzel in Ehren!

5.

Der Jäger in dem grünen Wald,
Der sucht der Thierlein Aufenthalt.

Er gieng im Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts anzutreffen wär.

„Mein Hündelein war stets bei mir,
In dem grünen Wald war stets bei mir.

„Mein Hündelein jagt, mein Herzelein klagt,
Meine Augen leuchten hin und her.

„Es ruft mir eine Stimme zu,
Ich weiß nicht wo sie ist, ja ist.

„Wie kommst du in den Wald hinein,
Du strahläugiges Mädchen?

„Bleib du bei mir als Jägerin;
Du sollst ja nicht mehr weiter.

„In diesem grünen Wald, ja Wald,
Bleib du bei mir als Jägerin.“

„„Hast du ein anderes Mädchen?““ —
„Ein Anderes hab ich nicht.“

„Mein Hündelein jagt, mein Herzelein lacht,
Meine Augen leuchten hin und her.“

6.

's ist alles lustig auf der Welt,
Es wächst ein Blümchen auf dem Feld,
Es blühet weiß, blau, roth und gelb.

Als ich über die Donau geh,
Da singt das Lerchlein in der Höh',
Wann ich zu meinem Schätzlein geh.
Geh ich über Berg und Thal,

Da hör' ich schon die Nachtigal
Auf grüner Haid schon überall.

Als ich vor der Liebsten ihr Fenster kam,
Da hör' ich schon einen anderen drinn,
Da sagt sie, daß ich nicht mehr komm.

Ich hab dich allzeit treu geliebt,
Und dein Herz hab ich noch nie betrübt,
Jetzt wirst du schon ein' falsche Lieb.

7.

Nun zu Klausweiler waren zwei Liebchen,
Und sie hatten einander so lieb,
Und der junge Knab reist in Kriege.

Als der junge Knab wieder nach Hause kam,
Da stand sein feins Liebchen wohl vor der Thür.

Und da biet't er einen guten Abend,
Und dazu ein'n freundlichen Kuß.

„Du brauchst ja nicht mehr zu küssen,
Denn ich hab schon längst einen Mann;

„Dazu ein'n hübschen, ein'n schönen, ein'n reichen,
Der mich ernähren kann.

„Wär'st du zu Hause geblieben,
So hätt'st du dein Schätzchen noch."

8.

Es waren einst zwei Bauernsöhn,
Sie haben Lust in Krieg zu gehn,
Wohl um Soldat zu werden,
Sie haben endlich den Schluß gemacht,
Und haben sich nach Haus gemacht.

Sie reiten das Gässelein auf und ab,
Frau Wirthin unter dem Fenster lag,
Mit ihren schwarzbraunen Augen.
„Frau Wirthin, ist sie wohl gewollt
Zwei Reiter über Nacht zu behalten?"

„„Ja freilich bin ich es gewollt
Zwei Reiter über Nacht zu behalten.""
Die Reiter setzen sich an den Tisch,
Frau Wirthin trägt auf gebackene Fisch,
Dazu ein Kalbsgebraten.

„Frau Wirthin trag sie nur auf was sie wollt,
Wir haben noch Silber und rothes Gold,
Und auch noch bairische Dukaten."

Es war ja kaum die halbe Nacht,
Die Frau zu ihrem Manne sprach:
„Wir wollen den Reiter ermorden."

„„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Sein Pferd steht draußen im Stall allein,
Es bleibt ja nicht verschwiegen.""

Es war ja kaum eine Viertelstund,
Die Frau die gießt ihm Blei in den Mund,
Daran mußt er jetzt sterben.

Den andern Morgen in aller Früh,
Da kommt der Reiter, sein Schlafkamerad:
„Frau Wirthin, wo ist der Reiter?“
Frau Wirthin sprach: „„Er ist schon weiter.““

„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Sein Pferd steht draußen im Stall allein;
Habt ihr ihm etwas Leid's gethan,
So habt ihr's eurem Sohn gethan,
Der aus dem Krieg ist kommen.“

Die Frau hat sich in den Brunnen geschwenkt,
Der Mann hat sich in der Scheuer aufg'hängt,
Die Tochter kam von Sinnen.

Du verfluchtes Geld und Gut,
Bringst manchen um sein jung frisches Blut,
Wohl um sein jung frisch Leben.

Variante zu demselben Liede in des Knaben Wunderhorn. Die vorliegende Leseweise ist an etlichen Stellen besser und vollständiger.

9.

Ein schönes Lied zur Jungfrau Maria.

Maria wollt wandern in das Rom,
Wollt suchen ihren herzliebsten Sohn;
Als Maria nach Rom hinein kam,
So traf sie ihren Sohn am Kreuzlein an.
„Ach lieber Sohn mein,
Was thust du allhier am Kreuz allein?“
„„Das Kreuz muß ich tragen jetzt schon ganz allein.
Jetzt muß ich warten auf die jüdische Gemein'.““

Maria nahm ihren Sohn bei der rechten Hand,
Und reiset bis an das Meer und wartet bis ein Schiffmann kam.
„Ach lieber Schiffmann mein, schiff mich
Und meinen herzliebsten Sohn über das Meer.“
„„Ich schiff dich nicht über das Meer,
Bis du mir versprechen thust die heilige Ehe.““
„Eh' ich will gehen in die heilige Ehe,
Lieber will ich waten durch das Meer.“

Maria hebt auf ihr seidenes Gewand,
Und watet über das Meer an das trockene Land,
Und als Maria über das Meer hinüber kam,
So fingen alle Glocken zu läuten an,
Sie läuten gar übel, sie läuten gar schön,
Jungfrau Maria in's Himmlische geht.

Im Himmel dort steht ein Zitterrosenstock,
Dort hängt dem lieben Jesu sein Mantel und Rock;
Im Himmel dort steht ein Zitterrosenbaum,
Dort hängt dem lieben Jesu seine Leidenskron;
Im Himmel dort steht ein schön gedeckter Tisch,
Dort trauert, dort liegt der wahre Herr Jesu Christ.
Und wer thut leben nach Christus sein Gebot
Und lebet nach dem Christenthum wie es Gott befohlen hat,
Der kann ja erlangen die ewige Seligkeit,
Und auch sein Vater, seine Mutter und alle seine Freund.

Zwei sehr bejahrte Greise, wovon einer blind, hörte ich dieses Lied mit Begleitung eines Akkordeons, vor den Häusern in Oberschäffelsheim singen. Das Lied führten sie gedruckt bei sich. Sie hatten es in Straßburg, bei Dannbach, ganz gewiß nach mündlicher Mittheilung, drucken lassen.

IX.

Trenk's Mantelsack.

1744.

Nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Konsistorial-Präsidenten und Pfarrers Heitz in Vendenheim.

Zu Mittelhausen, im Schlosse des Herrn von Weitersheim, befand sich Trenk [1]) mit mehreren seiner Panduren. Plötzlich kam Befehl zum Aufbruch. Es war eine stockfinstere Nacht; die Pferde wurden gesattelt, mit schweren, meist Raub und Kriegsbeute enthaltenden Mantelsäcken beladen. Dies bemerkte ein Knecht des Herrn von Weitersheim; er benützte die durch den eiligen Befehl zum Aufbruche ver-

[1]) Der Tod Kaiser Karls VI. (20. Oktober 1740) veranlaßte einen Nachfolgekrieg, an welchem mehrere europäische Staaten betheiligt waren. Es handelte sich darum, ob Maria Theresia, Karl's Tochter oder Karl Albrecht, Churfürst von Baiern, den Thron von Oesterreich besteigen sollten. Frankreich gewährte dem letztern Hülfe an Geld und Truppen und wurde somit in den Krieg verwickelt. Unter den österreichischen Truppen, welche mehren Theils das Elsaß einige Zeit besetzt hielten, war das von dem wilden, habgierigen und grausamen Freiherrn von Trenk befehligte Panduren-Korps das gefährlichste. Die Zeit seines Wüthens im Elsaß ist noch immer unter dem Namen Pandurenlärm bekannt; auch ist die Benennung: „wilder Pandur!" im Volke geblieben, und so wie man die Kinder früher mit der Drohung: „Wart der Schwed kommt!" einschüchterte, so schreckte man sie später mit derjenigen: „Wart der Pandur kommt!" Anmerk. des Herausg.

ursachte Verwirrung und machte sich etwas an Trenks Mantelsack zu schaffen. Unbeachtet lockerte er die Riemen, welche den schweren Mantelsack hinter dem Sattel befestigten, so daß dieselben sich bei der ersten raschen Bewegung vollends lösen mußten.

Im Galopp sprengte Trenk mit seinen Panduren davon. Der Knecht folgte dem Troß zu Fuße nach und fand gar bald den verlorenen Mantelsack, den er sogleich in einen Sumpf versenkte und kehrte sodann wieder unbemerkt zum Schlosse zurück.

Allein Trenk, dessen gemeine Raubsucht und Habgier bekannt ist, gewahrte bald den Verlust seines reichbeladenen Mantelsäcks und kam wieder mit einigen seiner Panduren und einem seiner Reitknechte ins Schloß geritten. Haus, Hof, Stallung, Alles wurde durchsucht und der vermißte Mantelsack blieb unentdeckt. Da fiel Trenks Verdacht auf den Reitknecht, welcher ihm das Pferd gesattelt hatte und er gebot ihn ohne weiters an einem im Schloßhof stehenden Baume aufzuhängen.

Vergebens betheuerte der arme Reitknecht seine Unschuld und sprach, in seiner Todesangst, die schrecklichsten Flüche gegen den unbekannten und unbestraften Thäter aus. Das strenge Urtheil des Obersten wurde vollzogen und der eigentliche Dieb wohnte der Hinrichtung des unschuldigen Reitknechtes bei.

Nachdem sich der Kriegslärm verzogen hatte und wieder Ruhe und Friede im Elsaß hergestellt waren, verließ der schuldige Knecht seinen Dienst bei Herrn von Weitersheim und kaufte sich, nach und nach, im Laufe der Jahre 1745 und 1750 mehrere Grundstücke in der Gemeinde an, ohne daß iemand ahnen konnte, woher ihm das Geld dazu geworden war.

Später verheirathete er sich auch und sein äußerlicher Wohlstand schien immer zuzunehmen. Allein es war als ob der Fluch des unschuldig Hengerichteten in Erfüllung gehen sollte: Seine Kinder mißriethen und verursachten ihm viele Sorge. Sie verschwendeten Hab und Gut und starben alle arm und verachtet.

Vor seinem Tode bekannte der Knecht, wie er selbst sagte, um Ruhe zu bekommen, seine Schuld.

Der Baum, an welchem der unschuldige Reitknecht seinen Tod gefunden, stand noch vor einigen Jahren im Schloßhof.

Die Geschichte ist in der ganzen Umgegend bekannt.

X.

Das Martinsfest,

und dessen Feier im bischöflichen Pallaste zu Zabern, im Jahre 1578,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Fest des heiligen Martin, Bischofes von Tours, das man, um dasselbe von den andern Festtagen gleichnamiger Heiligen zu unterscheiden, in Deutschland St. Martin im Winter oder Winter St. Martin und in Frankreich la St. Martin d'hiver nannte [1]), wurde ehemals, im christli-

---

[1]) Festum Sancti Martini hyemalis.

Außer dem heiligen Bischofe von Tours, welcher der bekannteste Heilige des Namens Martin ist, verehrt die römisch-katholische Kirche noch sieben andere Heilige desselben Namens: den Pabst Martin I., (12. November), Martin, den Bischof von Tungern und Bekenner, (21. Juni), Martin, den Bischof von Vienne (1. Juli), Martin, den Bischof von Trier (19. Juli), Martin und Austerius (3. März), Martin, den Abt von St. Verton in der Bretagne (7. Dezember), und Martin, den Bekenner (15. November).

In Thüringen wird sodann noch ein Martinsfest anderer Art gefeiert: dasjenige nämlich von Dr. Martin Luther, welches dort un-

Später verheirathete er sich auch und sein äußerlicher Wohlstand schien immer zuzunehmen. Allein es war als ob der Fluch des unschuldig Hingerichteten in Erfüllung gehen sollte: Seine Kinder misriethen und verursachten ihm viele Sorge. Sie verschwendeten Hab und Gut und starben alle arm und verachtet.

Vor seinem Tode bekannte der Knecht, wie er selbst sagte, um Ruhe zu bekommen, seine Schuld.

Der Baum, an welchem der unschuldige Reitknecht seinen Tod gefunden, stand noch vor einigen Jahren im Schloßhof.

Die Geschichte ist in der ganzen Umgegend bekannt.

X.

Das Martinsfest,

und dessen Feier im bischöflichen Pallaste zu Zabern, im Jahre 1578,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Fest des heiligen Martin, Bischofes von Tours, das man, um dasselbe von den andern Festtagen gleichnamiger Heiligen zu unterscheiden, in Deutschland St. Martin im Winter oder Winter St. Martin und in Frankreich la St. Martin d'hiver nannte [1]), wurde ehemals, im christli-

---

[1]) Festum Sancti Martini hyemalis.

Außer dem heiligen Bischofe von Tours, welcher der bekannteste Heilige des Namens Martin ist, verehrt die römisch-katholische Kirche noch sieben andere Heilige desselben Namens: den Pabst Martin I., (12. November), Martin, den Bischof von Tungern und Bekenner, (21. Juni), Martin, den Bischof von Vienne (1. Juli), Martin, den Bischof von Trier (19. Juli), Martin und Austerius (3. März), Martin, den Abt von St. Verton in der Bretagne (7. Dezember), und Martin, den Bekenner (15. November).

In Thüringen wird sodann noch ein Martinsfest anderer Art gefeiert: dasjenige nämlich von Dr. Martin Luther, welches dort un-

chen Abendlande, nicht allein als kirchliches, sondern zugleich auch als weltliches und gesellschaftliches Fest begangen.

Am 11. November, als am Tage dieses Festes, da gehet das Spätjahr oder der Herbst allmählich zur Neige, und der nahende Winter kündigt sich bereits schon an mit seinen schaurigen Regenstürmen, seinen flimmernden Schneegestöbern und eisigen Frösten. Nothgedrungen, in unsern schon etwas nördlichen Ländern zumal, zieht sich der Mensch, um jene Zeit des Jahres, zurück unter das schützende Dach und in des Wohnhauses heimliche Räume. Vertrieben aus dem Freien, auf sich selbst zurück gewiesen und, mehr oder weniger, beschränkt auf des Zimmers engenden Raum, sucht er sich dann zu entschädigen, für den Verlust der genußreichen, aber stets so kurzen Frühlings- und Sommerszeit, während der er ungestöret in vertrautem Umgange gestanden hatte mit der Natur um ihn her, indem er den kommenden Winter begrüßt als die Zeit des innigern, traulichern Familienlebens und der vielfachen aus demselben entspringenden geselligen Freuden und Vergnügen.

Aus diesem allgemeinen Bedürfnisse allein schon mögen wohl die Festgelage und sogenannten Martins- oder Herbst-Trünke herrühren, welche früherhin, seit undenklichen Zeiten, im Elsasse, gleich wie in den übrigen deutschen Ländern und überall im katholischen Abendlande, angeblich zu Ehren des heiligen Martins, gebräuchlich waren.

„Der Wein erfreut des Menschen Herz", sagt ja mit vollem Rechte das uralte, allbekannte und beliebte Sprichwort. Nie aber mag wohl der goldene Rebensaft besser munden als

---

ter dem so eben angegebenen Namen, am Tage des heiligen Bischofes begangen wird.

in der bereits rauhen Herbstzeit oder im Winter, an den langen Abenden, im warmen, heimlichen Stübchen, im Kreise trauter Freunde und Verwandten, wenn es draußen windet und stürmet, und der Hagel oder das Schneegeflimmer an die Scheiben schlägt. Da macht dann der Becher mit dem funkelnden Weine die Runde, reget die eingeschläferten Lebensgeister wieder auf und löset die Zunge: man gedenket der fernen und der bereits hingeschiedenen Lieben, und manche theure Erinnerung taucht wieder auf aus dem Strome der Zeit, und manches Märchen, manche halbverklungene Sage aus grauer Heldenzeit, die sich einst fortgeerbet im Munde des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wird dann wieder den Vätern nacherzählet und vielleicht, nur auf kurze Zeit noch, gerettet von gänzlichem Untergange. Und gerne holt dann der freundliche Hausvater noch seine beste Flasche aus dem Keller um des Abends Heiterkeit zu verlängern.

Und zum Rebensafte mundet dann auch ein schmackhafter Braten so übel nicht. Herrlich duftet und schmecket, neben dem Weine, die stattliche, goldgebratene Gans. So hat es der Gebrauch der Väter hergebracht, und auch deswegen allein schon mundet das besser zusammen als sonst die feinsten Leckerbissen.

Viele wollen jedoch, und es tönet dies so ganz unwahrscheinlich nicht, daß diese, seit undenklichen Zeiten im Spätjahr üblichen Schmausereien und Trinkgelage, nichts anderes seien als die Fortsetzung oder eine blos etwas geänderte Uebertragung uralt-heidnischer Gebräuche und Festlichkeiten.

Schon die alten Griechen feierten, vielleicht einer noch ältern Ueberlieferung getreu, ähnliche Festgelage. Die Vindemiae oder Herbstfeste sollen, wie bekannt, zu Ehren Aes-

kulaps eingesetzt und begangen worden sein. Jedesmal nach vollbrachter Weinlese hielten die Winzer dieses Fest, an welchem der neue Most und vermuthlich auch die vorjährigen Weine fleißig gekostet wurden.

Ein durchaus ähnliches Fest hatten insbesondere die Athenienser am eilften Tage des Anthesterion, welcher so ziemlich mit unserm Monate März zusammenfällt; es wurde dasselbe das Fest der Pithaegia genannt. An diesem Feste, wie Plutarch berichtet, wurden die Weinkrüge und Weinschläuche das erstemal entdecket und aufgebunden, und die neuen Weine gekostet. Dieser althergebrachte Gebrauch wurde jährlich mit großen Festgelagen und Bacchanalien gefeiert, an welchen der Wein in Flüssen floß, und nicht die Freunde allein, sondern auch die Sklaven, die Söldner und Diener, die Klienten und die Bauersleute, die ganze rustica turba, wurden zu diesen Trinkgelagen eingeladen, an welchen es immer lustig und sehr oft sogar etwas allzubunt und stürmisch zugieng. [2])

Aus diesen altgriechischen Festen nun sollen späterhin die christlichen sogenannten Herbst- oder Martinstrünke, nebst den dabei üblichen Schmausereien und Festgelagen, hervorgegangen sein.

Jene heidnischen Feste waren in der That all zu einladend und zu verführerisch, als daß unsere Vorfahren, die so wenig als die Alten den goldenen Rebensaft fürchteten noch mieden, sich nicht versucht gefühlt haben sollten, dieselben

[2]) Von diesem Feste singt Mantuanus (lib, II Fastorum):
Haec est laeta dies : ista populusque patresque
Luce cados relinunt, et defecata per omnes
Vina ferunt mensas: ac libera verba loquuntur.
Talis apud veteres olim sacrata Lyaeo
Lux erat a priscis vocitata Pithaegia Grajis
Quod signata dies aperiret dolia festus.

fortzusetzen und auch in ihre Sitten überzutragen. In Deutschland zumal, wie Jeder weiß, ist man dem Weine niemals abhold gewesen. Die Versuchung lag demnach so nahe und war so groß, daß selbst die christliche Strenge und Frömmigkeit der Einführung des heidnischen Festes kein hemmendes Hinderniß entgegenzustellen vermochte. [1]) Dir Kirche mußte sich vielmehr dem allgemeinen, zu einem Bedürfnisse umgestalteten Wunsche und zu dessen Ausführung bequemen und fügen. Ungestört giengen somit die altgriechischen Herbstfeste in die Christenheit über, und zu größerer Sicherstellung der gläubigen Zecher sowohl als auch zu besserer Dauerhaftigkeit des Festes selbst, wurden Beide, die Zecher und das Fest, dem allgemeinen mittelalterlichen Gebrauche getreu, dem Schutz und Schirm eines Heiligen anbefohlen und anheim gestellt.

Seit vielen, vielen Jahren verehren die Trinker und Zecher St. Martin, den berühmten Bischof von Tours, als Patron und besondern Schutzheiligen. [2])

Solche Ehre soll dem frommen Bischofe deswegen zu Theil geworden sein, weil eines Tages, als ihn Kaiser Maximius bei einem Gastmahle zu seiner Rechten gesetzt hatte, ihm zuerst den Becher habe bieten lassen, und denselben erst dann aus des Heiligen Händen empfangen haben soll, nachdem St. Martin daraus getrunken hatte.

---

[1]) Viele spätere Gebräuche und Feste lehnen sich an altheidnische an und haben sodann einen christlichen Namen und christliche Bedeutung erhalten. Dieß wird namentlich aus dem nachfolgenden Aufsatze hervorgehen.. Anm. d. Herausg.

[2]) Ein alter Zecher-Spruch sagt:

Heb an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

Anm. des Herausg.

Um den Heiligen nach Gebühr zu ehren und sein Fest recht würdig zu begehen, wurde dieses schon am Vorabende des Festtages begonnen und sodann diesen letzten über ununterbrochen fortgesetzet. Unsere frommen Vorfahren begnügten sich jedoch nicht damit, St. Martin blos durch die beliebten Herbsttrünke, welche sofort zu des Heiligen Ehre Martinstrünke [1]) genannt wurden, ihre Huldigung darzubringen: die nordischen Mägen unserer Väter verlangten nebst dem Weine, noch nach einer fernhaften Beigabe. Und so kam, gleichzeitig wie es scheint mit dem Ursprunge der Martinstrünke, oder kurze Zeit nach der letzteren Einführung, die Gewohnheit auf zu dem köstlichen Rebensafte eine gute gebratene Gans zu verzehren, welche sofort gleichwie die Trünke, von dem Namen des Schutzheiligen, als Martinsgans bezeichnet wurde.

Der Vorabend, welcher dem mittelalterlichen Sprachgebrauche gemäß St. Martinsnacht genannt wurde, war gleichsam das Vorfest des noch festlicher zu begehenden Tages. In jedem Hause, beinahe ohne Ausnahme, wurde an jenem Vorabende die Martinsgans verzehrt und der neue Most dazu gekostet. [2]) Am folgenden Tage sodann, als am Festtage

[1]) Wie man ehemals Gertruds- und Johannis-Minne (Johannessegen) trank, so auch St. Martins-Minne, so daß sich neben Johannis-Minne und Johannisfeuer nun auch Martins-Minne und Martinsfeuer stellen. Das Minnetrinken ist ein alter Opferbrauch. Minne heißt hier memoria. Bei Opfermalen pflegte man des Gottes Gedächtniß zu trinken, dessen Feier begangen wurde. Ohne Zweifel ist auch hier Martin an die Stelle eines Gottes, etwa Wurtans, getreten, zumal uns ausdrücklich gemeldet wird, der heilige Martinus habe von Olaf verlangt, daß statt Thors, Odins und der übrigen Asen seine Minne eingeführt werde. Unsere Martinalia, der Martenstrunk, sind also vorchristliche Ueberbleibsel eines uralten Opfermals. Die Gans war das Opferthier. K. Simrock, Martinslieder, XVII. Anm. des Herausg.

[2]) Sebastian Frank sagt, in seinem Weltbuche, von den Franken:

selbst, wie man glaubte, war der Most in Wein verwandelt, und diesen ließ man sich hernach, nebst den ältern Weinen, trefflich munden. Trinkend und scherzend, den Magen mit wohlschmeckendem Gänsebraten angefüllt, den bekränzten Becher in der Hand, sangen unsere Vorfahren das endlose Lob des vielgeliebten und gepriesenen heiligen Martin. Tag und Nacht hindurch dauerten oft ununterbrochen die Festgelage, Tränke und Schmausereien, und ebenso wenig als ehemals in der alten Welt, war die Mäßigkeit die Haupttugend wodurch sich, das Mittelalter hindurch, unsere gläubigen Vorfahren auszeichneten. [1])

Ueberall, wie es scheint, wurde das Martinsfest mit glei-

„Unselig ist das hauß das nit auff deß nacht ein gans zuo eßen hat, da zepffen sy yre neüwen wein an, die sy bißher behalten haben." Martinslieder, S. III. Anm. des Herausg.

[1]) Von diesem Gebrauche singt Thomas Naogergus (lib. 4. Papistici regni) folgendermaßen:

Altera Martinus dein Bacchanalia praebet,
Quem colit anseribus populus, multoque Lyaeo,
Tota nocte dieque. Aperit nam dolia quisque
Omnia, degustatque haustu spumosa frequenti
Musta, sacer quæ post Martinus vina vocari
Efficit. Ergo canunt illum, laudantque bibendo
Fortiler ansatis pateris, amplisque cululls.
Quin etiam ludi prosunt hæc festa magistris.
Circumeunt etenim sumpto grege quisque canoro,
Non ita Martini laudes festumque canentes,
Anserem vt assatum ridendo carmine iactant
Cuius nonnunquam partem, nummosue vicissim
Accipiunt, celebrantque, hoc festum musice et ipsi.

Den deutschen Kreuzfahrern, welche im Jahre 1179 Joppe gegen die Sarazenen vertheidigten, und die Veste weder durch List noch durch Drohung hingeben wollten, wurde der St. Martins-Tag ein unglückseliger Tag, wie dies Pantaleon (lib. II. de gestis Joannitarum) erzählt. Nachdem sie das Fest des Heiligen, nach hergebrachter Art mit Trinken und Schmausen begangen hatten, und die meisten in festem Schlaf

cher Bereitwilligkeit begangen. Die sonst mäßigern Franzosen beeiferten sich nicht minder als die von jeher durch ihre Liebe zum Trunke berüchtigten Deutschen, dem heiligen Martin, der so mächtig zur Bekehrung ihrer Vorfahren beigetragen hatte, ihren Dank darzubringen, und dem Heiligen, mit stets neu angefüllten Bechern, dem alten Sprachgebrauche gemäß, sein Recht angedeihen zu lassen. Der altfranzösische Ausdruck martiner, [1]) welcher gleichbedeutend war mit lustig und wacker trinken und zechen, so wie der andere, le mal de St. Martin, womit man ehemals den aus der Betrunkenheit entstehenden übeln Zustand zu bezeichnen pflegte, bezeugen dies hinlänglich.

Was insbesondere den Gebrauch der Martinsgans betrifft, so wird angegeben der Ursprung desselben rühre daher, weil die Gänse, durch ihr Geschrei und Geschnatter, St. Martin verriethen, als er, aus Demuth, entfliehen wollte, um sich der bischöflichen Würde, welche ihm wider Willen aufgedrungen worden, zu entziehen. [2]) Wahrscheinlicher ist jedoch, daß diese Gewohnheit blos aus dem Grunde aufkam, weil zur Jahreszeit, in welche St. Martins Fest fällt, die Gänse am besten gemästet und also am schmackhaftesten sind.

---

versunken waren, vernachlässigten sie die Bewachung der Thore. Ein Syrier bemerkte dies, öffnete dem Feinde eine der Pforten, und sämmtliche christliche Krieger, bis zum Letzten, wurden von dem rasch eindringenden Feinde niedergemetzelt und die Stadt selbst dem Boden gleichgemacht.

[1]) Auch faire la St. Martin. Anm. des Herausg.

[2]) Diese Ursache nimmt auch ein älteres deutsches Lied an, das ich als Beigabe zu gegenwärtigem Aufsatze meines Freundes Schneegans, dem Leser anbiete. Es steht gedruckt in einem Buche das ohne Jahreszahl und Druckort unter folgendem Titel erschien: Erneuerte lustige Gesellschaft von Johanne Petro de Memel. Zippelzerbst im Drömbling. S. Die vor einigen Jahren in Bonn erschienenen

So war der allgemein übliche Gebrauch, im Elsasse wie sonst überall. Noch jetzt wird in Tours, wo St. Martin, vor mehr denn vierzehnhundert Jahren den bischöflichen Stuhl besessen; alljährlich die St. Martinsgans verzehrt; und auch zu Straßburg, in manchen Familien von altem Schrot und Korn, darf ebenso wenig als ins Tours, am Festtage St. Martins, die altherkömmliche Martinsgans auf dem Tische fehlen.

Außer diesem allgemein befolgten Gebrauche der Herbst- oder Martinstrünke und der Martinsgans, waren, am Feste des heiligen Martin, an vielen Orten, noch andere Leckerbissen und besonders Backwerke üblich. So z. B., noch jetzt in Straßburg die wohlschmeckenden bekannten Martinis-bretstellen und in Hannover die sogenannten Martins-hörner. [1])

Für die lustigen Zecher und Trinker war also das St. Mar-

---

und von K. Simrock herausgegebenen Martinslieder; ebenfalls ohne bestimmtere Angabe des Druckjahrs, jedoch mit dem Reimlein:

Bonn gedruckt in diesem Jahr,
Da der Wein gerathen war.

Anm. des Herausg.

[1]) Das Backwerk, welches den Namen Martinshorn führt, kommt in Sachsen und Schlesien vor; am Rhein ist es, so viel ich weiß, unbekannt. Am Martinstage, erzählt Sommer, (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, I. 161), stellen die Kinder der Halloren Krüge mit Wasser in die Saline. Die Eltern gießen heimlich das Wasser aus und füllen die Krüge mit Most, legen auf jeden ein Martinshorn, verstecken sie und heißen die Kinder den „lieben Martin" bitten, daß er ihr Wasser in Wein verwandle. Dann gehen die Kinder Abends in die Saline und suchen die Krüge, indem sie rufen:

„Marteine, Marteine,
Mach das Wasser zu Weine."

S. Martinslieder, XIII. Anm. des Herausg.

tinsfest, der trefflichsten und beliebtesten Feste eines im Jahre. Für Andere hingegen war dieses Fest ein höchst unwillkommener Mahntag.

Seit undenklichen Zeiten nämlich war es Gebrauch, daß man die Schulden, Rentenzinse und Gülten, am Festtage des heiligen Martins abtrug und bezahlte. Ebenso wurden an diesem Tage, im Mittelalter, der Geistlichkeit zumal, die deswegen mit dem Namen Martinshühner bezeichneten Pflichthühner und Gänse überreicht. Dieser Gebrauch war so allgemein, daß sogar im zehnten Jahrhundert die Gewohnheit aufkam, den Anfang des neuen Jahres mit dem Feste Martini zu machen, in Aehnlichkeit mit den ehemaligen Rüstwochen der Juden, woraus dann, in der Folge die weitere Gewohnheit entstund das neue Kirchenjahr mit dem ersten Sonntage des Advents zu beginnen. [1])

Auch über den Ursprung dieser Gewohnheit weiß die unerschöpfliche Sage ein köstliches Schnäkchen beizubringen. Der gelehrte Hospinian meint nämlich, daß der Gebrauch die Zinse an St. Martins Tag abzuzahlen an folgende Begebenheit sich anschließe. Kurz vor der Schlacht mit den Westgothen soll Chlodwig dem heiligen Martin sein Pferd geweihet haben, unter der Bedingung jedoch, daß ihm frei stünde, dasselbe mit hundert Goldgulden zurückzukaufen. Nach seinem Siege nun wollte der König Gebrauch machen von diesem, bei der Uebergabe des ihm theuern Pferdes, ausdrücklich vorbehaltenen Rechte. Er sandte also die bedungene Summe gen Tours und forderte dagegen sein edles Roß zurück, welches bei den Reliquien des Heiligen übergeben worden war.

[1]) Am Rheine wurden früher auch Martinsfeuer auf den Bergen angezündet. Anm. des Herausg.

Seine Abgesandten jedoch kamen unverrichteter Sache zurück und brachten die Antwort: St. Martin wolle das königliche Pferd nicht um diesen Preis wieder geben. Nun sandte Chlodwig dem Heiligen noch einmal die festgesetzte Summe, und erst dann ließ sich St. Martin bewegen, dem Könige sein Roß zurück zu erstatten. Chlodwig aber erstaunte sehr über die Härtigkeit und unerwartete Geldgier des Heiligen, der, nach seinem Tode, so sehr an dem Golde zu hängen schien, das er doch, in seinem Leben, so gering geschätzet, ja so tief verachtet hatte. Gut, sagte er, ist wohl St. Martin im Rathe, aber theuer in Geschäften zu gebrauchen. Die Mönche aber strichen ganz ruhig das Geld dem Heiligen in die Tasche, und deswegen, so meint Hospinian, wegen der angeblichen Geldgierde St. Martins, dürfte wohl die Gewohnheit aufgekommen sein, die Zinse an des Bischofes Festtage einzufordern. Und seither ist dieser, für viele so fröhliche Festestag, für noch viel mehr Andere ein Tag der Angst und der Noth gewesen. Als höchst kritischer Tag bezeichnete seitdem das Volk den Festtag des heiligen Bischofes von Tours, und daher geschah es, daß jene Bauern, als einmal, an diesem Festtage in der Kirche das Responsorium des Heiligen gesungen wurde, bei der Stelle:

„Martinus Abrahæ sinu laetus excipitur“ etc.

voll Zorn und Entrüstung, indem sie statt Abrahæ in ihrer Volkssprache a b e r h i e verstunden und ihres Schadens und ihrer Mühseligkeiten gedachten, ausriefen: j a M a r t i n u s i s t a b e r (wieder) h i e (da)! Und noch gar vielen kam seitdem, wie jenen armen Bauern, der Festtag zu schnelle wieder, doch eben so wenig als jenen nützten ihnen ihre Klagen und ihr Zorn.

Auch in meteorologischer Hinsicht wurde der Festtag des

heiligen Martin, dem Volksglauben zu Folge, seit alten Zeiten, als von hoher Bedeutung angesehen. Wenn am Tage des Heiligen die Sonne hell und klar untergehet im Westen, so bedeutet dies einen harten und mühseligen Winter; einen gelinden Winter hingegen, wenn an jenem Tage die Sonne in Wolken niedersinkt. [1])

Um nun wieder auf die althergebrachten Herbsttrünke zurückzukommen, mit welchen man ehemals das Fest des heiligen Martin zu begehen pflegte, wollen wir auf die besondere, in der Ueberschrift angegebene Feier des Martinfestes übergehen. Zu derjenigen Feier dieses Festes nämlich, welche im Jahre 1578, den 10. und 11. November, im bischöflichstraßburgischen Pallaste zu Zabern stattgefunden.

Seit undenklicher Zeit schwur alljährlich der neue Rath zu Straßburg, vor dem Bischofe, und späterhin, in Gegenwart der bischöflichen Abgesandten, des Bisthums und der Stadt Ehre zu wahren, und recht (gerecht) Gericht zu halten den Armen gleichwie den Reichen. Seit den Zeiten Bischof Wilhelms von Dietsch, und vermög der Vorschrift des unter dem Namen der Speyrer Rechtung bekannten Vertrags, von 1422, mußten die Bischöfe ihrerseits, jedesmal bei dem Antritte ihrer Regierung, in Gegenwart des Stadtrathes oder jener Abgesandten, den Eid leisten, die Stadt Straßburg und deren Bürger ungestört ihre althergebrachten Rechte, Freiheiten, Gerechtigkeiten und Gewohnheiten genießen zu lassen, und

---

[1]) Ueber diese Vorzeichen hat der bereits angezogene Mantuanus folgende vier Verse gemacht:

Sol hodie si clarus obit, denuntiat acrem
Atque molestam hyemem. Si nubilus, aera mitem
Praedicat hybernum. Dant haec prognostica natis
Pastores ovium, cum seria fantur ad ignem.

diese Rechte und Privilegien eher zu vermehren als zu vermindern.

Von Bischof Wilhelm hinweg hatten sämmtliche Bischöfe der Stadt diesen Wahrungseid geleistet. Als jedoch im Jahre 1569 Johann III, ein geborner Graf von Manderscheit-Blanckenheim, den bischöflichen Stuhl zu Straßburg bestieg, so wußte dieser Prälat, troß der wiederholten Anforderungen des Rathes, die Stadt während zehn Jahren beinahe hinzuhalten, bis er sich endlich dazu bequemte, den althergebrachten Eid, in dem bischöflichen Pallaste seiner Residenzstadt Zabern, in Gegenwart der bevollmächtigten Abgesandten des Rathes, abzulegen.

Zwei alte (ehemalige) Stättmeister, Herr Arbogast von Straßburg und Herr David Johann von Mundolsheim, zwei alte Ammeister, die Herren Johann Karl Lorcher und Abraham Held, nebst einem der Stadt-Advokaten, Dr. Bernhard Botzheim und dem Einundzwanziger Sekretarius, wohnten, im Namen der Stadt, der Ablegung des Eides bei, und waren beauftragt die von dem Bischofe hierüber aufzustellenden Reversalien zu empfangen. Die Eidesleistung fand am Morgen den 10. November, also am Vorabende des Festtages des heiligen Martin statt, und so geschah es, daß die städtischen Gesandten gerade zu rechter Zeit da waren, um den Feierlichkeiten des St. Martinfestes beizuwohnen.

Vom 9. bis zum 12. November bewirthete sie der Bischof ganz fürstlich. Die Herren giengen von Gastmahl zu Gastmahl. Kaum war der Morgenimbiß eingenommen, so wurden sie schon wieder von den bischöflichen Hofjunkern zur Mittagtafel abgeholt; und kaum hatten sie Zeit gehabt, ihre ermüdeten und erhitzten Häupter und Magen etwas auszuruhen und ein kleines Schläfchen zu thun, als die edeln Jüng-

linge schon abermals erschienen, um sie zum Abend-Imbisse zu geleiten. Die feinsten, vorzüglichsten Weine des wohlausgestatteten bischöflichen Kellers flossen auf das Reichlichste, und als einmal St. Martins Vorabend angebrochen war, da konnten die Abgesandten sich kaum mehr erholen vor lauter Trinken und Zechen.

Der Bischof bot alles auf, um den Straßburgischen Herren in seinem Schlosse und an seiner Tafel Ehre zu erweisen, und ihnen zu erkennen zu geben, daß er nun innig wünsche und vorhabe sich fernerhin mit der Stadt in bestem, vertraulichem und nachbarlichem Vernehmen zu erhalten. An der Mittagstafel, am Tage nach der Eidesleistung, war er äußerst heiter und freundlich, und forderte die städtischen Herren wiederholtermaßen auf, recht fröhlich zu sein und guter Dinge, St. Martin zu Ehren, dessen Fest des Abends beginnen und gefeiert werden sollte. „Über der Malzeit“ — sagt der Einundzwanziger Sekretarius, in der „außfürlichen Beschreibung alles dessen was sich bei dem Actu des Bischofflichen Aydschwuhrs, vor vnnd nach zugetragen, was für Abordnung von Meinen Herren dazu beschehen, wie dieselben von Episcopo empfangen vnnd stattlich tractirt worden zu Zabern, Sontags, Montags, Zinnstags vnnd Mitwochs, den 9, 10, 11 vnnd 12. novembris Anno 1578“ — „vber der Malzeit seind seine F. (ürstliche G. (naden) mit aller hand freundlichem Gesprech, gar lustig gewesen, den Trunck stattlich lassen herum gehn vnd den Hern zu gesprochen von S. Martins wegen, dessen Abendt zum Nachtessen gehalten werden solt frölich zu sein.“ . . .

Noch lustiger als bis dahin, gieng es wie es scheint, den Abend selbst und des folgenden Tages, zu Ehren St. Martins, an der bischöflichen Tafel her. Des Abends schon ließ

der Bischof den Trunk so fleißig und stattlich, durch seine Hofjunker herumgehen, daß die Herren Alle volle Genüge hatten des Weines halb; daß nur der Ammeister Lorcher und Dr. Botzheim bis zu Ende des Gelages dem Bischofe und den Seinen Stand halten konnten; und daß den übrigen Herren der stützende Arm der bischöflichen Edelleute, welche Einen nach dem Andern in seine Kammer geleiteten, nichts weniger als unwillkommen gewesen sein mag. Des andern Morgens, als am Festtage St. Martins selbst, erwachten sämmtliche Herren mit schweren Häuptern. Uebel oder wohl mußten sie jedoch, den ganzen Tag über, wieder lustig sein. Des Trinkens und Essens war kein Ende.

Um der Erzählung des Ehrsamen Einundzwanziger Sekretarius nicht ferner vorzugreifen, möge nun die Beschreibung folgen, die er giebt von all den Festgelagen und Imbissen, welche er, mit den übrigen städtischen Abgesandten, von St. Martins Abend hinweg, mußte über sich ergehen lassen, und denen er, wie er selbst sagt, obgleich er oft beinahe nicht mehr weiter konnte, dennoch alle gebührliche Ehre anthat.

Am weitläufigsten erzählt er, in seiner Relation, die Festlichkeit des Vorabends, welche der Bischof, nach der durch seine Vorfahren auf ihn fortgeerbten Gewohnheit, feierte und noch ferner zu feiern gedachte. Der Martinsgans geschieht zwar mit keinem Worte Meldung. Nichtsdestoweniger aber fehlte dieses Hauptstück des Festes gewiß nicht auf der bischöflichen Tafel. Die Trünke, wie es scheint, spielten jedoch die Hauptrolle am Vorabende gleich wie am Festtage selbst. Ohne Unterbrechen füllten die bischöflichen Hofjunker immerfort die Becher aufs Neue auf mit immer besseren Weinen, und wahrscheinlich ist es einigem Mangel an Erinnerung zuzuschreiben, daß der Ehrsame und Fürnehme Herr

Sekretarius, in seiner Relation, der Einzelnheiten der Fest-tafel an St. Martinstag selbst, nicht gedenket, und dieses Fest mit kürzern Worten als dasjenige des Vorabends ab-handelt.

Ihm gegenüber wollen wir somit, dieses Umstandes hal-ber, und in Ansehung der fleißigen Libationen, zu welchen er, vermöge althergebrachter elsässischer Sitte, am bischöfli-chen Tische, auf das Höflichste genöthigt und gedränget wor-den sein mochte, die schöne Tugend der Nachsicht üben, und uns mit der Beschreibung begnügen, wie er sie, dem Be-richte der ernstlichern Verhandlungen, welche all diesen Fest-lichkeiten und Gastmählern vorangiengen, dennoch zu einiger Befriedigung unserer Neugierde, beigefügt hat.

Um sodann nicht allzu kurz abzubrechen, lassen wir den Schluß seiner Erzählung ebenfalls nachfolgen, bis zur Ab-reise der städtischen Gesandten, von Zabern.

Der Imbiß, welchen der Bischof ihnen am Morgen der Ab-reise noch aufwarten ließ, und an welchem er unerwarteter Weise „herbeirutschte“, um daran Theil zu nehmen und densel-ben, wie die früheren Gelage, durch seine fürstliche Gegen-wart zu erhöhen und durch seine muntere Fröhlichkeit, den Herren und der Stadt zu Ehren, zu erheitern. Dieses Ab-schiedsmahl macht den besten Schluß all der vorhergehenden Festgelage. Der Bischof wollte durchaus nicht zugeben, daß die Herren, des Morgens frühe, nüchtern wegreiseten; und wahrlich nach solch einem Süpplin, besonders nach allen vorhergegangenen Gastereien, von deren Anstrengungen die armen Herren noch ganz ermüdet waren, mögen der fürstli-chen Gnaden Besorgnisse durchaus gehoben gewesen sein.

Die Erzählung selbst theilen wir mit, schlicht und einfach, wie der Ehrsame Herr Einundzwanziger Sekretarius, uns die-

selbe, zu unserer Belustigung und Belehrung, aufgezeichnet hat.

Wir nehmen also seinen Bericht auf, nach der Mittagstafel, welche so eben, nach vollbrachter Eidesleistung, Montags den 10. November, somit am Vorabend des St. Martinstages, statt gefunden, und von welcher sich die Herren noch nicht erholt hatten. Alle jedoch, mit Ausnahme des ernsten Herrn Ammeisters Held, der wohl bereits genugsam gezecht und pokuliert haben mochte, nahmen an der Festlichkeit der Martinsnacht Antheil, und als die Herren, mehrere von ihnen mit Ach und Krach, auf ihre Gemächer zurückkamen, war nicht Einer unter ihnen, der nicht, nach des Herrn Sekretarius Ausdruck, des Trunks halb alle Genüge verspürt hätte. —

Hier nun des ehrsamen und gelahrten Herrn eigener Bericht:

„Denselben Abend haben die Hern mit Rümpfen, ein Theil auch bis zum Nachtessen mit Schlaffen zugebracht, vnd haben Seine F. G. sonderlich zum Abschied vom Morgen-Imbiß die Hern ermant vff den Abend zu S. Martins Fests celebration sich gefaßt zu machen.

„Vff den Abend, als wir wider von ettlichen vom Adell inn die Tafelstuben geführt worden, haben seine F. G. so bald man zu Tisch gesessen, angezeigt das sie die solemnia S. Martins Abend wie sie die funden, bißher continuirt, auch forthin so lang sie da were nicht wolt lassen abgehn, vnd daruff eine große hültzine geträhte Kän, im Mundtloch so weit als ein großer breitter Fürling, im Bauch etwas weiter, vnd inn der Höhe oder Tieffe eines halben Sesters hoch vffsetzen lassen, so mit Wein eingeschenckt vnd eingelegte Büren darein geschnitten gewesen, Ihre F. G. den Anfang gemacht mit einem langen silbern gäbelin darein zu greiffen vnd ein Bürenschnitz heraus

genommen denselben geessen, vnd es also von Eim zum Andern ob der Tafel lassen herum gehn. Demnach, ehe das geschürr gar herum kommen, haben sie lassen zwo hoher steininer Cölnischer Hosen oder Krausen, deren ich jede vff sechsmässig geschetzt, Eine nach der Andern vff setzen lassen, Seie (Sie) selbs aus einer jeden den ersten Trunck gethan vnd es also lassen herum gehn biß Jeder auch ein Trunck daraus gethan. Daruff seind hernach die silbern vergülten Schalen mit Lüppelsberger vnd andern costlichen Weinen starck herum gangen, also das wir nit Alle des Ends oder Abschieds Ihrer F. G. erwarten mögen, sonder ausserhalb Hern Lorchers vnd D. Botzheims, so des Ends erwartet, wir Andern je Einer nach dem Andern sich lassen in sein Gemach begleitten, ausserhalb Hern Abraham Helden, der im Gemach bliben vnd gar nit zu der Tafel den Nacht-Imbiß kommen. Es seind auch die Hofjunckhern mit dem Vffwarten so fleissig gewesen, das wir des Truncks halb alle Gnüge gespürt, also ein Jeder zween vom Adell für Einen gehabt die ihn ins Gemach begleitten auch wo von Nötten führen helffen.

„Als am Zinßtag Morgen die Hern alle zimlich lang ausgeruhl, haben sie letzlich Dr. Botzheimen vnd mich, vff vnser Begern vnd Fürschlagen das sichs also gebüren wöll, abgefertigt Ihre F. G. anzusprechen derselben der gnedigen Tractation vnderthenigen Danck zu sagen, vnd sie zu bitten vns wider nach Haus zu erlauben, welches von uns billich alsbald gesterigs Nachmittags nach gehaltenem zu vnd eingenommenen Mittag-Imbiß solte geschehen sein, auch wo Ihre F. G. wie sie den Abend gegen den Hern sich vernemmen lassen vns noch den Tag behalten wolt, zu Endtschuldigung fürwenden, das die Hern als Geheime Rhät vnd Dreyzehner alle wie auch Dr. Botzheim vnd ich sonderer meiner Hern XIII

Geschefft halb anheimisch zu thun hetten, die auch nicht könten eingestelt, oder ohn vns verrichtet werden, wo es aber je nit zu erhalten, solten wir begern vns nach eingenommenem Mittag-Imbiß zu erlauben, so könten wir vnsern Weg noch ghen Waslenheim oder Dettweiler nemmen, vnd könten den ander Tag dest zeitlicher zu Haus sein. Daruff wir Beyde durch den Secretarium bey seinen F. G. vns anzeigen lassen, vnd bald in ihr ober Gemach erfordert worden, das Geschefft die Danksagung verricht auch Erlaubnus empfangnem Befelch nach gebetten, aber kein andere Antwort erlangen mögen, dann das sie vnns den Tag nit wüsste weg zu lassen, vff den Mittwoch gedächt sie selbs zuuerreisen, vnd solten wir nit vffgehalten sein, mit vilfeltigem gnedigem Zusprechen dem Fest nicht weniger als dem Abend sein Recht zu thun, vnd das der Trunck jetzt so starck nit mehr sein solt als er den Abend gewesen.

„Also seind wir sembtlich, nachdem wir vnser verrichtung den Hern referirt gehabt, zur Malzeit erfordert vnd begleittet worden. Die ist mit allerhand freundtlichem vnd sonderlich vieler Erzelung, was der Abend für Würckung bey Jedem gehabt, neben dem gutten Wein zugebracht worden, der Nachmittag bey Ettlichen mit Rümpfen, bei Ettlichen mit Schlaffen, oder anderer Verrichtung nach Jedes Gelegenheit.

„Zum Nachtessen hatt man vns wider erfordert vnd wie zuuor allemal mit guttem Wein, vilem Zubringen vnd freundtlichem gesprech Geselschafft geleistet, so lang vnd vil es eim Jeden gelegen oder thunlich gewesen anzunemmen. Nach der Malzeit, als wir von ihrer F. G. nach gebürlicher Dancksagung empfangner Tractation etc. Erlaubnus begert, haben seine F. G. wider vermeldet das sie vns gleichwol nicht wolt vff den mornigen Tag vffhalten, aber auch nüechtern nicht

hinweg lassen, es solte vnns ein Süpplin ins Gemach gebracht (werden), dan möchte ein Jeder seiner Gelegenheit nach thun was er wolte, vnd dann möchten wir vnsern Weg in eim Futter wider nacher Straßburg nemmen. Damit ist man den Abend, nachdem sich der Hern jeder für sich privatim seinen F. G. vffs Best er könt, commendirt gehabt, in die Gemach wider begleittet worden.

„Vff den Mittwoch hatt man zeittlich angefangen in allen drey Gemachen, nämblich beeder Hern Stättmeister, beeder Hern Ammeister vnd dann in D. Botzheims vnd meim Gemach angefangen zu decken, doch es bald wider geendert, vnd in beeder Hern Ammeister Stuben allein gedeckt, wir vns allgemach zur Reiß gefertigt. Als man nhun angefangen ein Süpplin vnd ettlich kalte Bisslin vff zu tragen, die Hern, wie wol sie Alle noch nicht lustig zu essen gewesen, sich zu Tisch gesetzt gehabt vnd vermeint ausserhalb der Vffwärter allein zu sein, seind seine F. G. sambt einem allein vom Adell, dem Ambtman zu Oberkirch, vnd eim Par Diener, durch das Gemach da D. Botzheim vnd ich inlosirt gewesen herdurch geraußt, vnversehetlich zu den Hern sich an Tisch gesetzt, vnd nicht weniger fürstlich zu diser Suppen als auch zu den vorigen Malzeitten vfftragen lassen, seer lustig vnd frölich gewesen, ihrer Gnaden Bruder, Graf Arnold, auch die Ambtleutt so noch da gewesen, Einer nach dem Andern kommen. Vnd ist also an gutter Abfertigung mit gnädigem freundlichem Gespräch vnd mit dem Trunck eben so wenig Mangel als die vorigen Malzeitten gewesen, bis es zehen Vhren worden, da ihre F. G. selbs gesagt, vff zuuor offt beschehen Begern vff zu sein, Sie wolten vns nhun lenger nit vffhalten, auch gleich dem Hofmeister befolhen ein lähren Wagen zu fertigen, damit die Hern alle, wo sie wol-

ten, fahren könten, von wegen vnlustigen Wetters. Als mir nhun befolhen worden Jhren F. G. wider zu dancken, haben Sie es nit haben wöllen, sonder vermeldet es dörffte weitterer Danckſagung oder Erbiettens (nicht), die Tractation were gering gewesen, wenn seine F. G. vns hett können lustiger vnd frölicher machen solt es an ihrem gutten Willen nicht erwunden haben, sonst hett man einander gehört, vnd weren seine F. G. endtlich bedacht, mit der Statt Straßburg gutte vertrauliche Nachbarschafft zu halten, wie sie sich dann des gegen den Hern in den Privatgesprechen nach vollendeten Malzeitten allweg, vnd sonderlich den Zinstag morgen gegen Dr. Botzheimen vnd mir, vnd dernach Abend nach dem Nachtessen erbotten, alle andere Spänn vnd sachen nach vnd nach güettlich hinlegen vnd vergleichen zu lassen, auch was zwüschen seinen F. G. vnd eim Erbaren (Raht) selbs nit könte verglichen werden, dazu könt man verstendige Leütt erbitten, sich Zeitt vnd Orts vergleichen, dieselben zusammen sitzen vnd die Sachen nottürfftig berhatschlagen zu lassen, Item das seine F. G. mein Hern wider besuchen, vnuersehenlich vberfallen vnd mehrere Kundtschafft vnd Nachbarschafft mit ihnen machen wöllen. Das Alles haben sie den Morgen mit gantz gnedigen freündtlichen Worten repetirt, vnns damit abgefertigt, wir es dabey bleiben lassen, das wirs vnsern Hern mit getreuwem Fleiß referiren, vnd nit zweifflen wöllen, sie werdens mit allem dinstlichen Willen vertreulich wider beschulden, vnd an ihnen zu gutter vertraulicher Nachbarschafft nichts erwinden lassen."

Also eilig hergebracht,
Daß ich nichts von mir vernommen
Bis ich bin hieher gekommen.

Jetzund möcht ich gerne hören
Wenn ich, Herr, euch fragen darf,
Dieses Fest zu wessen Ehren
Sei so grausam und so scharf.
Welches doch die Ursach sei
Solcher großen Tyrannei,
Daß man so die Gänse schlachtet
Und ihr Leben wenig achtet?

Er sprach: Herr, ihr sollet wissen,
Es ist eine edle Stadt,
Welche an des Lewen Flüssen
Ihre stolzen Gassen hat,
Deren Häuser, wer sie schaut
Saget, daß sie wohl gebaut,
Prächtig, daß ihr nicht zu gleichen
So viel Städt in andern Reichen.

Turona wird sie genennet
Von der Bürgerschaft Geschlecht,
Ihren Namen man wohl kennet,
Nie hat sie ein Feind geschwächt.
Hier war der berühmte Mann,
Der dieß Fest gestiftet an,
Der Martinus groß von Tugend
Auch im Lenzen seiner Jugend.

Der ward also jung erwählet,

Daß er sollte Bischof sein,
Aber das hat erst gefehlet,
Denn er willigt selbst nicht drein;
Und wie man ihn zwingen will,
Da entgeht er in der Still
Und entwischt, Gewalt zu meiden,
Will den Bischofhut nicht leiden.

Aber wie er endlich schauet,
Daß die Flucht verrathen war,
Siehet er ein Haus gebauet
Voll von Gänsen ganz und gar.
Das erreicht er ganz erschreckt
Und von Zagen angesteckt;
Sprach: Hier will ich mich verkriechen:
Wer wird mich bei Gänsen riechen?

Aber ach, du bist betrogen,
Mein Martinus, kurz hernach:
Ach die Gans hat nur gelogen,
Da sie dir Geleit versprach.
Denn sobald der Feind nur kömmt,
Und dieß Haus in Acht nicht nimmt,
Kehrt er durch der Gänse Schreien
Wieder, suchet da von Neuem.

Also ward der Mann gefunden,
Der berühmte Martinsmann,
Kommt zurück zur Stadt gebunden,
Zieht die Bischofskappe an;
Doch daß auch gerochen sei
Dieser Gänse Büberei,

Das Martinslied.

Beigabe zum vorhergehenden Aufsatze.

Neulich wie ich tief in Sorgen
Von Bekümmernissen voll
Gieng gar früh an einem Morgen
Mehr betrübt als lustig wohl,
Gieng ich schier den ganzen Tag,
Folgte meiner Sorge nach,
Die mich immer tiefer rührte
Und so in Gedanken führte.

Wie ich nun war fortgeschritten
Bis der Abend endlich kam
Und mit unverhofften Tritten
Mir den Tag zu klagen nahm,
Sah ich mich erst rings umher
Und ersah von Ungefähr
Ferne zwischen zweien Wegen
Ein bequemes Haus gelegen.

Ich sprach: Hier muß ich jetzt bleiben,
Hier muß ich nun diese Nacht
Meine Sorge weiter treiben,
Bis sie mir's ein Ende macht.
Guckte drauf zum Fenster ein,
Wer der Ort wohl mochte sein,
Ob auch Feuer in der Hütten,
Ob der Wirth von guten Sitten.

Höret jetzo Wunderdinge:
Ich erblickte einen Tisch
Der an Speisen nicht geringe,
An gebraten Fleisch und Fisch.
Gänse stunden mitten inn,
Fertig schon nach Wunsch und Sinn;
Sechs Personen ringsher saßen,
Welche tranken, jauchzten, aßen.

Ja ich hörte Mertin nennen,
Daß es wäre Mertinsfest,
Mertin, den die Kinder kennen,
Der die Gänse schlachten läßt.
Zweifelhaftig stand ich da;
Aber wie ich kam zu nah,
Must ich, weil ich ward gesehen,
Auch mit in die Stube gehen.

Eh ich etwas konnte sagen,
Kommet Einer zu mir her,
Fänget mächtig an zu fragen
Was doch meine Werbung wär.
Ich sprach: Hochgeehrter Freund,
Weil ihr es so gütlich meint,
Will ich ohne falsch Erdichten
Wie ich kommen bin, berichten.

Heute, wie ich früh am Tage
Aus spazierte in das Feld,
Vorzusingen meine Klage
Der damals noch stillen Welt,
Hat mich der Gedanken Macht

Also eilig hergebracht,
Daß ich nichts von mir vernommen
Bis ich bin hieher gekommen.

Jetzund möcht ich gerne hören
Wenn ich, Herr, euch fragen darf,
Dieses Fest zu wessen Ehren
Sei so grausam und so scharf.
Welches doch die Ursach sei
Solcher großen Tyrannei,
Daß man so die Gänse schlachtet
Und ihr Leben wenig achtet?

Er sprach: Herr, ihr sollet wissen,
Es ist eine edle Stadt,
Welche an des Lewen Flüssen
Ihre stolzen Gassen hat,
Deren Häuser, wer sie schaut
Saget, daß sie wohl gebaut,
Prächtig, daß ihr nicht zu gleichen
So viel Städt in andern Reichen.

Turona wird sie genennet
Von der Bürgerschaft Geschlecht,
Ihren Namen man wohl kennet,
Nie hat sie ein Feind geschwächt.
Hier war der berühmte Mann,
Der dieß Fest gestiftet an,
Der Martinus groß von Tugend
Auch im Lenzen seiner Jugend.

Der ward also jung erwählet,

Daß er sollte Bischof sein,
Aber das hat erst gefehlet,
Denn er willigt selbst nicht drein;
Und wie man ihn zwingen will,
Da entgeht er in der Still
Und entwischt, Gewalt zu meiden,
Will den Bischofhut nicht leiden.

Aber wie er endlich schauet,
Daß die Flucht verrathen war,
Siehet er ein Haus gebauet
Voll von Gänsen ganz und gar.
Das erreicht er ganz erschreckt
Und von Zagen angesteckt;
Sprach: Hier will ich mich verkriechen:
Wer wird mich bei Gänsen riechen?

Aber ach, du bist betrogen,
Mein Martinus, kurz hernach:
Ach die Gans hat nur gelogen,
Da sie dir Geleit versprach.
Denn sobald der Feind nur kömmt,
Und dieß Haus in Acht nicht nimmt,
Kehrt er durch der Gänse Schreien
Wieder, suchet da von Neuem.

Also ward der Mann gefunden,
Der berühmte Martinsmann,
Kommt zurück zur Stadt gebunden,
Zieht die Bischofskappe an;
Doch daß auch gerochen sei
Dieser Gänse Büberei,

Schlachtet er sie allzusammen,
Brät sie dann an heißen Flammen.

Daher ist der Brauch gekommen,
Daß man noch die Gänse ißt
So oft diese Tage kommen,
Daß es Martinsabend ist.
Also daß oft Schaden bringt
Wer zuviel schwätzt oder singt:
Weil die Gänse Schweigen hassen
Müssen sie sich braten lassen.

Wie ich dieß nun so empfangen,
Sprach ich mit erfreutem Sinn:
Nun Gott Lob, daß ich gegangen,
Daß ich hergekommen bin.
Ich will auch hinfüro nun
Herren Merten Ehre thun.
Ich will dieß nach Hause tragen
Meinen Freunden es zu sagen.

Ich will fürder Gänse braten,
So oft diesen Abend mir
Zu erleben wird gerathen,
Ich mag dort sein oder hier.
Merten soll uns heilig sein,
Merten soll uns insgemein
Diesen Abend Freude bringen,
Von Herrn Merten soll man singen.

Hiemit wie ich dieß gesaget,
Dankte ich und schied von dar,

Und weil es schon war getaget,
Gieng ich wie ich kommen war.
Sagte bei mir selber dieß:
Merten thäte recht gewiß,
Daß er die am Feu'r gerochen,
Die den Glauben ihm gebrochen.

XI.

Volksthümliche Gebräuche

und abergläubische Meinungen im Elsaß,

welche sich auf gewisse Tage und Feste beziehen, in ihren Quellen aufgesucht und erklärt

von

August Stöber.

Das Christenthum wurde im Elsaß wahrscheinlich durch römische Krieger bekannt, wiewohl nicht weiter verbreitet. — Wenn auch die fromme Sage, welche die ersten christlichen Missionare Maternus, Eucharius und Valerius, zu unmittelbaren Schülern des Apostels Petrus macht, schon längst aufgegeben ist; [1]) so ist es doch beinahe gewiß, daß sich schon im zweiten Jahrhundert christliche Gemeinden in dem zum Lyoner Bisthum gehörenden Ober-Elsasse befanden, von wo aus das Licht des Evangeliums nach und nach auch in die nördlichen Theile unseres Landes drang. Zu dieser

---

[1]) Königshoven, der aus Maternus sogar den Sohn der Wittwe von Nain macht, gibt das Jahr 60 als dasjenige der ersten Verkündigung des Christenthums im Elsaß an. — Der gelehrte und scharfsinnige Abbé Grandidier (Dissertat. sur l'apostolat de S. Materne en Alsace, wieder abgedruckt in Schoepflin, Alsace illustrée, übersetzt von Ravenèz, T. II. S. 171 u. ff.) setzt, mit schlagenden Gründen, die Wirksamkeit des Maternus in den Anfang des 4ten Jahrhunderts.

Zeit hatten die Celten, die ersten bekannten Bewohner des Elsasses, schon längst ihre religiösen Begriffe und Anschauungen mit denjenigen der Eroberer des Landes, der Römer, vermengt; sie hatten das Dunkel ihrer Wälder verlassen, in welchen einst ihre Druiden die Gegenwart der Gottheit im Geräusche der Bäume wahrgenommen und ihr Opfer gebracht, und waren nun vor die Altäre und in die von Menschenhänden erbauten Tempel getreten, die ihnen früher ein Gräuel gewesen. [1]) Aber auch germanische Völkerschaften, mit ihren religiösen Mythen, [2]) waren schon im Jahr 72 vor Chr. Geb., unter ihrem Ariowist [3]) oder Heerführer, von den unter sich uneinigen gallischen Eduern und Sequanern [4]) zu Hülfe gerufen, ins Land gedrungen, und hatten sich darin eine Zeit lang festgesetzt. Unter ihnen waren die Tribokker oder Tribocker, welche zwar von Julius Cäsar wieder verjagt, sich jedoch später für immer im südlichen Theile des Unter-Elsasses niederließen. Der hl. Amandus, ihr erster Bischof, und zu gleicher Zeit der erste Bischof von Straßburg, war es, welcher, nach angenommener Sage, den an die Stelle eines heiligen Haines [5])

---

[1]) Die noch vorhandenen Denkmäler beweisen, daß Merkur von den Celten Teutates, von den Germanen Wodan genannt, im Elsaß die meiste Verehrung genoß.

[2]) Germanischer Mythus klingt unzweideutig in den Namen Wudenthal, im Dachsburgischen; Haselburg, nach G. Schweighäuser, Asenburg; Baldersheim (Balders Hain); Ballbronn, im Register zu Königshoven Baldeburn (Balders Brunn); Thorolsheim, der alten Benennung von Dorlisheim; Durstel, Thorsthal (?). —

[3]) Von *ari* oder *hari*, Heer, und *owist*, Weiser, Führer.

[4]) Sie bewohnten die Freigrafschaft (Franche-Comté); die Saone trennte ihre Gebiete voneinander.

[5]) Dieser Hain soll die ganze Strecke zwischen dem Münster und der

getretenen Herkules-Tempel in eine christliche Kirche verwandelte, auf deren Grunde sich später das Münster erhob.

Diesem Verfahren, nicht nur christliche Gotteshäuser an den Stätten aufzurichten, wo früher heidnische Haine, Altäre, Tempel gestanden hatten; sondern auch den heidnischen Ceremonien und Festen, oft mit Beibehaltung der dazu bestimmten Tage, eine christliche Bedeutung zu geben, werden wir, im Verlaufe der nachfolgenden Aufstellungen oftmals begegnen; [1]) daß dieß übrigens nicht nur geduldet, sondern selbst von oben her aufs wärmste empfohlen war, geht aus folgenden merkwürdigen Stellen in Pabst Gregors des Großen Briefen hervor. Er schreibt, zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, den Missionaren der Angel-Sachsen: „Man muß sich hüten die Tempel der Götzen zu zerstören; man muß nur ihre Bilder zernichten, sodann Weihwasser machen, die Tempel damit besprengen, Altäre darin errichten und Reliquien darin aufstellen. Sind diese Tempel schön gebaut, so ist es gut und nützlich, daß sie aus dem Dienste der Dämonen in denjenigen des wahren Gottes treten; denn so lange das

St. Stephanskirche eingenommen haben. Strobel, Geschichte des Elsasses I. S. 14. Anmerk. 2. — Solcher heiligen Haine gab es noch mehrere im Elsaß; die spätere Sitte Bäume, besonders Linden, auf die Hauptplätze der Dörfer, vor die Gemeindehäuser oder Kirchen zu pflanzen, ist bestimmt aus der Erinnerung an jene hervorgegangen und es ist wohl anzunehmen, daß die ersten dieser Bäume Ueberreste der abgehauenen heiligen Haine waren.

[1]) Das Kloster Ebersheimmünster steht an der Stelle eines Merkur-Tempels, S. Königshoven, S. 267. — Wo jetzt das alte Stift St. Leonhard, bei Börsch, steht, war einst ein heiliger Hain; Truttenhausen (Druidenhaus), war den Druiden eine heilige Stätte. Strobel, I. 14. — So soll auch die alte, merkwürdige Kirche von Ottmarsheim, die Stelle eines Mars-Tempels eingenommen haben.

Volk seine alten heiligen Orte erhalten sieht, wird es sich aus Gewohnheitstrieb williger darein begeben, um den wahren Gott daselbst zu verehren. — Zweitens, sagt man, diese Völker hätten die Gewohnheit, Ochsen zu schlachten und als Opfer darzubringen; dieser Gebrauch muß bei ihnen in eine christliche Feierlichkeit umgewandelt werden; man lasse sie an dem Weihetag die in Kirchen verwandelten Tempel, so wie an den Tagen der Heiligen, deren Reliquien sich in derselben befinden, wie früher, Laubhütten um die Kirchen her bauen; dorthin sollen sie ihre Opferthiere bringen, welche sie tödten mögen, nicht als dem Teufel geweihte Opfer, sondern zu christlichen Mahlzeiten, im Namen und zur Ehre Gottes, dem sie, nach dem Essen, danken sollen. Indem Ihr auf diese Weise, den Menschen etwas zu einer äußern Freude gewährt, führet Ihr sie um so leichter dazu, die innern Freuden zu genießen."

In einer andern Stelle schreibt Gregor seinen Missionaren: „Schaffet die Mahlzeiten nicht ab, welche die Bretonen bei den Opfern halten, die sie ihren Göttern bringen; verlegt sie nur auf die Tage der Kirchweihe oder das Fest der heiligen Märtyrer; damit sie, durch die Beibehaltung einiger der groben Freuden des Götzendienstes, um so leichter bewogen werden, die geistigen Freuden des christlichen Glaubens zu genießen." [1])

Die neuen Christen ließen sich in dem Genusse dieser sinnlichen Freuden und Ergötzungen oft so wenig durch die geistige Bedeutung, welche die Feste jetzt für sie haben sollten,

---

[1]) S. Augustin Thierry, Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands. Liv. I. année 601, 1846, I. 67. — Hier haben wir also den Ursprung der Sitte die Kirchweihfeste auch als Vergnügungstage zu feiern

stören, daß die Kirchenversammlungen bald genöthigt waren dieselben ganz zu untersagen. Es gelang ihnen jedoch nur in geringem Maße; denn wenn auch die heidnischen Namen und Beziehungen verschwanden, so blieb doch heidnischer Sinn und heidnisches Wesen zurück in den Narren- und Eselsfesten, in den Fastnacht-Gebräuchen, in manchen Oster- und Weihnachtspossen,[1]) die sich durch das ganze Mittelalter hindurch zogen und von denen sich noch gar manches bis in die Gegenwart hereinzieht. Dies bezeugt auch Jakob Wimpfeling [2]) in seiner Schilderung des Kirchweihfestes, wie es noch zu seiner Zeit im Straßburger Münster begangen wurde: „Alle Jahr auf Adolphi Tag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bisthum von Mann und Weib ein großes Volk allhier im Münster als in ein Wirthshaus zusammen, also daß es oft gesteckt voll war, die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münster, und sollten beten; aber da war keine Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in Sanct Cathrinen Kapelle legte, die man den Fremden und wer dessen begehrte ums Geld auszäpfte, und es sah der Fastnacht, dem Gottesdienst des Bachus und der Venus mehr gleich, als einem christlichen Gottesdienst. Wenn einer einschlief, so stachen ihn die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entstand alsdann ein Gelächter, und oftmals Zank und Schlägereien. Wider dieses ärgerliche Leben predigte Johann Geiler von Kai-

---

[1]) Flögel, Geschichte des Groteske-Komischen, Liegnitz und Leipzig, 1788, S. 159—197.

[2]) Catalogus Episcoporum Argentinensium p. 119; vergl. O. Schadäus, Beschreibung des Münsters zu Straßburg, S. 84 und Grandidier, Essai sur l'église cathédrale de Strasbourg, p. 74.

sersberg heftig, und brachte es endlich dahin, daß dieser Mißbrauch im Jahr 1481 abgeschafft wurde."

Welche Summe heidnischer Tradition, noch jetzt, in manchen volksthümlichen Gebräuchen und Meinungen im Elsasse sich vererbt hat, möchte der Verfasser hier vorerst in Beziehung auf gewisse Tage und Feste des Jahres nachweisen; und sodann, in einer spätern Arbeit, in den abergläubischen Meinungen und Volksvorurtheilen, welche sich auf die verschiedenartigen Verhältnisse des Lebens beziehen. Es sollen in dem ersten Aufsatze zuerst die Tage der Woche, sodann die Feste des Jahres besprochen werden.

A. Die Tage der Woche.

Der Aberglaube, daß man zu wichtigen Unternehmungen bestimmte Tage wählen müsse, ist uralt; er war nicht nur bei allen heidnischen Völkern verbreitet, sondern auch bei den Juden, welche Moses warnen mußte: „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten, noch Tage wählen." (3. B., Kap. 19, V. 26.) und „daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein Weissager, oder ein Tagewähler." (5. B., Kap. 18, V. 10). Hesiod unterscheidet mütterliche und stiefmütterliche Tage. [1]) — Die Römer hatten ihre glücklichen (dies fasti) [2]) und ihre unglücklichen Tage (dies nefasti); als

[1]) S. J. Grimm, deutsche Mythologie, Göttingen 1844, zweite Ausg. S. 1091.

[2]) Von fari, sprechen; eigentlich Tage, an welchen man nicht vor Gericht erscheinen, noch öffentliche Geschäfte führen durfte.

letztere galten die Kalenden (der erste Tag jedes Monats), die Nonen (der siebente Tag in den Monaten März, Mai, Juli und Oktober), der ganze Monat Mai, das Fest der Salier (Priester des Mars, von König Numa Pompilius eingesetzt), und die Parentalien (Fest der Manen), so wie die schwarzen Tage (dies atri), d. h. diejenigen, welche unmittelbar auf die angegebenen folgten. Ovid ruft daher den heirathsfähigen Mädchen zu:

„Während jedoch dieß Alles geschieht, bleibt ledig, ihr Mädchen;
Glücklichen Tagen nur sei, Pinien-Fackel, [1]) gespart.“

Fest-Kalender II: S. 557 u. 558. [2])

Als der glücklichste Monat zur Verheirathung galt der Junius. (Ebendas. VI, V. 22).

Im Jahr 1550 veröffentlichte Peter von Bruhesen, ein flamändischer Arzt, in Brügge, einen großen immerwährenden Kalender, in welchem er, nach astronomischen Gründen, die Tage angab, an welchen man Arznei nehmen, sich baden, zu Ader lassen, sich rasiren könne u. s. w. Dieses Buch steckte selbst den Magistrat von Brügge dergestalt an, daß er sämmtlichen Barbieren der Stadt, unter Androhung von Strafe, verbot, ihr Amt an einem von Bruhesen als ungünstig bezeichneten Tage auszuüben. [3])

Unter den Völkern der heutigen Heidenwelt, halten die

---

[1]) Die Bräute wurden bei den Römern von drei Jünglingen abgeholt, wovon einer eine Fackel von Pinien- oder Fichtenholz trug.

[2]) Uebersetzt von Dr. E. F. Metzger, Stuttg. 1838. Vergl. die Anmerk. S. 1022.

[3]) S. Curiosités des Traditions, des Moeurs et des Légendes. Paris, 1847, S. 166.

Japanesen am meisten an der Wahl der Tage fest. Sie bedienen sich dazu einer Tabelle, die von einem berühmten Sterndeuter, Namens Seimei, verfertigt worden ist, dessen Vater ein König und die Mutter — ein Fuchs war. Er hatte auch eine gewisse Anzahl von Versen abgefaßt, welche diejenigen, die sie an bösen Tagen hersagen, gegen alles Leid schützen. [1])

Im Elsaß gilt der Sonntag als ein glücklicher, günstiger Tag, an welchem jedoch keine Hand- oder Feldarbeit soll verrichtet werden. Die Bauern benützen ihn, nach dem Gottesdienste, um ihre Felder zu besehen, zum „Notari" zu gehen, Versteigerungen beizuwohnen oder mit den Juden einen Handel zu schließen, wozu diese den Tag zuvor keine Zeit haben (!). Von gleichgiltigem oder unbestimmtem Einflusse auf die Beschäftigungen und Unternehmungen, ist der Montag, [2]) welcher nach dem ersten Oster- und Pfingstfesttage, beinahe im ganzen Lande, als Vergnügungstag, mit Tanz oder Ausflügen aufs Land, gefeiert wird. [3]) Im Sundgau und in den meisten Dorfgemeinden des Ober- und Unter-Elsasses, trägt er noch den alten Namen Mäntag (Mändi).—[4]) Günstig zum Reisen, und namentlich zum Heirathen, [5]) ist der Dienstag, oder wie er auch im Volksdialekte heißt,

---

[1]) S. Heilige Ceremonien u. s. w. der abgöttischen Völker der Welt, Zürich 1748. Fol. 93, b.

[2]) In Deutschland gilt er hie und da als unglücklich zu einem neuen Beginnen. S. Grimm, d. Myth. S. 1092.

[3]) In Mülhausen heißen sie güete Mändigh.

[4]) Vom Althochdeutschen mâne, Mond.

[5]) Als ich vor einigen Jahren in einem unterelsässischen Dorfe, nach der Ursache fragte, warum die Hochzeiten daselbst meistens am Dienstage gehalten werden, antwortete man mir: weil er der dritte Wochentag ist und weil es im Evangelium heißt: „Am dritten Tage war aber eine Hochzeit zu Cana." (!)

der Zisti, oberelsässisch Zistigh, von Odins Sohne, dem Kriegsgotte, Zio, [1]) daher (althochdeutsch Cies dac) also genannt.—Auch der Donnerstag (Dunnersti, Dunnerstigh, Dungersti), vom Donnergotte Donar, Thunar oder Thörr, [2]) ist günstig und wird, nach dem Dienstage, allein zu Hochzeiten gewählt. [3])—Am Samstage, [4]) wird gewöhnlich keine neue Arbeit begonnen, sondern die angefangene zu Ende gebracht; während dieß die Männer auf dem Felde oder im Hofe thun, verrichten es die Weiber zu Hause, waschen, glätten, kehren, räumen auf, und eilen sich auch ihre Kunkeln abzuspinnen, denn schon Moscherosch sagt: [5]) „welche Magd des Samstags ihre Kunckel nit abspinnet, dieselbe Fäden bleichen sich nimmer weiß.“

---

[1]) Wie der dies Martis, Mardi, von Mars. S. Grimm, d. Myth. S. 113 und 175 u. ff.

[2]) So bei den Römern dies Jovis, Jeudi, vom Donnergotte, Jupiter.

[3]) Die Wassernixen sind jedoch an diesem Tage thätig und verlangen Opfer.

[4]) Von Sabbattag, Samedi, welcher den römischen dies Saturnis ersetzte.

[5]) Er gibt in seinen Wunderlichen und wahrhafftigen Gesichten Philanders von Sittewald, Straßb. 1650, I. S. 479 u. ff. eine Reihe von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, welche zu seiner Zeit im Elsaß herrschend waren und es meistens (zwei Jahrhunderte nach ihm), noch jetzt sind; sie sollen daher an Ort und Stelle eingetragen werden.

Im badischen Albthale glaubt man, daß wer am Sonnabende (Feierabende) arbeitet, nach seinem Tode geisten, d. h. auch dann keine Ruhe finden werde. H. Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Alterthum, 1839. S. 327. — Ebenso im Schleswig: „Zwei alte Weiber, die fleißigsten Spinnerinnen im Dorfe, ließen auch am Sonnabende ihre Räder nicht stille stehen. Endlich starb die Eine, aber am nächsten Sonnabend erschien sie der andern, die noch eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand hin und sprach: Sieh, was ich in der Hölle gewann, weil ich am Sonnabend spann.“

Nach der Abendglocke ist dann gewöhnlich Alles abgethan, und in den bessern Gemeinden herrscht eine Ruhe und Stille, welche auf die Feier des folgenden Sonntags wohlthätig vorbereitet.

Die beiden ungünstigen, unheilbringenden Tage bleiben nun noch zu besprechen. Der Mittwoch gilt als ein solcher und wird beim Volke nie zu einer Hochzeit oder Kindtaufe gewählt, wiewohl andere Geschäfte und Reisen an demselben vorgenommen werden. Er war dem höchsten Gotte der Deutschen, dem Wodan, Wuotan oder Odin geweiht, dem Schlachten- und Siegesgotte, und heißt deßwegen im Mittelniederländischen Woensdach, im Neuniederländischen Woensdag, im Altnordischen Odinsdag und in Westfalen noch jetzt der Godenstag. Wodan braust an diesem, der auch von den Hexen als Versammlungstag gewählt wird, um Mitternacht, mit seinem Heere, dem Wuotansheere, dem wüthenden Heere, durch die Luft. — Noch weit ungünstiger und unheilvoller ist aber der Freitag, an welchem nicht nur keine Hochzeiten gehalten werden, sondern überhaupt kein Geschäft von Bedeutung, keine Reise, kein Einziehen in eine neue Wohnung, und dergleichen, vorgenommen werden soll. [1]) Er ist der Haupttag der Hexen und alle bösen Geister sind in der Nacht desselben losgelassen. Seinen Namen trägt er von Freyja, [2]) der nordischen und germanischen Liebesgöttin, und heißt daher im Altnordischen freyjadagr, friadagr; im

[1]) „Wann man einer Hennen an einem Freytag Eyer vnderlegt, so werden die Hünlein von dem Vogel gefressen.“ Moscherosch, I. S. 481.

[2]) Gleich wie der römische dies Veneris, Vendredi, von der Göttin Venus. Freyja bedeutet eigentlich Frau, Herrin; die Ausdrücke freien, Freier sind davon abzuleiten. Vergl. über Freyja, Grimm, d. Myth. S. 276 u. ff.

Althochdeutschen friatac, frigetac, und im Mittelhochdeutschen fritag, unser elsässisches Fribdi, Fribdigh. Freyja durchfuhr auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen die Luft und zog zu den Kampfstätten, wo sie sich mit Odin in die Erschlagenen theilte. — Der Freitag ist jedoch auch für einzelne Verrichtungen günstig: „Wer drey Freytag des Morgens den rechten Fuß zuerst auß dem Bett setzet, dem trucken die Schuhe das gantze jahr keine Blatern." [1]) „Wer am Freytag seine Nägel und Haar abschneidet, der hat kein Ohren- noch Augenwehe zu förchten." [2]) — Am Freitag muß man den Essig auffüllen und reinigen, wenn er gut werden soll. [3])—Diese unheilbringenden Tage, so wie überhaupt solche, an welchen ein Unternehmen fehlschlägt, heißen im Sundgau, und hie und da im Ober-Elsaß, Nölleestage, Nélleestage. [4])

[1]) Moscherosch, I. S. 481 und 493.

[2]) Auch die Römer hatten dafür besondere Tage. Der germanische Aberglaube hängt mit der Meinung zusammen, daß das Weltende kommen wird, sobald Naglfar, d. h. ein aus den Nägeln todter Menschen verfertigtes Schiff vollendet sein wird. Um diesen Tag so weit als möglich hinaus zu drängen, schnitt man allen Todten die Nägel ab. Grimm, d. Myth. S. 775.

[3]) Scheint christlicher Aberglaube zu sein und sich auf den Essigschwamm zu beziehen, aus welchem Christus die letzte Labung auf Erden empfieng.

[4]) Vergleichungsweise mögen hier einige, auf die Wochentage bezügliche Volksvorurtheile stehen, welche im badischen Kleggau und Höhgau verbreitet sind: „An Sonn- und Feiertagen muß man den Kindern Wein zu trinken geben, sonst gibt es Dummköpfe. — Wenn Eheleute am Montag früh aufstehen, so machen sie die armen Seelen unruhig. — Am Mittwoch darf man kein Kind zum erstenmal baden; denn es ist ein verworfener Tag. — Wer am Freitag traurig ist, muß am Sonntag weinen. — Am Samstag zu Nacht sitzt das Gespenst hinter der Thüre; darum soll niemand dahinter gehen." S. H. Schreiber, Taschenb. f. 1840, S. 276.

B. Die Feste des Jahres.

I. Das Neujahrsfest wurde bei den Römern auf eine wilde, ausgelassene Weise, mit Maskeraden, Tänzen und Trinkgelagen gefeiert. Die Männer zogen Weiberkleider an; die Weiber kleideten sich in Männertracht; man beschmierte sich das Gesicht mit Hefen, zog Häute von Hirschen, Bären, Löwen und Kälbern an, um Furcht und Gelächter zu erregen. [1]) Diese Sitte war so tief im Volke eingewurzelt, daß sie sich auch auf die Christenheit übererbte und aus Rom nach Gallien drang. Wie sehr auch einzelne Prälaten und Versammlungen derselben, so wie die Konzilien, (dasjenige von Tours 566 u. 567), dagegen eiferten; sie konnten sie nicht ausrotten; sie mußten sich damit begnügen sie zu überwachen. [2]) Das in Paris und an andern Orten Frankreichs gefeierte Narrenfest, la fête des sous-diacres, welches von der untern Geistlichkeit gefeiert wurde, sollte angeblich diese weltlichen Maskeraden ins Lächerliche ziehen, artete aber selbst dergestalt aus, daß es von dem, im Jahr 633 zu Toledo gehaltenen Konzilium förmlich verboten wurde. [3])

Im Elsaß hatte sich die Sitte, sich in der Neujahrsnacht zu verkleiden und von Schenke zu Schenke zu ziehen, nur noch in Mülhausen erhalten, wo sie jedoch, glücklicher

[1]) Flögel, Geschichte des Groteskekomischen S. 162 u. ff.

[2]) *E. de la Bedollierre*, histoire des mœurs et de la vie privée des Français, Paris 1847, S. 306 und 307. — *Curiosités des Traditions* etc. S. 161. — F. Nork, Festkalender Stuttg. 1847, S. 37 u. ff.

[3]) Flögel, S. 159 u. ff.

Weise, seit einigen Jahren eingegangen ist. Außer den, ebenfalls von den Römern abstammenden Neujahrsgeschenken [1]) und Neujahrswünschen, so wie dem Genießen besonderer Backwerke, der Stollen in Straßburg, der Mozen auf dem Lande, großer Lebkuchen oder Brezeln u. s. w., knüpfen sich aber noch viele abergläubische Meinungen und Gebräuche an dieses Fest:

In Durstel, im Bezirke Zabern, glaubt man, daß der sehr reichhaltige Dorfbrunnen, am Neujahrsmorgen großen Segen bringe, es komme nur darauf an, das erste Wasser zu bekommen; deswegen stehen Viele schon Nachts um 12 Uhr am Brunnen, um ihr Vieh zu tränken und für sich und die Ihrigen Wasser zu holen. [2]) Der Grund dieser Sitte reicht in das früheste Alterthum unserer Vorfahren, der Alamannen und Franken, welche Flüsse und Quellen verehrten, an ihrem Rande beteten, Lichter anzündeten und Opfergaben niederlegten. [3]) „Wasser, zu heiliger Zeit, Mitter-

[1]) Die strenae wovon das französische étrennes.

[2]) Auch in einigen Dorfschaften des benachbarten Mümpelgarder Landes hält man sehr daran, sogleich beim Mitternachtsschlage des neuen Jahrs Wasser am Brunnen zu holen; wem es gelingt, hat Glück und Segen aller Art davon zu erwarten. Dies kann aber nur selten geschehen; denn gewöhnlich liegt schon, wenn man kömmt, auf dem Brunnenstock oder dem Troge, eine frischgebackene Waffel (gaufre), in welcher sich ein Büschel Hanf oder Flachs befindet, zum Zeichen daß schon jemand unsichtbar da war, um das erste Wasser für sich zu nehmen. (Mündliche Mittheilung eines Freundes). Wir haben hier an die Feen zu denken, die Beschützerinnen der Brunnen, auf sie, die als spinnende Frauen dargestellt werden, weist das Opfergebäcke mit dem symbolischen Hanf- oder Flachsbüschel unverkennbar hin.

[3]) S. Grimm, d. Myth. S 89. 90. 549 u. ff. — Den Griechen und Römern waren bekanntlich ebenfalls alle Wasser heilig und Wohnsitze einzelner Gottheiten; auch ihre Feldgötter hielten sich gerne

nachts, vor Sonnenaufgang, in feierlicher Stille, geschöpft, führt noch späterhin den Namen heilawâc, heilwâc, heilwaege. In diesem heilwâc zeigt sich uralte Mischung heidnischer Bräuche mit christlichen." [1])

In Kingersheim, im Kanton Mülhausen, glaubt man, in der Neujahrsnacht öffne sich die Rose von Jericho und zeige an, ob die Früchte des Feldes und der Obstbäume im nächsten Jahre gedeihen werden.

Ueberhaupt gilt die Nacht, welche auf der Grenzscheide zweier Zeitabschnitte steht, wo der Mensch mit banger Erwartung in die Zukunft blickt, als eine orakelgebende, als eine Loosnacht. In Illzach zieht man einer Zwiebel die Schale weg und löst die Hautschichten sorgsam ab, bestreut die Zwischenräume mit Salz und schließt sodann aus der größern oder geringern Menge von Wasser, welches daraus gezogen wird, auf das Glück dessen man im kommenden Jahre theilhaft werden soll. [2]) — In demselben Orte, aber auch sonst noch in vielen andern, lassen die Eltern ihre Kinder mit einem Messer in die Bibel [3]) stechen, lesen sodann das ganze Ka-

---

an Quellen auf, wie dies Ovid, Festkalender III, V. 303, bezeugt
Ad solitos veniunt silvestria numina fontes.

[1]) S. Grimm, d. Myth. S. 551. Das Sammeln des Heilwassers, welches ebenfalls als Zaubermittel gebraucht wurde, hat auch in der Weihnacht, an Ostern und Pfingsten statt, wie später gezeigt werden soll. Brunnen und Quellen, wo dies früher geschah und welche durch die wohlthätigen Eigenschaften ihres Wassers bekannt sind, heißen noch jetzt Heilebrunnen, (Oberbronn.)

[2]) Außer der beißenden Kraft welche das Salz besitzt, um auf natürlichem Wege Wasser zu ziehen, kommt hier noch in Betracht daß die Germanen dasselbe als einen heiligen Stoff betrachteten; Salzquellen, um deren Besitz sie sich oft bekriegten, galten bei ihnen als weissagende Orte.

[3]) Anderswo geschieht es ins Gesangbuch, wobei, nach dem

pitel, namentlich aber den durch das Messer bezeichneten Vers, und schließen daraus auf das Glück oder Unglück im folgenden Jahre, oder auf das künftige Schicksal der Kinder. [1]) —

Charakter des Liedes (Grablied, Hochzeitlied, Tauflied u. s. w.) auf ein bevorstehendes Ereigniß geschlossen wird.

[1]) Das Loosen vermittelst Bücher ist ein alter Aberglaube, den die Griechen und Römer schon übten, sie befragten die Sortes homericae, Virgilianae, Claudianae, welche sodann, zuerst in Gallien, durch die Sortes Sanctorum ersetzt wurden, die anfangs von der Kirche geduldet, (Recherches historiq. sur les sorts, par l'abbé du Resnel, 1753; *La Bedollierre*, hist. des mœurs des Français, I. S. 44; 303; *Curiosités* des Tradit. etc. S. 14. 15.), sodann aber durch mehrere Konzilien verboten und mit Strafen belegt wurden, (Konzilium von Agde, 506; von Orleans, 511; von Auxerre, 595). — Die alten Deutschen gebrauchten das Loos besonders zur Schlichtung von Streitigkeiten, z. B. bei Austheilung des Erbes, Ausmittelung des Schlachtopfers u. s. w „Es gab zwei Weisen: der Priester, der Hausvater warf das Loos und deutete das gefallene, oder er hielt es der Partei zum Ziehen hin; jenes gieng auf das künftige, dieses auf Schlichtung des gegenwärtigen." Grimm, d. Myth. S. 1064.—Grimm theilt die verschiedenen Arten mehrerer Völker das Loos zu befragen mit; ich füge hier noch diejenigen bei, welche bei den Mahomedanern und den Chinesen im Gange sind; sie scheinen mir interessant genug, um diese Note, welche, nothgedrungen, etwas lange gerathen ist, noch zu verlängern: „Die Mahomedaner nehmen vier Pfeile, deren Spitzen sie gegeneinander kehren, und sie also von zwei Personen halten lassen; darnach legen sie ein bloses Schwert vor sich auf ein Kissen, und lesen ein Kapitel aus dem Alcoran; alsdann schlagen sich die Pfeile miteinander, und endlich kommt einer über den andern zu liegen, was dann entscheidet." „Dies heißt das Buch machen (faire le livre)." (Thevenot's Reisen). — Die mahomed. Wahrsager treiben ihr Geschäft auf öffentlicher Gasse, nach Büchern, welche ihre geheime Wissenschaft enthalten. — S. Gottesdienstl. Cerem. der Türken. Zürich 1746 S. 152.

Die Chinesen nehmen zwei Stäbe die auf einer Seite glatt, auf der andern rund sind. Sie binden sie mit einem Faden aneinander, worauf sie ihren Haus-Götzen anrufen und die Stäbe vor ihn hinwerfen. Fallen sie auf die glatte Seite, so wird das Gebet in Schelten verwandelt. Doch wiederholen sie die Losung und wenn's

Heirathslustige Mädchen gießen Blei in der Neujahrsnacht; da dies aber auch in der Nacht vor dem Christfeste geschieht, und mehr noch, und auf verschiedene Weise, in der Andreasnacht, so soll später davon die Rede sein.

Das Anschießen des Neujahrstages ist, obgleich überall von Polizei wegen verboten, doch noch allgemein, in Stadt und Land üblich. In den Städten bringen auch die verschiedenen Musikchöre der Nationalgarde und des Militärs Serenaden. Auf dem Lande ziehen die Bursche im Dorfe umher und schießen vor den Häusern ihrer Mädchen. Diese Sitte ist besonders im Münsterthal üblich. In Mezeral halten die Bursche ihre Schießgewehre ganz nahe an die Mauer des Hauses, damit die Ladung einen Puff in dieselbe mache; jeder Schuß läßt somit eine Spur zurück, und jemehr solcher an einem Hause zu zählen sind, desto wärmer ist die Liebe des Burschen und desto ehrenvoller ist es für das Mädchen.

Am Neujahrsmorgen ist die erste Begegnung, der Angang (aneganc), von Vorbedeutung: Ist ein Frauenzimmer die erste Person, welche einem Manne begegnet (besonders aber wenn es seine Geliebte ist), [1]) so ist er im Jahre glücklich. (Illzach). — Wenn einem Frauenzimmer an je-

---

nicht besser geht, schreiten sie vom Schelten zu Schlägen. Unterdessen lassen sie den Muth nicht fallen, und fangen so oft wieder an, bis es zuletzt geräth. Bisweilen thun sie dergleichen kleine Stäbe in einen Topf, ziehen sie als Loose heraus und sehen in einem Zauberbuche nach, was die Art auf welche sie herauskommen, bedeutet. Beschreibung der gottesdienstl. Pflichten und Gewohnheiten der Ost-Indian. Völker. S. 72.

[1]) Von dem Begegnen der Geliebten, an jedwedem Tage, singt ein älterer deutscher Dichter:

swer si *des morgens* angesiht,
den tac im niemer leit geschiht.

S. Grimm, d. Myth. S. 1079.

nem Morgen zwei Männer auf der Straße begegnen, so bekömmt sie einen Geliebten; begegnet ihr nur ein Mann, so bekömmt sie einen Gatten; begegnet ihr aber ein Weib, so wird sie Mutter eines unehlichen Kindes. (Illzach). [1])

II. Das Drei-Königsfest. An diesem Tage ziehen, in Stadt und Land, weiß gekleidete Knaben mit goldpapierenen Kronen, vergoldeten Zeptern und einem großen Stern, den sie auf einer Stange tragen, von Thüre zu Thüre, und in den Wirthshäusern umher, und sammeln Gaben; dabei singen sie bald längere Lieder, bald kürzere Reime, wie folgende:

Da kommen die drei König mit ihrem Stern,
Sie krachen die Nüsse und essen den Kern;
Sie werfen die Schalen zum Fenster hinaus,
Da kommen die Hühner und picken sie aus.

In Mülhausen und in der Umgegend führen sie die Geschichte sogar dramatisch auf, in einer Sprachweise und Form, die bis zu den Meistersängern hinaufreicht. [2]) Früher scheint damit noch eine Art von Huldigung verbunden gewesen zu seyn, welche die Unterthanen ihren gebietenden Herren brachten. So erzählt die Gebweiler Dominikaner-Chronik, zum Jahr 1522: „Auff der heiligen drey Königen Tag, da zugen die iunge Knabe (wie es breüchig war) mit Freiden und Freindschafft zum gnädigen Herren auff Hugstein, undt da die iunge Gesellen zu Hugstein über die Thorthür hinein

[1]) Aberglauben im badischen Kleggau und Höhgau: „Je nachdem am Neujahr ein Mann oder Weib stirbt, sterben in demselben Jahr mehr Männer oder Weiber". H. Schreiber, Taschenb. 1840, S. 277.

[2]) In frühern Zeiten wurde das Fest mit Aufzügen und Darstellungen in den Kirchen begangen. S. Nork, Festkalender, S. 53 u. ff.

kamen, da namb der gnädige Herr ihnen das Fähnlin, undt trueg es in das Schloss hinein; es war iust das Stattfähnlin. Es hat gar wenig gefelt, es were eine grosse Auffrhuer entstandten; aber Gott hat es gnädig abgewendtet; dem sey Lob undt Danckh."

Man ißt auch allenthalben Dreikönigs-Kuchen, in welche Bohnen eingebacken sind. Der Gebrauch der Straßburger Bäcker ihren Kunden solche Kuchen zum Geschenke zu machen, hat sich, auf lobenswerthe Weise, dahin verändert, daß sie, das dazu verwendete Geld in die Armenkasse fließen lassen.

Nork sucht die Sitte des Einbackens von Bohnen, auf folgende Weise zu erklären: „In jener Zeit, wo die Nächte am längsten sind, dachte man sich die Mächte der Finsterniß am einflußreichsten. Schon die Alten hatten vor dieser Zeitperiode, der Winterwende, eine große Scheu; daher in Rom das Lemurenfest gefeiert wurde, an welchem man sich die unseligen Geister auf der Oberwelt umgehend dachte. Diese, weil sie noch nicht ganz verklärt, mit ihren Wünschen noch an die materielle Welt gebunden, dachte man sich mit Scheinleibern ausgestattet, weil sie Gestalt annehmen. Der Leib ist die Hülse der Seele. Diese Art von Wesen, welche, im Gegensatz zu den lichtglänzenden reinen Geistern, aus der Luft sich eine Hülle weben, in welcher sie den Sterblichen erscheinen, haben davon sehr passend in der rabbinischen Dämonologie den Namen Keliphoth erhalten, d. h. Hülsen, und der dämonische Esau heischte darum ein Linsengericht, welches noch die heutigen Juden, nach dem Begräbnisse eines Verwandten, an des Todten Statt essen, denn rücklings Bohnen werfend, glaubte auch der römische Hausvater die gespenstischen Manen zu verscheuchen. Ebenso spielten bei den

Todtenmalen der Griechen Bohnen und Erbsen ihre Rolle. Und wie der Römer schwarze Bohnen den gespenstischen Lemuren opferte, sie zum Wohl der Menschen in Gräber warf, oder wer der Nähe der Gottheit in weissagenden Träumen gewürdigt sein wollte, wie die Besucher des Tempels des Amphiaraus, sich der Bohnen enthalten mußte, gleich der prophetischen Biene, diesem priesterlichen Thiere, das sich nie auf Bohnen setzt: ebenso trachtete man in den zwölf Nächten (zwischen Weihnachten und Epiphaniä), welche prophetische Träume bringen sollen, sich aller Hülsenfrüchte zu enthalten. Der Volksglaube (noch jetzt in Thüringen und anderswo), wenn man während den Zwölfen Hülsenfrüchte genieße, werde man krank, bekomme Hautausschläge.... Da aber in der Dreikönigsnacht die gefürchtete Periode ihr Ende erreicht, so bringt die Bohne keine Gefahr mehr, man darf ihren Genuß nicht mehr scheuen; oder man aß auch (wie früher bemerkt) den Bohnenkuchen an der Todten Statt, welcher also den doppelten Zweck einer Todtenspeise erreichte." Festkalender, S. 58 u. ff.

III. Die Lichtmeß, welche auf den 2. Februar fällt, heißt auch Mariä Reinigung; ihre Feier, welche unter Pabst Gelasius (492—496) entstand, trat an die Stelle der heidnischen Feste des Pluto Februus und der Juno Februa. Hier die Erklärung: „Warum hat die Kirche verordnet, brennende Lichter an diesem Tage in den Händen zu tragen? Um eine irrige Gewohnheit aufzuheben. Denn vor Zeiten war die ganze Stadt Rom am ersten Februar mit Leuten umgeben, die Wachskerzen und Fackeln zu Ehren der Februa trugen. Auch hielten, wie Papst Innozenz sagt, die römischen Weiber zum Gedächtniß der Entführung Proserpinens ein Fest,

indem sie mit Wachskerzen und Lichtern um die Stadt zogen. Weil es nun eine schwere Sache ist, so tief eingewurzelte Gewohnheiten zu lassen, so veränderte Papst Sergius (richtiger P. Gelasius, s. oben) diese Feier dahin, daß die Christen an diesem Tage mit geweihten brennenden Lichtern um die Kirche ziehen sollten, der Mutter Gottes zu Ehren." S. Mussard, gründliche Vorstellung der aus dem Heidenthum in die Kirche eingeführten Ceremonien. S. 109. Vergl. Nork, Festkal. S. 147. — Die von dem Priester an diesem Tage geweihten Kerzen, werden, als zauberkräftig, sorgsam aufbewahrt und zu Abwendung großer Unglücksfälle, während eines Gewitters, einer schweren Krankheit und dergl., angezündet.[1])

Um diese Zeit hört auch die trauliche Winterbeschäftigung, das Spinnen, auf dem Lande auf, und die Frühlingsarbeiten nehmen ihren Anfang, wie das Sprüchlein lehrt:

„Liechtmeß, Spinne vergeß,
's Rädel hinter d'Thüer,
's Hackmesser 'vüer."

IV. St. Christophorus, 15. März. Bis zum Jahr 1531 stand über der Orgel des Straßburger Münsters, das grob gearbeitete, 36 Fuß hohe Bild des hl. Christophorus; ein gleiches befindet sich noch jetzt auf dem über der Sakristei, im südlichen Flügel der Kirche befindlichen Fenster gemalt. Man glaubte in frühern Zeiten, daß man an dem

---

[1]) Aberglauben im Kleggau und Höhgau: „An Lichtmeß soll man mit einer geweihten Kerze jedem Hausgenossen das Haar etwas versengen. Derjenige, bei welchem es nicht Feuer fangen will, muß in demselben Jahre sterben." Schreiber, S. 277.

Tage, da man diese Bilder angeschaut, keines plötzlichen Todes sterben könne. [1])

Die Schatzgräber, deren es glücklicher Weise in unserm Elsaß nicht mehr so viele gibt, als vor etwa dreißig Jahren, wo man, im Unter-Elsaß namentlich, überall von der Wünschelruthe und vom Erdspiegel sprechen hörte, sagen das sogenannte Christophelsgebet her. Diese Sitte entstand aus dem allgemeinen Glauben, Christophorus habe nicht nur über alle Schätze Gewalt, die im Wasser lägen, sondern könne noch durch seinen Willen, die Geister der Verstorbenen zwingen, den im Glauben an ihn Grabenden, ihre in der Erde verborgenen Schätze zu offenbaren. [2])

V. Die Fastnacht. Unter den Fastnachtgebräuchen im Elsaß, begegnen wir zuerst, der auch sonst allgemein verbreiteten Sitte der Verkleidungen, Maskeraden, deren Ursprung vielleicht weniger in den römischen Saturnalien zu suchen ist, welche die ursprüngliche Gleichheit und Glückseligkeit darstellen sollten, in der die Menschen im goldenen Zeitalter, unter Saturn gelebt, [3]) als in den Bacchanalien oder besser in den Bacchus-Mysterien, „in welchen die Theilnehmer sich als schon bei Lebzeiten Gestorbene betrachteten; ihre Tänze waren nicht die Eingebung der Lust, son-

---

[1]) Th. Schuler, das Straßburger Münster, 2te Aufl. S. 84. — Der Magistrat ließ dasselbe im Jahr 1525, nebst einem wunderthätigen Marienbilde, dem colossalen silbernen Kreuz hinter dem Hochaltar und der uralten Statue des Herkules, Krutzmann, aus dem Münster nehmen. Röhrich, Gesch. der Reformation im Elsaß, Straßb. 1830, I. S. 207.

[2]) Nork, Festkalender, S. 213. — Die sinnige Legende des Christophorus, aus einem alten Straßburger Legendenbuche, findet der Leser, S. 5 — 9 der Alsatia abgedruckt.

[3]) Die Sclaven spielten zu dieser Zeit unter sich Könige und Her-

dern hatten eine mystische Beziehung. Sie sollten die Sternentänze verbildlichen; denn die Sterne sind nach der Vorstellung der Alten selige Geister. [1]) Einen ähnlichen Bezug auf die Sonne bietet die Fasching der Indianer, Huly genannt, die ebenfalls durch öffentliches Tanzen, Sprünge und Vermummungen gefeiert wird. Des Morgens beten sie die Sonne an, und wenn sie sich waschen, sprengen sie etwas Wasser gegen dieselbe, um den zwischen den Bergen sich

---

ren, giengen in Purpur und weißen Togen gekleidet, gaben einander Geschenke, trugen Hüte als ein Zeichen der Freiheit; wurden von ihren Herren zu Gaste gebeten, und von ihnen bedient; überhaupt aber mochten sie schwärmen, wie sie wollten." Flögel, Gesch. des Groteske-Komischen, S. 161. — Auch die alten Assyrer hatten ein solches symbolisches Freiheitsfest der Sclaven, wobei einer derselben ein königliches Gewand, die Zogana, trug; es dauerte fünf Tage lang; die Herren ließen sich von ihren Dienern Befehle ertheilen und warteten ihnen auf. — Aehnliches findet sich in Californien und in Algerien, ebenso in Holland, wo das Fest unter dem Namen der Jockmaalen bis in die neuern Zeiten gefeiert wurde. Noch bis auf den heutigen Tag feiert man in der Gegend von Sankt-Peter, im Schwarzwald, ein solches Fest der ursprünglichen Gleichheit, jedoch nicht zur Fasching, sondern an der Kirchweihe: „Jeder Hofbauer muß zu dieser Zeit, seine ganze Gesindschaft drei Tage lang auf's reichlichste bewirthen. Vom Oberknecht bis zum Hirtenbuben und von der Altmagd bis zum kleinsten Mädchen sitzen sie in zwei Reihen am Tische, als die Herren und lassen sich vom Bauer und der Bäuerin bedienen. Da wird dann nach ächt altdeutscher Art vom Mittag bis Abend unaufhörlich aufgetragen, und hernach getanzt, bis man neue Lust zum Essen und Trinken empfindet. Bei solchen Gastmahlen kann man alsdann sehen, wie bald der Oberknecht, bald die Stallmagd, bald der Hirtenbub das Glas erhebt und mit dem ganzen Bewußtsein seines Privilegiums einem oder dem andern der beiden Aufträger zuruft: „Buwr, i bring der's zue"! oder „Büwri, 's isch der zuebrocht." Dem Darbringer den Trunk abzuschlagen, würde eine große Beleidigung sein." Bader, Badenia, Karlsruhe, 1840. II, S. 37.

[1]) Nork, Festkalender, S. 792.

aufhaltenden bösen Geistern zu wehren, daß sie sich ihrem Aufgang nicht entgegen setzen. [1])

Celtischen, [2]) und wie später nachgewiesen werden soll, altrömischen Ursprungs, sind die Fastnachtfeuer, welche ehemals im ganzen Elsaß, jetzt nur noch hie und da, vor den Dörfern, auf den Plätzen und auf den Hügeln und Bergen angezündet werden. Die dabei vorkommenden Gebräuche weisen sinnbildlich, einerseits, auf die durch das Element des Feuers an Menschen und Vieh erwirkte Reinigung hin, und sollen, andrerseits, die Flucht des Winters und die Zeit der neuerwachten Sonne versinnlichen; somit eine Frühlingsfeier andeuten.

In Illzach wird diese uralte Sitte auf folgende Weise begangen [3]): Am Fastnachtsonntag, nach dem Gottesdienste, versammeln sich die Knaben in irgend einem Hause und ziehen, meistens verkleidet, im Dorfe umher und sammeln Holz, Reissig und Stroh. An ihrer Spitze führen sie einen ringsum mit Strohzöpfen gehüllten Mann, der die personifizirte Fastnacht vorstellt, oder auch den Winter; er trägt einen Besen in der Hand, während die andern mit Stöcken bewehrt sind, um diejenigen Knaben, die am Holzsammeln nicht Antheil nehmen wollen, zusammen zu treiben. Die

---

[1]) S. Picard-Herrliberger, Gottesdienstl. Ceremonien der Indianer, S. 30. Derselbe Verfasser bespricht auch die Fastnachtfeier der Türken, S. 176, welche glauben, daß in der ersten Nacht des Monats Remesan, der Alcoran vom Himmel gekommen sei.

[2]) Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen, Stuttg. 1849. „die Druiden zündeten in der ersten Februarnacht ein Feuer an, über welches Menschen sprangen, und durch welches man, zwischen zwei Feuern, die Heerden hindurchtrieb, um Krankheiten abzuwehren und mit der Asche des Brandes die Felder fruchtbar zu machen."

[3]) Ist in neuerer Zeit jedoch ziemlich in Abnahme gekommen.

Brennmaterialien werden nun nach und nach auf einen großen freien Platz am Wasser getragen und zu einem mächtigen Stoße aufgeschichtet. So wie es anfängt zu dunkeln, kömmt Alles, Jung und Alt, aus dem Dorfe herbei. Die Knaben bilden einen Ring um den Holzstoß, welcher alsobald angezündet wird. Wenn nun die Flammen recht hell und lustig in die Höhe schlagen, so nimmt jeder Knabe eine Fackel, zündet sie am gemeinsamen Feuer an, und auf ein gegebenes Zeichen, laufen alle damit nach derselben Richtung, gewöhnlich nach Norden hin. Wer keine Fackel hat oder wem sie ausgeht, den nimmt die Fastnacht und stößt ihn, unter dem lauten Gelächter der Zuschauer, in das Feuer. So wie die Flammen niederer werden, springen die Knaben, mit wildem Geschrei, mehrere Male darüber und kehren sodann ins Dorf zurück, um Gaben, zumal Küchlein, [1]) Wein und Geld zu sammeln. Dabei singen sie folgende Reime, welche sie Tags darauf auch, in gleichem Zwecke, in Mülhausen ableiern und was sie Rausen [2]) nennen:

'raus, 'raus' Kiächle 'raus!
I wünsch i Glück in euer Haus!

Merr höre d'Pfanne krache,
Me wird is d'Kiächle bache.

Merr höre 's Schlüssele klingle,
Me wird is d'Kiächle bringe.

Merr höre 's Messerle gieghe,
Me wird is d'Kiächle schniede.

---

[1]) Dieselbe vertreten die Stelle der frühern Opferkuchen, wie die Stollen am Neujahr.

[2]) Von den Anfangsworten des Liedes 'raus, 'raus!

Merr höre d'Frau in d'Kammer goh,
Me wird is d'Kiächle aweloh.

Siedefade um das Hus,
's luäghe schöne Jumpfere drus.

Siedefade um das Hus,
's luäghe schöne Herre drus.

Leen i [1]) d'Duwle [2]) nit so lang reue,
Der Kinnigh schlaat alle Tagh hundert unn drei neue.

Leen mi nitt so lang steh',
I muäß dur e tiäfe, tiäfe Schnee.

Leen mi nitt so lang warte,
I muäß dur e lange, lange Garte.

Leen mi nitt so lang passe,
I muäß dur e=n=änge, änge Gasse.

Erhalten die Knaben etwas, so danken sie mit folgenden Worten:

Dank i Gott, ihr liäwe Lit,
Läwe wohl unn zürne nitt.

Erhalten sie nichts, so schreien sie fortlaufend:

Es stäckt e Gawle in eurer Wand,
Err hämmer nits gäh, das isch e Schand.

In Straßburg und in der Umgegend singen die Kinder:

Küechle 'rus! Küechle 'rus!
Glück unn Heil ins Herrehus!

---

[1]) Laßt euch. — [2]) Duwle, in Straßburg Dibbele, zwei Pfennige.

'ʃ friert mi an mien Füeßel,
I meecht ſogern e Küechel!
'ʃ friert mi nurr e Biſſel dran,
I meecht ſogern e Küechel han.
Küechle 'rus! Küechle 'rus!
Glück unn Heil ins Herrehus!

Am Breuſchkanal, unter andern in Wolxheim, wird das Küchellied auf folgende Weiſe geſungen:

Wir treten dem Herren in ſeinen Hof,
Schlaft er nicht ſo wacht er doch.
Veilje, Roſe, Blümelein,
Wir ſingen um das Küchelein.
Wir hören die Pfannen krachen,
Wir hören die Schlüſſel klingen,
Die Jungfrau wird bald Küchlein bringen.
Küchle 'raus! Küchle 'raus!
Wünſchen Glück in euer Haus!

Der Herr hat einen ſchönen Sohn,
Er blüht wie der helle Monde.
Veilje, Roſe u. ſ. w.

Der Herr hat eine ſchöne Tochter,
Die Haar ſind wohlgeflochten.
Veilje, Roſe u. ſ. w.

Der Herr hat einen ſchönen Keller,
Er ſchmeckt nach Muſchkateller.
Veilje, Roſe, Blümelein,
Wir ſingen um das Küchelein,
Wir hören die Pfannen krachen,

Wir hören die Schlüssel klingen,
Die Jungfrau wird bald Küchlein bringen.
Küchle 'raus! Küchle 'raus!
Wünschen Glück in euer Haus!

Daß die Fastnachtfeuer als Frühlingsfeier, uns zunächst von unsern celtischen Vorfahren zugekommen sind, ist bereits oben (S. 114) angegeben worden. Von den Celten drang diese Sitte wahrscheinlich nach Italien, und auf sie spielt wohl Properz (B. IV, erste Elegie), in folgenden Versen an:

Niemand dachte daran von fremdher Götter zu holen;
Als im heimischen Hain schwebt' in der Schaukel das Volk;
Noch mit brennendem Heu die Palilien also zu feiern,
Wie mit gestutzetem Roß jetzt man die Sühnung erneut.

Dr. Hertzberg, der Uebersetzer des Properz, begleitet diese Stelle mit folgender Anmerkung: „Die alt-italischen Religionen, die zu Rom nicht nur mit ähnlichen griechischen, sondern auch zuletzt mit dem verachteten Aberglauben barbarischer Völker vermischt wurden, bezogen sich ursprünglich und hauptsächlich auf die Götter der Fluren und Wälder. In ihrem Dienste spielte aber die Schaukel, oscilla, die beim Bacchusfeste auch die Griechen als *αἰώρα* kennen. [1]) Dieser Gebrauch, der sicher eine Reinigung der Menschen durch das freie Element der Luft versinnlichen sollte, wurde später vielfach gemißdeutet, und auf fremde Fabeln zurückgeführt.

[1]) Auch bei den Türken hat die Schaukel eine symbolische Bedeutung: „Das große Fest Bairam, welches in den Monat Siewal fällt, ist ein großes Opferfest an welchem sich die Türken untereinander versöhnen und beglückwünschen. Man spannt Schockeln (Schaukeln) über die Straße, welche mit einem Sitze versehen und mit Blumen und Laubwerk geschmückt sind, auf welchen sich die Gläubigen hin und her wiegen.“ S. Picard-Herrliberger, Gottesdienstl. Ceremonien der Türken, S. 176.

Die schwebenden Menschen wurden durch aufgehängte Bilderchen vertreten. — Der Göttin der Viehzucht, Pales, wurde alljährlich am Stiftungstage der Stadt, den 19. April, das Fest der Palilien gefeiert. Landleute und Hirten opferten für die Fortpflanzung der Heerden. Heuhaufen wurden angezündet und eine symbolische Reinigung, eine Sühnung, lustrum, durch die Kraft des Feuers an Menschen und Thieren vorgenommen, die über die Flammen sprangen, [1]) oder zwischen zwei brennenden Schobern durchgeführt wurden. Blutige Opfer lebendiger Thiere fielen an diesem Feste nach alter Sitte nie. Dagegen fand ein anderer, hier erwähnter Gebrauch statt. Im Oktober nämlich ward ein Pferd dem Kriegsgott auf dem Marsfelde geopfert. Der Schwanz ward gestutzt und eilig von Opfernden in die Stadt getragen, damit das Blut auf den Heerd der alten Königsburg Numa's, das heißt, auf den Altar der Feuergöttin Vesta träufle. Dieses geronnene Blut nun holte das Volk bei der Frühlingsfeier der Palilien zum Rauchopfer von jenem Altar."

Im benachbarten Burgund und in der Freigrafschaft (Franche-Comté) werden die Feuer am ersten Sonntag in der Fastenzeit angezündet, der davon Dimanche des brandons heißt. Hart an der Gränze des Elsasses, in einigen vogesischen Dorfschaften zwischen Raon-l'Etape und der hohen Tonne (Donon), einer der höchsten Bergspitzen des Landes, die noch Ueberreste des druidischen Cultus aufweist, werden ebenfalls

---

[1]) So sagt Ovid, Fasten IV, V. 730:
Dreimal durchsprang ich ja auch die in Reihen geordneten Flammen,
Während ein Lorbeerzweig sprengte die thauende Flut,
Hold ist dem Werk und gnädig die Göttin.....
(Uebersetzt von Metzger).

Fachtnachtfeuer an jenem Sonntage angezündet; derselbe wird hier le Dimanche des bures, oder blos les bures [1]) genannt. Dabei findet aber noch eine grausenerregende Eigenthümlichkeit statt, die in die druidische Opferzeit hinauf zu reichen scheint: Mitten aus dem brennenden Holzstoße, um welchen nicht nur die Kinder, sondern auch die Alten, Männer und Weiber, singend und jauchzend tanzen, erhebt sich ein Holzpfahl, an welchen eine lebendige Katze [2]) gebunden ist, von deren Angstgeschrei die Berge wiederhallen und die endlich des qualvollsten Todes in den Flammen sterben muß.

In manchen Orten des Elsasses, z. B. in Scharrachbergheim, in Wolxheim auf dem Horn, bringen die Knaben hölzerne Scheiben, in deren Mitte ein Loch gebohrt ist; sie halten nun die Scheiben an einem Stecken so lange in die Flamme des Fastnachtfeuers, bis sie im völligen Brande sind; sodann werfen sie dieselben in weiten Bogen ins Thal herab und sprechen dazu einen Segensspruch für ihre Eltern,

---

[1]) Bedeutet wohl dasselbe wie brandons (Feuerbrände, im mittelalterlichen Latein branda) und ist mit dem lateinischen uro, comburo, bustum, in Verbindung zu bringen. Am Lech und in Schwaben heißt er Funkentag, Funkensonntag. — Die beste Benennung der Fastnachtfeuer, welche rein heidnisch sind und mit dem christlichen Cultus nichts gemein haben, wäre Carnfeuer; Carn ist ein celtisches Wort und heißt Opferaltar, Feuerbrand; davon und nicht von caro vale, kömmt auch Carnaval her. S. Eckermann, Religionsgeschichte, III, S. 549.

[2]) Noch bis zur ersten französischen Revolution, ließ am Vorabende des Johannistages, der Magistrat von Paris einen großen Holzstoß auf dem Place de la grève aufrichten, welchen der König, an der Spitze seines Hofstaates mit eigener Hand anzündete. In einem Korbe der an dem riesigen Mastbaume befestigt war, welcher mitten im Holzstoße hervorragte, befanden sich einige Dutzend Katzen, nebst einem Fuchse, welche zum Vergnügen des Königs (pour faire plaisir à sa majesté) lebendig verbrannt wurden. S. Illustration, 1850, S. 106.—

Geschwister, Verwandte oder Freunde aus. [1]) Anderswo wird ein Wagenrad mit Stroh umwunden, angezündet und unter hellem Jauchzen den Berg hinabgetrieben. [2]) — Der Bezug der Scheiben und des Rades auf die Sonne, deren Kreis sie abbilden sollen, ist hier unverkennbar. So wie die Johannisfeuer, von welchen später die Rede sein wird, die Zeit bezeichnen, in welcher die Sonne den höchsten Punkt erreicht hat, in der Sonnenwende (Sunnewende oder Sungicht) ist, und wieder herabsinken muß; so bezeichnen die Fastnachtfeuer die Jahrszeit, wo die Sonne sich wieder zu heben beginnt. Auch die Oster- und Weihnachtsfeuer standen damit in Beziehung.

---

[1]) Man nennt dies Scheibenschlagen oder Sternwerfen. In Werdenfels, in Baiern, sprechen die Knaben dazu die Reimlein:

Ich treibe
Die Scheibe
Dem N. oder der N.

S. Schmeller, Baierisches Wörterbuch, III. S. 308, im Wort Scheibe. Diese Sitte ist nicht nur in ganz Deutschland, namentlich in den Rheinlanden gebräuchlich, sondern auch in der Walachei, daselbst, jedoch erst den 23 April, und mit Bezug auf die Heerden: „In der Walachei ist es üblich am St.-Georgentage gebackene Ringe angesichts der Schaafheerden auf der Erde hinzurollen, aus der Dauer ihres Laufes glaubt man auf Glück und Unglück beim bevorstehenden Waidegang zu schließen.“ A. Schott, Walachische Märchen, Stuttg. und Tüb. 1845, S. 300.

[2]) Seb. Frank, Weltbuch., S. 51, a. schildert denselben Gebrauch im Frankenlande also: „Sie flechten ein alt Wagenrad voller Strow, tragen es auf einen hohen, gehen Berg, haben darauf, so sie von Kälte mögen bleiben, den ganzen Tag ein guten Muth mit vielerlei Kurtzweil, Singen, Springen, Danzen, Geradigkeit und anderer Abenteur. Umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es mit vollem Lauf in das Thal laufen, das gleich zu sehen ist, als ob die Sunn von dem Himmel lief.“ Vergl. J. Grimm, deutsche Myth. S. 594.

Einen ganz anderen Ursprung, als die bisher angeführten Fastnachtgebräuche, hat folgender, welcher noch allein in einigen sundgauischen Dorfschaften (Zimmersheim, Eschenzweiler u. a. O.), üblich ist. Am Fastnachtmontag, daselbst Hirztag [1]) genannt, haben die Weiber und Jungfrauen allein das Recht die Wirthshäuser zu besuchen; sie ziehen truppenweise dahin, und zeigt sich ein Mann darin, so fallen sie über ihn her und nehmen ihm Hut oder Mütze, die er nur gegen einige Flaschen Wein wieder einlösen kann. Die Kinder werden an diesem Tage mit einem besonderen Backwerke, Waschle, [2]) beschenkt. Die Weiberherrschaft am Fastnachtmontag scheint früher auch in andern Theilen des Elsasses üblich gewesen zu sein, wie aus folgender Stelle aus Moscherosch's Philander von Sittewald, II. S. 330, hervorgeht: „Vor zeiten, als die Weiber meister waren, trug man krumme Hörner an den Schuen vornen zu mit Knöpffen gezieret, Cornua, Camura, dessen vns das liebliche Küchelliedchen noch Jährlichen erinnert:

Spitze Schu vnd Knöpfflein dran,
Die Fraw ist Meister, vnd nicht der Mann."

Wenn wir in den Vermummungen in der Carnevalszeit und in den Rundtänzen, welche in derselben statt fanden, eine Beziehung vuf die Bacchusmysterien gefunden haben

[1]) Von Hirsen, hirzen, schmausen, zechen. — In der Schweiz heißt der Tag ebenfalls Hirsmändig, (in Luzern Güdismändig); er wird aber auf eine von der sundgauischen ganz verschiedene Weise gefeiert. Ein allgemeines Fest, mit welchem eine Art Sittengericht, jedoch mehr in launigem Scherz und Spotte, als im Ernst, verbunden ist, wird von den Entlebuchern am Hirzmontag gehalten. Eine Beschreibung desselben gibt Fr. Nork, Festkalender, S. 801 u. ff.

[2]) In Bern heißen Waschteln eine Art großer Kuchen, welche als Neujahrsgeschenke gegeben werden. S. Stalder, Schweizer. Idiotikon, II, S. 436.

(S. 112); so zeigt sich hier eine letzte Spur der Mysterien des weiblichen Bacchus, der Ceres, welche in Griechenland den Zunamen Agathe, die Gute, trug, so wie sie in Rom Bona Dea genannt wurde. Bei diesen Mysterien durfte kein Mann zugegen sein. [1])

Dieser Weiberfasching im Sundgau steht übrigens nicht vereinzelt da; wir finden eine ähnliche Feier in Schwaben: „Es ist uralte Gewohnheit, daß die Bauernweiber des Dorfes Ochsenbach, [2]) im Würtembergischen, alle Jahre auf Fastnacht zusammenkommen, ihr Fest der Bonnen Deen zu feiern, und auf gemeinschaftliche Kosten zu zechen. Zwei Weiber, als Deputirte an den Schultheiß gesendet, bitten um freie Zeche. Nach erhaltener Zusicherung derselben, sagt des Büttels Weib dies allen Weibern im Dorfe an. Unter dem Vorsitz der Pfarrerin versammeln sich dieselben auf dem Gemeindehause und finden dort ein Faß liegen. Die Gerichtspersonen schenken den Wein aus, und die Weiber, ihre Krüge neben sich, beginnen zu zechen. Beim Nachhausegehen erhält jede Frau noch eine Maaß Wein für ihren Mann daheim. Ehedem wurde unter Vorsitz der Pfarrerin ein Frauengericht gehalten über Weiber, die nicht auf Reinlichkeit und Kinderzucht hielten. Als dieses Gericht abkam, wurde das Fest ein Fest der Verschwiegenheit; wer etwas ausplauderte, mußte zur Strafe den Wein hinterm Ofen auf dem Katzenbänkchen trinken. Während der Zeche wird unter dem Fenster musizirt, die Spielleute werden mit Kuchen und Wein regalirt. Vulpius, Curiositäten, VII, S. 91.

Der Gebrauch die Fastnacht am Aschermittwoche zu

---

[1]) Nork, Festkalender, S. 792.

[2]) Schwäbische Chronik, 1790, Nr. 4. Fabri, Beiträge zur Geschichte, I, S. 161, Nork, Festk. S. 792.

begraben, ist auch bei uns bekannt. An manchen Orten wird sie, als Strohmann personifizirt, auf eine Bahre geladen und im Gefolge der wilden, in letzter Lust austobenden Gesellen ins Wasser geworfen; an andern vor dem Dorfe feierlich verbrannt. In der ersten Weise erblickt Nork [1]) wieder einen Nachklang der Bacchusfeste, da statt des Strohmanns, früher eine den Weingott vorstellende Puppe von den Masken herumgetragen und sodann in einen Fluß geworfen wurde. Dagegen belehrt uns aber auch Ovid, Fasten, V. V. 621 u. ff., daß die Vestalin, von der hölzernen Brücke in Rom, die in Binsen gehüllten Bilder zweier Männer der Vorzeit (priscorum ... simulacra virorum) in die Tiber warf und gibt dafür folgenden Grund an: „Als das Land noch Saturnia hieß, sprach der Gott der Orakel diese Worte aus: Völker, opfert dem Greise der die Sichel trägt, zwei Menschen (im Texte: duo corpora), und werft sie in die Tiber.“ Diese Sitte, setzt der römische Dichter hinzu, reicht jedoch so weit hinauf, daß schon zu Herkules Zeiten keine Menschen mehr, sondern bloß Bilder derselben (corpora falsa) in den Fluß geworfen wurden. Hier hätten wir also nicht ein dem Bacchus, sondern dem Saturn gebrachtes Opfer.

Das Verbrennen des Strohmanns scheint sich, im Elsasse wenigstens, auf die Flucht des Winters zu beziehen und ursprünglich ein der aufstrebenden Sonne gebrachtes Opfer gewesen zu sein. So finden wir folgende Sitte in dem durch seine Weine berühmten unterelsässischen Dorfe Wolxheim.

Vor etwa zwanzig Jahren noch führten die Bursche am Aschermittwoche einen ihrer Kameraden, der den Winter

[1]) Festkalender, S. 795.

vorstellte, in einer geflochtenen Strohhülle herum, und sammelten von Haus zu Haus Wein und andere Gaben, wobei sie nachfolgende Reime sprachen:

Hier kommen wir an
Mit einem blinden und verstockten Mann,
Dem niemand helfen kann.
Wir waren schon bei Doktor und Balbierer gewest;
Sie haben uns gerathen
Wir sollen ihn in rothem kühlem Wein baden.
Da droben auf dem Elmerforst [1])
Da liegt sein Rückkorb und sein Korst. [2])
Hätten wir ihm nicht abgewehrt,
So hätte er den Rückkorb und den Korst auch verzehrt;
Drum gebt ihm den zur Heilung nothwendigen Wein!

In Straßburg fanden in frühern Zeiten, auch am Aschermittwoch, Vermummungen statt, wie nachfolgende Stelle aus Geiler's Predigten über Brant's Narrenschiff beweist: „Die fünfft Schell der Faßnacht Narren ist, sich brämen vnnd besudlen vnder dem angesicht am Eschermitwochen, oder auff den Faßnacht tag. Diß ist fürwar ein grosse sündt vnd schandt. Dann man darff den Teuffel nicht an des Hauß mahlen, er kompt wol für sich selbs darein... Derhalben wöl ein jeder Christenmensch gewarnet sein, daz er solche heidnische bräuch vnd sitten abthue.“ Ausg. von Höniger, Basel, 1574, S. 394. b.

Der erste Sonntag in der Fasten heißt auch die alte Fastnacht oder Bauernfastnacht; [3]) ehemals wurden an der-

---

[1]) Drei Stunden weiter im Gebirg, hinter Ballbronn.

[2]) Karst, Hacke.

[3]) „An diesem Tage zeigt sich im Mondscheine, wer dasselbe Jahr sterben soll.“ (Kleggau und Höhgau, im Badischen).

selben noch Mummereien und Trinkgelage gehalten; jetzt wird er nur noch auf dem Lande gefeiert, wo ma n in jedem Hause Küchlein backt.

Sebaldus Bühler gibt uns in seiner Chronik die kurze Schilderung eines an diesem Tage, 1556, zu Straßburg gehaltenen Fastnachtspiels:

Thum Dechant ein Faßnachtspeil angestelt.

„Auch inn dissem Jar 1556, do hatt der hohen Stifft Straßburg disser Zeit Thum Dechant mit Namen Graue Johann Christoffel von Zimmeren ein Mummerey allhie inn seinem Hoff inn der Judengassen vnden nit weytt von St. Anderes, genant der Henenberger Hoff, angestelt, vnd doch das selbige mit Erlaubnuß vnd Verwiligung des Herren Ammeisters. Vnd das ist geschehen vff Suntag nach der Herren Fastnacht, oder vff die alte Fastnacht, wie mans dan nent. Vnd ist das Fastnachtspeil also angestelt gewessen, das etliche sindt vff Pferden geritten doch vff itel Buren Guren, vnd sindt gewessen zum vordersten mein gnediger Herr der Thum Dechant selbst, vnd Doctor Johann Hessler Official disser Zeit an dem hindern Gericht, vnd Herr Hanns Jacob Rapp der Apodecker vor dem Münster, vnd Meyster Jörg Franck der Schneider vff St. Steffans Plon der hatt das Renfäulin gefürt, vnd Herr Paulus Garttner, vnd sein Schwager Florentz Hel der Schaffner zu Eschauw disser Zeit, vnd ich selbst Sebolt Büheler bin geritten, vnd Hanns vnd Martin Hoffmann Vatter und Sun disser Zeit Hauptkanen vff der forder Schreyber Stuben, vnd Jacob Müler disser Zeit des Herren Thum Dechants Schaffner, vnd hatten alle weyse Hemder an und schwartze gestrickte seiden Hauben vor dem Angesicht, vnd Bader Hüetlin vff vnd Jeder ein lange Baurengeystel inn Henden. Also ritte man

so baldt die Mittagspredig im Münster vß geweſſen vß vorgenantem Hoff vß, die Judengaß hinuff, die Kurbengaß hinab vber die Schindbrucken vnd zum Metzigerthor hinuß, durch Ilkirch hindurch vnd vff Eschauw zu, vnd reyt ein Sackpfeyffer vnd Schalmeyer voranen, die pfiffen durch die Statt hindurch, vnd was ein groß Geleüff von Buben biß hinuß schier zur Wahrt. Mier hatten auch etliche Trabanten mit Knebelspieſſen. Als mier nuhn gohn Eschauw kamen do was ein koſtlicher fürſtlicher Nachtimbiß in des Herren Thum Dechants Behauſung zugericht, da aſſen mier zu Nacht vnd waren ſehr frölich vnd gutter Dinge." [1])

VI. Mariä Verkündigung, 25. März. Dem einfachen, praktiſchen Sinne unſeres Landvolkes iſt es eigen, die jährliche Wiederkehr alles deſſen, was ſich auf Witterung, Feldbau und andere Erſcheinungen in der Natur bezieht, an beſtimmte Tage und Feſte zu knüpfen. So wird der Tag Mariä Verkündigung, wenn er ſchön iſt, als das Zeichen eines günſtigen Frühjahrs bezeichnet; an demſelben werden auch die Schwalben wieder erwartet, wie der Reim ſagt:

An Maria Geburt [2])
Flieje d'Schwalwe furt,
An Maria Verkündigung
Kumme ſie widderum.

VII. Der erſte April. Das in den Aprilſchicken iſt auch bei uns im Gebrauch und gab ſchon, wie es denn eine höchſt alberne Sitte iſt, zu mancher ärgerlichen Geſchichte Veranlaſſung. Manchmal ſind Wetten damit verbunden.

---

[1]) S. Straßb. Geſchichten, Sagen u. ſ. w. S. 47.
[2]) Den 8. September.

Ueber den Ursprung dieser sehr alten und bei verschiedenen Völkern üblichen Sitte oder Unsitte, gibt F. Nork [1]) folgende Erläuterungen. Nachdem er die Herleitung von den, zu Romulus Ehren gefeierten Quirinalen mit schlagenden Gründen beseitigt und dafür eher die Apaturien [2]) geltend macht, weist er nach Indien: „Oberst Pearce hat gezeigt, daß es seit undenklichen Zeiten in Indien der Brauch ist, während des Hul, [3]) das in den März oder April fällt, und ein Fest der allgemeinen Lust ist, Aufträge ausrichten zu lassen, und Unternehmungen zu bestimmen, welche mit einer Täuschung enden, und den Abgesendeten oder damit Beauftragten zum Gelächter machen. Vornehm und Gering nimmt hieran Theil, und der Raya Dowlah [4]) fand, wie Herrn Pearce erzählt worden ist, ein großes Vergnügen daran, Hulnarren zu machen. Man treibt den Spaß hier so weit, daß man schriftliche Einladungen und Bestellungen im Namen von Personen macht, von denen man weiß, daß sie zu der im Billet anberaumten Zeit nicht zu Hause sind. Und Gelächter und Spott stehen stets im Verhältniß mit der bewirkten Störung und Verwirrung. Das Hul ist eine Frühlingsfeier, da nun das Jahr ehemals in Brittanien um dieselbe Zeit begann, so schließt Maurice, in den Indian Antiquities, daraus, daß die Ergötzlichkeiten des 1. Aprils — vielleicht auch unser Ostergelächter — in Brittanien sowohl

---

[1]) Festkalender, S. 262 u. ff.

[2]) Venus, Aphrodite, Afra, von welcher letztern Benennung er April ableitet, heißt auch Apaturia, d. h. die Täuscherin.

[3]) Vergl. S. 113 der Alsatia. — Das Hul oder Huly ist das altdeutsche oder scandinavische Jul; dieses bezeichnet die Wiederkehr des Solstitialjahrs; das Hul die Wiederkehr des Aequinoctialjahrs.

[4]) Die Raya's sind indianische Fürsten, welche ehemals dem Groß-Mogul unterwürfig waren.

als in Indien einen gemeinschaftlichen Ursprung in der alten Feier der wiederkehrenden Frühlings- Tag- und Nachtgleiche haben. Aus demselben Grunde ist diese Bemerkung aber auf jedes Land anwendbar. Die Kelten, deren Sprache und Cultur so viele Berührungspunkte mit Indien darbieten, könnten hier, wie in Frankreich und Deutschland, die Vermittler dieser scherzhaften Frühlingsfeier gewesen sein. Daß in Indien die Quelle dieses seltsamen Brauches gesucht werden müsse, erhellt aus dem Umstand, daß dieser Monat dort der Maja, der indischen Venus, gewidmet ist. Maja ist im Namen die Täuschende, [1]) aber aus demselben Grunde, wie die Aphrodite, denn sie ist Weltthebamme, Göttermutter, Urheberin des Sinnlichen, sie ist der Plejadenfisch; [2]) und wie die Plejaden in Griechenland Tauben, in Indien aber Fische sein konnten, erklärt der Mythus von Semiramis, die aus einem Taubenei entstanden, das Fische an's Ufer gebracht hatten. Auch waren ja der Venus Fische und Tauben zugleich heilig; denn Beide bezeichnen den bei dem heliakischen Aufsteigen der Plejaden im Frühlingsäquinoctium wieder erwachten Zeugungstrieb der Natur. Diese Plejaden, von deren Erscheinen viele Völker den Jahresanfang datiren, diese Plejaden sind in Indien — Aprilfische. Somit wäre die französische Redeweise poissons d'Avril ebenfalls erklärt."

VIII. Palmsonntag. Die an diesem Tage, zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem, geweihten Palmen, werden in den Zimmern und in den Ställen aufge-

---

[1]) Von mag täuschen, davon μαγεία, optischer Betrug.

[2]) Venus sub pisce, die syrische Fischgöttin; Venus in Askalon, mit dem heiligen Fischweiher.

steckt und gelten, bei Vielen im Volke, als Mittel zur Abwehrung von Krankheiten und Hexereien, bei Menschen und Vieh. In frühern Zeiten stellte man den Einzug selbst dramatisch vor und führte den sogenannten Palmesel in Prozession herum. [1])

IX. Der grüne Donnerstag. Von Mittag an schweigen die Glocken in allen katholischen Ortschaften, um erst wieder Samstag Abends angezogen zu werden. Das Volk sagt „sie seien nach Rom gereist." Die Knaben durchziehen die Straßen mit hölzernen Klappern, im Elsaß Rätschen genannt, welche an die egyptischen Osiris-Klappern erinnern.

Pabst Leo II. setzte den Tag, 692, ein zur Erinnerung an die Stiftung des hl. Abendmahls. Er soll den Namen daher führen, weil an solchem die Erstlinge der Früchte geopfert und Gott dargebracht wurden. (Conversationslexikon). Vielleicht ist aber auch grün fälschlich für carene, karin, altdeutsch chara, angewandt worden; also Char-Donnerstag. (wie Charfreitag); d. i. der traurige Donnerstag. Vergl. Scherz, Glossar, fol. 574.) Jedenfalls aber ist es im Elsaß, beinahe allenthalben, Sitte, an diesem Tage grüne Gemüse zu essen. [2])

---

[1]) Daß dies auch im Elsaß (z. B. in Kolmar) Sitte war, beweist eine Stelle in J. Pauli's Schimpf und Ernst, S. weiter unten S. 136 — Die Palmesel-Prozession in den verschiedenen Ländern Europa's beschreibt Nork, Festkalender, S. 864 u. ff. — In Frankreich feierte man schon im neunten Jahrhundert das Eselsfest, zum Gedächtniß an die Flucht nach Egypten. Eine Schilderung desselben gibt Flögel, Geschichte des Groteske-Komischen: S. 167 u. ff.

[2]) Aberglauben im badischen Albthale: „Wer am grünen Donnerstage Abends keine Küchlein backt, dem beschießt sein Schmalz das ganze Jahr nicht." Schreiber, 1839, S. 327.

X. Der Charfreitag. Dieser Tag wird von den Christen der beiden Haupt-Konfessionen im Elsaß, auf ganz verschiedene Weise gefeiert. Die Katholiken halten ihn als zu hoch, um auf menschliche Weise hinreichend gefeiert zu werden; deswegen nehmen sie an demselben, — besonders auf dem Lande, — die unangenehmsten und schwierigsten Geschäfte und Arbeiten vor. Abends wird sodann in den Kirchen das heilige Grab besucht. In den protestantischen Gemeinden gilt er als einer der wichtigsten Feiertage und wird in Stille und Sammlung begangen. Früher fastete man bis Mittag.

Folgende abergläubische Meinungen knüpfen sich an diesen Tag:

Was in der Charwoche überhaupt, besonders aber am Charfreitage gepflanzt wird, gedeiht. (Katholische Orte).

Am Charfreitag, in der Mittagsstunde, soll man Erbsen säen. (Illzach).

Am Charfreitag soll man den Essig reinigen, dann bleibt er das ganze Jahr rein und gut. [1])

Charfreitags-Eier erleichtern den Kindern das Zahnen. Mit einem solchen Ei reibt man den Ort, an welchem der Zahn hervorbrechen soll und schlägt sodann das Weiße nebst dem Dotter des Eies in den Kinderbrei. (Illzach).

Wer die Hexen erkennen will, der nimmt ein Ei, welches in der Charfreitagsnacht gelegt worden ist. [2]) Wenn er sich nun in der Kirche, durch dieses Ei, unter den Gemeinde-

[1]) Vergl. S. 102.— „Wer am Charfreitag sich mit dem linken Ohr auf die Erde legt, der hört zwar den Teufel schreien, muß aber in demselben Jahre sterben.“ (Kleggau und Höhgau, im Badischen.)

[2]) In Thüringen erkennt man sie wenn man einen Gundermanskranz (von der Zaunrübe) aufsetzt. S. Sommer, 1, S. 58.

gliedern umsieht, so erkennt er die Hexen daran, daß sie, statt der Gesangbücher, Stücke Speck in den Händen halten und Melkkübel auf den Köpfen tragen. Er muß aber trachten noch vor dem Vaterunser-Läuten die Kirche zu verlassen und das Ei zerschlagen oder zerwerfen, sonst können ihm die Hexen etwas anthun. (Buchsweiler und Umgegend).

XI Ostern. Der deutsche Name des Festes der Auferstehung Jesu Christi stammt von der heidnischen Göttin Ostera oder Eostre, deren Fest die Angelsachsen im April, (von ihnen Eosturmonat, von Karl dem Großen Ostarmanoth genannt), als ein Frühlingsfest begiengen. Ottfried von Weissenburg nennt es Ostoron. [1])

Die Osterfeuer, welche im Elsaß viel weniger bekannt sind als die Fastnacht- und Johannisfeuer, sind Ueberbleibsel von den Freudenfeuern, welche ehemals der Ostera angezündet wurden; das Volk verbindet damit gewiß einen auf die Feier des christlichen Festes bezüglichen Begriff; indem es jedoch auch andrerseits des hereinbrechenden Frühlings gedenken mag.

Auch das Osterwasser bezieht Nork auf den Cultus der heidnischen Göttin: „Neben dem Osterfeuer, sagt er, (Festkal. S. 244) spielte das Osterwasser im Cultus der Ostera eine wichtige Rolle. In der Nacht ihres Festes oder beim Beginn der Morgenröthe, wuschen, in der ihr geheiligten Quelle, die Jungfrauen sich das Gesicht, um es schön zu erhalten, denn Ostera war die sächsische Venus. Aber schweigend, ohne den Begegnenden zu grüßen, noch dem Grüßenden zu danken, mußte es geschehen, wie jede mysteriöse Handlung; sonst war die zauberhafte Wirkung vernichtet. Dieser Glaube an

[1]) Krist I, Kap. 22.

die Kraft des Osterbades ist in den sächsischen Landen, wie auch in der Altmark jetzt noch nicht verschwunden." (Dies bezeugt auch Sommer, Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, I. Halle, 1846, S. 148.): „Vor Sonnenaufgang, und bisweilen schon in der Nacht zwischen elf und zwölf, holt man das Osterwasser. Es muß aus fließendem Gewässer stromab geschöpft werden, und man darf, während man es schöpft, nicht sprechen: sonst verliert es seine Kraft. Man sprengt es im ganzen Hause umher, und es schützt vor Ungeziefer. In einzelnen Dörfern trinkt man auch davon und wäscht sich damit, und man ist dann für das ganze Jahr sicher vor Krankheiten; auch das Vieh, das man damit wäscht und tränkt, bleibt gesund."

Osterthau nennt man in Kingersheim, bei Illzach, das Wasser, welches die Leute an Ostern in die Kirche bringen und vom Geistlichen weihen lassen. Es heilt alle Krankheiten.

Die Sitte Osterkuchen, Osterfladen zu backen, ist in Stadt und Land üblich und deutet ebenfalls auf einen alten Opfergebrauch.

Ebenso sind die Ostereier bei unserer Jugend bekannt, die dem Kinderglauben zufolge, vom Hasen gelegt und im Grase oder im Buchs gesucht werden müssen. In manchen Orten (z. B. Mietesheim, im Unter-Elsaß), beschenken sich ältere Knaben und Mädchen mit Eiern, [1]) auf welche sie Sprüchlein schreiben, wie folgende:

Dieses Ei hat gelegt der Has'
Für dich, mein Schatz, ins grüne Gras,

*

[1]) Diese Eier wurden in frühern Zeiten vom Priester geweiht, be-

Ich liebe dich so treu,
Als wie die Schal' das Ei.

*

Dieses Ei bricht einst entzwei,
Ewig bleib ich dir getreu.

*

Dieses Ei ist weiß und roth,
Ich liebe dich bis in den Tod.

*

Lieben und nicht haben
Ist härter als Stein graben.

*

Lieben und geliebt zu werden
Ist die größte Freud' auf Erden.

*

Aus lauter Lieb' und Treu
Geb ich dir dieses Ei,
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

*

Ich liebe dich so fest,
Als wie der Baum die Näst,
Als wie der Weinstock die Reben,
Wann wird uns Gott zusammen geben?

Früher scheint es im Elsaß Sitte gewesen zu sein, den Geistlichen, namentlich den Fastenpredigern, Ostereier zu bringen. Diese geringen Geschenke waren, wie es scheint, dem Barfüßer Johannes Pauli nicht angenehm, und er

---

kamen also eine christliche Bedeutung. S. Nork, Festkalender, S. 906, wo auch zwei solcher Eiersprüche vorkommen.

gab dieß seinen Zuhörern, am Palmsonntage auf unzweideutige Weise zu verstehen, indem er ihnen folgenden Schwank erzählte: [1])

„Wie frater Johannes Pauli die Ostereyer hiesch auff den Palmtag zu Kolmar."

„Ich muß euch sagen, lieben kind, wie es mir ergangen ist. Es waz ein beurin in einem dorff N., die sprach zu jr dochter: Nimm die eyer vnnd bring sie meinem beichtuatter für seine ostereyer, dem leßmeister zu den barfüssern, ich hab ein predig oder vier von jm gehört, vnnd bin wol daruon gebessert worden, er wirt vor den Passion auch predigen zu Kolmar auff dem blatz. Die tochter sprach, ja ich wil es gern thun, aber muter ich hett ein grosse bit an dich zu thun. Die mutter sprach waz ist eß. Die tochter sprach, ich wolt daz du mir günnest vnsern grossen milchhafen zu uerkauffen, vnd daz ich ein new par schu darumb kaufft mit weis-

[1]) Aus dessen Anekdoten- und Schwänkebuch: Schimpff vnd Ernst, gedruckt zu Straßburg durch Bartholomäum Grieninger, 1535, Fol. 88, b. (Ex. der Straßb. Stadtbibliothek). Johann Pauli, ein israelitischer Proselyt, war nach und nach Baarfüßer im Kloster zu Schlettstadt, Guardian zu Straßburg, endlich Lesemeister, lector, zu Thann, woselbst er, wie es in der Vorrede seines Buches heißt, „bey den fiertzig jaren geprediget." Von da aus kam er wahrscheinlich manchmal als Fastenprediger nach Kolmar; er war ein beliebter Volksprediger und sein Schimpf und Ernst war in Aller Händen, so wie es noch jetzt, als humoristisches Volksbuch, in der deutschen Literaturgeschichte eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Er gab auch mehrere Predigtsammlungen von Geiler von Kaisersberg heraus (das Evangelienbuch, den Wannenkrämer, die Emeis, das Brösamlin, die fünfzehn Staffeln); Peter Wickgram, Geilers Neffe, beklagt sich aber bitterlich über den Herausgeber, welcher die Predigten seines Oheims durch Zusätze, namentlich durch viele Schwänke, verfälscht und verunstaltet habe.

sen örtern, [1]) den palmesel[2]) zu eeren, vnsers vogts sun gab mir nach, vnd begert mich zu den eeren, [3]) ich wil darnach noch als willig sein den stal zu misten. Sie sprach, es ist mir lieb, lug aber zu das dem herren die ostereyer werden, ich hab sie jm zusagt zu geben. Die gut dochter nam den milchhafen vnd fur mit zu märckt. Sie waz aber zu fru kummen, vnd satzt also an ein maur, vnd den milchhafen für sich, vnd het die eyer gedeckt, das man sie nit feylschet, vnd also entschlieff. Und dieweil sie schlieff, da trompt [4]) jr, wie sie in des schumachers hauß wer, vnd der schumacher legt jr die schu an, vnd wie sie den schenckel also strackt, das jr der schu glat anleg, da stoßt sie den hafen mit der milch vmb, vnd verschüttet die gar. Vnnd da sie erwacht, da ward sie zornig vnd warff den hafen an ein maur, vnnd erwischt den korb mit den eyern, vnd will jn mir bringen, vnd so sie zu den stafflen kumpt, so falt sie, dann sie waz noch schlafftruncken, sie het noch nit gnug geschlaffen, vnd sein jr die eyer alle zerbrochen. Darumb so steuren vns ander eyer." [5])

Das Eierschlagen ist ein bei den Knaben sehr beliebtes Spiel, wobei es nicht immer auf größere oder geringere Stärke der Eierschale ankömmt, sondern besonders auf die

[1]) Ort, Ecke, Spitze, Ende, Einfassung. —

[2]) S. oben S. 130.

[3]) eeren, Ehe; unehelich heißt jetzt auf dem Lande noch unehrlich.

[4]) trompt, träumt.

[5]) Pauli war überhaupt nicht sehr schüchtern und blöde im Fordern. Ein andermal erzählte er seinen Zuhörern, wie er in den Himmel gekommen sei, aber wie Petrus ihn wieder fortgeschickt, da er eines Buches in seinem Aermel gewahr worden sei, das noch nicht bezahlt war; er solle über acht Tag wieder kommen. „Darumb lieben kind", ruft er den Gläubigen zu, „so helffen vnnd steuren alsamen das das Buch bezahlt werd." Fol. 89. b.

Geschicklichkeit des Spielers. In Rußland wird es auch von ältern Personen, oft leidenschaftlich, getrieben.

Den Ursprung der Ostereier haben wir wahrscheinlich in Persien zu suchen: „In Zoroasters Schöpfungsgeschichte wird erzählt, daß der Erstgeborne der Schöpfung, der Ur-Stier, das Welt-Ei mit seinem Horne gesprengt habe, woraus dann die einzelnen Wesen hervorgekommen. Unsere gefärbten Eier kannten schon die alten Parsen. Am Frühlingsfeste, Nuruz, wurden sie ausgetheilt. Roth waren sie, um auf die Sonnenfeuer anzuspielen.“ Nork, Festkalender, S. 245. — Abenteuerlich, und ohne allen Beweis, ist dagegen Daumers molochwitternde Erklärungsweise: „Daß, wie am grünen Donnerstage, so auch an Ostern Kinder geopfert und gegessen wurden, verrathen die noch immer gebräuchlichen farbigen Ostereier, franz. oeufs rouges, und noch deutlicher die ehemalige Eierweihe dieses Tags. Es segnete nemlich an Ostern in der Kirche ein Priester mit gewissen Gebeten Eier ein, machte ein Kreuz darüber und besprengte sie mit Weihwasser; solchen Eiern schrieb man eine den Menschen heiligende Kraft zu. Diese Eierweihe und diese den geweihten Eiern gegebene hohe Bedeutung aber läßt sich nicht wohl anders erklären, als durch die Annahme, daß selbige an die Stelle einer andern sehr heiligen, aber schrecklichen Art von Speise, die man nicht mehr genießen wollte — derjenigen einer vormaligen Menschenopfer-Eucharistie — getreten seien.“ S. die Geheimnisse des christl. Alterthums, II. S. 58.

In den Städten des Elsasses ist es auch Sitte, daß ein oder mehrere fette, mit Blumen und Bändern geschmückte Ochsen, Osterochsen, von den Metzgerburschen, die festlich angekleidet sind, in Begleitung von Musik, in den Straßen

herumgeführt werden. Das Fleisch wird sodann um ein Geringes mehr verkauft, als den gewöhnlichen Preis. — Wir haben hier vielleicht einen ursprünglich celtischen Gebrauch. „In Gallien, wo der Jahrgott Belen in der Gestalt eines Stiers verehrt wurde, mochte der boeuf gras das Carnevalsopfer gewesen sein.“ Nork, Festkal. S. 813.

XII. St. Georg, 23. April, (Jörjetag). Im Hauskalender unserer Bauern ein bezeichnender Tag, von welchem an es verboten ist über die Felder und Wiesen zu gehen.

Ein Wolxheimer Rebenspruch lautet:

Am Jörjeta d'Rewe blutt und blind,
Soll sich freue Wib unn Kind.

Hier in Kurzem die Legende des Heiligen: [1]) „In Libyen hauste in einem Sumpfe ein wüthender Drache, welcher die ganze Flur mit seinem Hauche vergiftete. Um ihn von der hier liegenden Stadt abzuhalten und seine Gier zu stillen, gaben ihm die Bewohner täglich zwei Schafe. Da diese bald sich verringerten, so legte man dem Drachen neben einem Schafe ein Kind vor, und das Loos mußte entscheiden, wessen Kind dem Drachen vorgelegt werden sollte. Solches Loos traf auch des Königs einzige Tochter. Da wurde großes Leid. Der König bat das Volk um Schonung, bot ihm Gold und Silber, um die Tochter zu retten. Da ergrimmte das Volk und sprach: Du selbst gabst das Gesetz des Looses, alle unsere Kinder sind dahin, und du willst deine Tochter verschonen. Da mußte der König nachgeben, und nur acht

[1]) Nach Jacobus de Voragine, Bischof zu Genua, im 13ten Jahrhundert, welcher in seiner Legenda aurea zuerst Georg als Drachentödter auftreten läßt. S. Nork, Festkal. S. 288. — Die Legende nennt Georg einen kappadocischen Prinzen; Nork läßt ihn in Cilicien in dem Laden eines Walkmüllers geboren werden. S. 282 —

Tage Aufschub wurde ihm gestattet. Und als die Frist um war, forderte das Volk des Königs Tochter. Da schmückte sie der König mit schönen Kleidern, und sie wurde auf die Haide geführt. Bald kam Georg, der Ritter, heran, fragte die Jungfrau warum sie weine, und als sie ihm Alles erzählte, bat sie ihn, sie zu verlassen, damit nicht auch er ein Raub des Ungeheuers würde. Er aber erbot sich zu ihrem Beistand. Plötzlich zeigte sich der Drache. Georg, sein Roß besteigend, drang heftig auf den Drachen ein, durchbohrte ihn mit seinem Speere, und stürzte ihn zu Boden. Nimm, sprach er zur Jungfrau, deinen Gürtel, und binde den Drachen. Sie that was er sagte. Dann führte sie den Drachen zur Stadt. Erschrocken flohen die Bewohner; aber Georg versprach den Drachen zu tödten, wenn sie an Christum glauben wollten. Es geschah. Zu derselben Stunde wurden an 20,000 getauft. Georg tödtete den Drachen, der auf der Haide verscharrt wurde. Darauf ließ der König zu Ehren der Maria und des hl. Georg eine Kirche bauen, auf deren Altar eine Heilquelle entsprang. Der König bot Georg Schätze, die dieser aber unter die Armen vertheilte und aus der Gegend schied; den König aber ermahnte er, Gott stets treu zu dienen, die Priester zu ehren und den Armen beizustehen."

XIII. Der erste Mai. Der im Elsaß meist kühle Monat Maj wird jedoch, als den nahenden Sommer verheißend, vom Volke mit Freuden begrüßt. Die Kinder ziehen in bunten Schaaren in die nahen Wälder, brechen grüne Zweige ab, schmücken sich mit Blumen, schneiden sich von den Weidenbäumen Pfeifen, Häben, Brummeln und kehren mit Klang und Sang zurück.

In Thann wird das Maienröschen herumgeführt, ein weißgekleidetes Mädchen, das einen mit Blumenkränzen und

Bändern geschmückten Maien (Maibaum) trägt; sie sammeln Gaben und singen von Haus zu Haus:

Maieröſele, kehr di dreimol erum,
Loß di bschaïe 'rum un = n = um!

Maieröſele, kumm merr wänn in griäne Wald hinein,
Merr wolle = n = alli lustigh sein!
So fahre mir vo Maie in die Rose.

Wänn iehr uns kä Eier wänn gäh, [1])
So mueß dr Marder d'Hiähner näh.
So fahre mir u. s. w.

Wänn iehr uns kä Geld wänn gäh,
So mueß der Schelm der Säckel näh. [2])
So fahre mir u. s. w.

Wänn iehr uns kä Wi wänn gäh,
So mueß der Stock kä Triewel gäh.
So fahre mir u. s. w.

Wänn iehr uns kä Ehl [3]) wänn gäh,
So mueß der Baïm kä Nusse gäh.
So fahre mir u. s. w.

Wänn iehr uns kä Brod wänn gäh,
So mueß der Acker kä Frucht meh gäh.
So fahre mir u. s. w.

Maieröſele, kehr di dreimol erum,
Loß di bschaïe 'rum un = n = um.

---

[1]) wollt geben. [2]) nehmen. [3]) Oel.

d'Männer traghe hoche Hiät,
Se traghe se iehre Wiwre z'liäb.
So fahre mir u. s. w.

d'Knabe traghe Siedehiät,
Se traghe se iehre Jungfre z'liäb.
So fahre mir u. s. w.

's Männele kah [1]) wohl Schiettele [2]) spalte,
's Frajele kah wohl Kiächele bache.
So fahre mir u. s. w.

's isch e gähler [3]) Fade um das Huß,
Der Herr — spaziert dreimal dri un druß.
So fahre mir u. s. w.

Mir hawe gemacht
Dä [4]) Kranz in einer Nacht.
So fahre mir u. s. w.

Maierösele, kehr di dreimol erum,
Loß di bschaïe 'rum un = n = um.
So fahre mir vo Maie in die Rose!

Früher pflanzten in vielen Dorfschaften des Elsasses die jungen Bursche ihren Geliebten, in der Nacht vor dem ersten Mai, schlanke Tannenbäume, deren Krone mit Blumen und Bändern geschmückt waren, vor die Fenster. Auch beliebten Ortsvorstehern wurde diese Ehre erwiesen. In vielen Orten war es gebräuchlich, daß die Knaben und Mädchen jeden Tag des Maimonats, um den mitten im Dorfe stehenden

[1]) kann. — [2]) Scheit, Holzspälter. — [3]) gelber. — [4]) diesen.

Maibaum herumtanzten und dabei ein Lied sangen, das mit den Worten begann:

Tanne Mai, Tanne grüner Mai.

Dieser Gebrauch hat sich von unsern heidnischen Vorfahren auf uns vererbt und ist wohl das Ueberbleibsel eines großartigen Frühlingsfestes.

Bekannt ist die davon herrührende sprichwörtliche Redensart: „Einem einen Maien stecken.“

Das Maiwasser wird vom Volke noch jetzt als sehr kräftig und heilsam angesehen. Mairegen [1]) befördert alles Wachsthum, weßwegen die Kinder sich von demselben begießen lassen und dazu singen:

Maieraie mach mi groß
I bin e kleiner Stumbe,
G'hör unter d'Lumbe.
Bliew i als e Stumbe stehn,
Will i liewer ins Himmele gehn.

Von einer Unter-Elsässerin hörte ich einmal den Ausspruch: „Wenn man den ersten Mai einer Kuh ein Stück geräuchertes Wolfsfleisch gibt, so wird sie nicht vom Wolf gefressen.“

Daß Hochzeiten, im Mai geschlossen, unglücklich ausfallen, ist alt-römischer Aberglaube, der mit den Mysterien der Bona Dea zusammenhängt, welche in der ersten Mainacht

---

[1]) Ein Bauernspruch sagt:

Märzestaub, Aprillelaub, Maielache,
Diß sinn drei gueti Sache.

Ein andrer: Mai kühl un Juni naß,
Fülle d'Spicher an un d'Faß.

„Wer in der Mainacht, während die Glocke zwölf Uhr schlägt, Wasser schöpft und darin des folgenden Tages badet, der befreit sich dadurch von allen körperlichen Leiden. (Kleggau und Höhgau, im Badischen).

von den römischen Matronen gefeiert wurden, unter Leitung der Vestalinnen, die das heilige Feuer hüteten. Kein Mann durfte zugegen sein. Ovid sagt in seinem Festkalender, V. 487—490:

„Beiderlei Zeiten verschmähn Brautfackeln der Wittwen und Jungfrauen.
Niemals lebte, die dann bräutlich sich schmückte, noch lang.
Drum sagt — hörest du gern sprichwörtliche Reden — der Pöbel:
Schlechtere Mädchen nur sind's, die sich vermählen im Mai." (Uebers. von Metzger).

So lautet auch ein altdeutsches Sprichwort:

Das alte Sprichwort das ist war:
Was freit im Mai, hat kein gut Har.

XIV. Das Pfingstfest [1]) wird im Elsaß, wie auch sonst in vielen Ländern Europa's, vom Volke als ein Sommerfest gefeiert. In vielen althanauischen Dorfschaften (Uhrweiler, Engweiler, Mietesheim) versammeln sich die Bursche mit langen, tüchtigen Peitschen („Geisteln") versehen und ziehen am Pfingstmontag Morgen, sobald es tagt, durchs Dorf und klatschen („knallen") Pfingsten an. Sie machen vor den Thüren der Mädchen Halt und bringen ihnen Klatschständchen, wobei jeder den Namen seiner Geliebten mit lautem Jauchzen ausruft. Dieser Gebrauch ist uralt und soll sich auf altherkömmliche Waidrechte („Pfingst-

---

[1]) Von πεντεκοστή, der fünfzigste Tag nach Ostern; schwerlich von Pin, Peninus, dem germanischen Donar, Donnergotte, wie Grimm will oder von pinus, die Tanne, Pfingsttanne, wie Nork vermuthet.

rechte“) beziehen. In Mietesheim hängt eine andere Sitte mit dem sogenannten Kreisspiele („Kreises“), zusammen, welches von Frühlingsanfang an, jeden Sonntag von der Jugend vor dem Dorfe, am Saum des nahen Waldes gespielt wird. Eine Beschreibung dieses lieblichen Spieles und der damit verbundenen Pfingstgebräuche, gibt August Jäger, in der Zeitschrift Erwinia, 1838, S. 43: „Im ersten Frühling, wenn in den Matten und an den Rainen das Veilchen und die Himmelschlüssel aufblühen, machen die Mädchen schon Sträuße, und wenn sie in ihrem wohlgepflegten Garten, noch keinen Morgenstern und keine Hiazinthe finden, so gehen sie ins Feld und suchen das weiße Schneeglöcklein und die duftende, heimlich blaue Veillode und stecken auch einen frischen Rosmarin dazu. Diese Sträuße hegen sie sorgfältig bis zum Sonntagabend. Ist die Nachmittagskirche vorüber, das häusliche Geschäft vollbracht und der Abendimbiß genossen, dann kommen die Mädchen, je von gleichem Alter, von neun bis fünfzehn Jahren zusammen. Wie sie geheimnißvoll thun! Sie flüstern und lachen so heimlich miteinander! Gewöhnlich sind sie bei einer Gespielin im Blumengarten, hinter der Scheune versammelt, und sie schleichen sich dann zur Hinterthür des Gartens, die auf das Feld führt, hinaus. Was soll dieses Geheimnißvolle und Scheue? Was haben die unschuldigen Mädchen im Sinn? Aber sie wollen nicht belauscht und geneckt werden, wenn sie wieder nach Hause kommen. Draußen in einem dichtumhagten Obstgarten oder einer umzäunten Matte, warten die Knaben schon lange. Ihr Spiel haben sie vor Ungeduld bereits aufgegeben. Da kömmt plötzlich Einer und sagt an, die Mädchen seien drüben im andern Garten, und wollten schlechterdings nicht herüber. Die ungeduldige Menge setzt nun über den Zaun, den scheuen Ge-

spielinnen entgegen. Diese, wie sie sie erblicken, stieben wie flüchtige Rehe auseinander, aber sie werden von den eifrigern Knaben eingeholt, und nach langem Zögern in den zum Spiel bestimmten Garten geführt. Diese Art von Zusammenkunft ist fast immer dieselbe. Immer müssen die „Maide" herbeigeholt werden. Nun wird der Kreis gebildet; ein Knabe und wieder ein Mädchen, abwechselnd. Die Gesichter sind alle in den Kreis gekehrt. Jetzt tritt ein Knabe aus dem Reihen, umgeht ihn von außen, zuerst langsam, wie wenn er sich auf etwas besinnen wollte; plötzlich läuft er rasch herum und schlägt flüchtig einem Mädchen auf den Rücken, dasselbe verläßt den Kreis und wird von dem Knaben am Arme beiseite geführt, es zieht verschämt einen Strauß unter dem Fürtuche hervor und überreicht ihn dem Knaben. Triumphirend kehrt er mit demselben zurück und stellt sich wieder in den Reihen; ein Anderer nimmt seine Stelle außer dem Kreise dein, und so geht es fort, bis jedes Mädchen seinen Strauß abgegeben hat. Der Kreis löst sich sodann auf und es wird wohl noch ein anderes Spiel gespielt. Gewöhnlich aber ist es Abendglockezeit, und nach der Abendglocke müssen die Jungen daheim sein. In der größten Eile geht es nach Hause. Die Mädchen nehmen wieder ihren besondern Weg, und so hat das Spiel ein Ende. Man legt sich früh zur Ruhe und das freundliche Bild des Tages umgaukelt die fröhlichen Herzen noch im Traume. — Jeder Sonntagabend ist diesem Spiele geweiht; jeder bringt seine neuen Sträuße, und mit der vorrückenden Jahreszeit, seine neuen Blumen. Ist die Ostern da mit ihren Eierfreuden, so gibt das Mädchen, anstatt des Straußes, zwei mit sinnigen Sprüchlein beschriebene Eier. [1])

[1]) S. oben S. 133.

Malen los und bringen sie ihren Mädchen. Oft müssen sie ihnen aber dieselben beinahe aufdringen. Jetzt wird geschmaust. Die Mädchen haben sich auch Eier und Butter zusammengetragen, und freuen sich mit einander ihrer Bänder. Ist das Essen vorbei, und hat der Wein gewirkt, so geht es zum Tanz. Den Jungen ist der Tanzplatz nicht verwehrt, und, wie die ältern Bursche, [1]) kaufen auch sie den Mädchen ein mit Tulpen und Vergißmeinnicht bemaltes Lebkuchenherz, das die Verschämten zum Brustlatze stecken, und so zum Tanze geführt werden."

Pfingstfeuer kennt man im Elsaß nicht; allein das an diesem Feste geweihte Wasser, in Kingersheim und in der Umgegend Pfingstthau genannt, gilt als heilsam.

Von Straßburg aus, dessen ehrenwerthe Bürger große Freunde ihres heimatlichen Wasgaugebirges sind, werden am Pfingstmontage, seit undenklichen Zeiten, Ausflüge nach dem Odilienberg gemacht. Diesem Umstande verdankt auch Arnolds vaterländisches Lustspiel „der Pfingstmontag", seinen Titel.

XV. Das Fest Johannis des Täufers (elsäss. Kanzbi), 24. Juni. So wie die Fastnachtfeuer die steigende, zunehmende Sonne, den nahenden Frühling andeuten sollen, so verkündigen die noch jetzt, viel allgemeiner verbreiteten Jo-

---

[1]) Bursche werden die Knaben, so wie sie konfirmirt sind und sich ihren Einstand durch einige Maaß Wein von den ältern Knaben erkauft haben. Ihre Rechte bestehen in dem Platze in der Kirche, den sie nun, von den jüngern getrennt, einnehmen dürfen, und in der Erlaubniß die kleinern Knaben, die sich nach der Abendglocke noch auf der Gasse blicken lassen, nach Hause zu treiben.

hannisfeuer, [1]) die Zeit, wo die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht hat, und wieder zu sinken, abzunehmen beginnt. Dabei werden ebenfalls brennende Scheiben geschlagen, Sterne geworfen und die fröhliche Jugend springt über die erlöschenden Flammen. Die Brände und Asche wurden früher sorgsam aufgehoben und, als Wachsthum befördernd, auf die Felder gestreut.

Früher umband man auch hie und da im Elsaß, ein Rad mit Stroh und dürren Zweigen, zündete es an und ließ es einen Hügel hinab treiben; ursprünglich gewiß ein Sinnbild der sich nun abwärts neigenden Sonne. Christliche Bedeutung gab man ihm, indem man sagte, daß, so wie die Sonne, wenn sie ihren Höhepunkt am Himmel erreicht hat, nicht mehr weiter empor steigen kann, sondern wieder sinken muß; so konnte auch Johannes nicht mehr werden als der Vorläufer des Messias; „dieser mußte," nach Johannis eigenen Worten, „wachsen, er selbst aber abnehmen."

Der Johannistag heißt an manchen Orten Sunnewende, Sunwent oder, wie auch bei den ältern elsässischen Schriftstellern, (Königshoven, [2]) in den Dinghofrodeln [3]) und andern Urkunden), Sungechttag, Suniechten, Sungicht. Letztere Benennung ist wohl die richtigere und von Sunn, Sonne und Gicht, ursprünglich eine kreisende Bewegung, abzuleiten.

---

[1]) Weitläufig besprochen von J. Grimm, deutsche Myth. 2te Ausg. S. 583 u. ff.

[2]) Schiller-Königshoven, Chronik S. 458.

[3]) Das Rixheimer Dinghofbuch, Urbarium, (erneuert 1546) gebraucht den Ausdruck „zu Suniechten sitzen", für am Johannistage zu Gericht sitzen, die Johanniszinse einnehmen. — Auch das Nibelungenlied hat sunnewende, für Johannistag.

Am Johannistage werden in vielen Orten (z. B. Rothbach) die Brunnen gereinigt. Die dazu bestellten und berechtigten Männer ziehen sodann, nach vollbrachter Arbeit, in Festtagstracht, von Haus zu Haus, um sich bewirthen zu lassen und Gaben einzusammeln. [1]) Daß dies gerade an diesem Tage, an der Sungicht, geschehen muß, hängt wahrscheinlich mit einer uralten heidnischen Sitte zusammen. Das an demselben fließende Wasser galt als zauberkräftig und so hätten wir zu dem Neujahrs-, Oster- und Pfingstwasser, auch das Johanniswasser, den Johannisthau. Daß die Christen sich an diesem Tage an Quellen wuschen, in Flüssen badeten, sich nochmals „im Meere tauften", rügt schon Augustin, als heidnischen Aberglauben. [2])

---

[1]) Dasselbe geschieht auch in Kreuznach und in andern Rheinorten. „Am Johannistag werden die Brunnen gereinigt, und neue Brunnenmeister erwählt, wobei sich die Nachbarn zu einem kleinen Feste versammeln. An diesem Tage ziehen die Kinder in der Nachbarschaft herum, Eier zu sammeln, die sie in einen mit Feldblumen geschmückten Korb auf Blätter legen, und sie Abends zum Feste backen lassen. Beim Eiersammeln singen sie folgendes Lied:

Gärtlein, Gärtlein, Brunneneier,
Heut han wir Johannistag,
Grün sind die Lilien,
Rufen wir Frau Wirthin an.
Draus auf dem Leyen (Schiefer)
Steht ein Korb voll Eier
Sind sie zerbrochen,
Gebt mir eure Tochter,
Sind sie zu klein,
Gebt mir zwei für ein.
Stri, stra, stroh,
Heut übers Jahr sind wir all miteinander wieder do.

Nork, Festkalender, S. 421.

[2]) S. die Stelle des Textes bei Grimm, d. Myth. S. 556.

Die Johannisnacht wird, so wie die Weihnacht, als besonders zauberthätig gehalten: der Thau in derselben ist kräftiger als in jeder andern Nacht; Schätze können gehoben werden; Geister gebannt; das Farrenkraut blüht in der Mitternachtstunde plötzlich auf und trägt Same, der zu allerlei Zaubermitteln gebraucht wird; [1]) der künftige Freier zeigt sich den heirathslüstigen Mädchen im Traume.

---

[1]) M. Joh. Quirsfeld erzählt ebenso in seinem Historischen Rosengebüsch, Pyrna, 1684, S. 149, nach Boissardus, „daß man am S. Johannis Abend den 24. Juni in der Nacht Farrenkraut-Saamen gesammlet, darzu man sich durch ein neuntägig Fasten hat erst bereiten müssen. Dabey dann der Teufel die blinden abergläubischen Leute weidlich geschrecket, denn er hat in derselben Nacht über sie ein großes Donnerwetter, mit grausamen Sturmwinden hören lassen, und ist ihnen in einer sehr abscheulichen Gestalt erschienen, darwieder sie sich dann mit allerhand Beschwerungen, Circkeln, und anderen Characteren auf die Erde gezeichnet, haben bewahren müssen, daß er ihnen nicht schaden können. Unter wehrenden Schrecken mußten sie dann ein neu Hänffen Schnupftuch unter das Farrenkraut breiten, von welchem sie glaubten, daß es in einer Stunde Blüthe und auch Saamen trüge. Und diesen Saamen sammelten sie dann mit gewissen Worten und Zaubergebeten auf, wickelten ihn hernach in braune Seiden, oder in Jungfrauen-Pergament, und huben ihn zu ihrem Wahrsagen durch nächtliche Träume auf. Ja sie geben von dem Saamen vor: wenn man von solchem etwas in einen Beutel thäte, und darzu silberne oder güldene Müntze hinein legte, so würde dieselbe darinnen über Nacht vermehrt, daß man des Morgens noch einmal so viel Müntze darinnen antreffe." — Vergl. auch F. Nork, Festkalender, S. 123 u. ff. und E. Sommer, Sagen u. s. w. aus Thüringen und Sachsen, I, S. 156. Letzterer sagt: „Vom Johannisthau glaubt man, daß er Kräuter und Blumen heilkräftig mache und gebraucht die Johanniskronen während des Jahrs bei Krankheiten zu Thee. In einzelnen Gegenden umbindet man in der Johannisnacht die Bäume mit Stroh, und meint daß dann das Obst, welches sie tragen, nicht unreif abfallen könne."

Allgemein verbreitet, unter dem Volke, ist der Glaube, daß am Johannistage ein Unglück geschehn müsse. In Straßburg hörte ich in frühern Jahren einen Schiffer sagen, daß es an diesem Tage nicht gut sei auf der Ill zu fahren, noch sich darin zu baden; da der Johannes ein Opfer haben müsse. Daumer erklärt diesen Aberglauben als eine Erinnerung des Volkes an die an jenem Tage gebrachten Menschenopfer, die er, auf seine bekannte Weise, dem Christenthume aufbürdet. Er sagt: „Alle die sonst ans Pascha geknüpften altmolochischen Opfergebräuche sehen wir am Johannistage im Schwange gehen. Wohl also in christlicher Zeit, nachdem bereits diese grauenhafte Umwandlung geschehen, und nicht in heidnischer, entstand der Aberglaube, daß das mit der Wurzel ausgegrabene Johanniskraut am Johannistage Blutstropfen habe. Auch ist wohl erst im Christenthum und durch seine am Johannistage gebrachten Menschenopfer dieser Tag nebst der Johannisnacht zu einem Zeitpunkte geworden, an dem man gewisse Unglücksfälle fürchtet, und in den ganz vorzüglich allerlei spukhafte Vorgänge und Erscheinungen fallen, die, in specifisch christlichen Denkweisen (!) und Gebräuchen nur allzu gut begründet sind. Dahin gehört es, wenn Schiffer den Johannistag als den Tag betrachten, an dem sie der Gefahr, zu verunglücken am meisten ausgesetzt sind u. s. w." (II. 66.) [1])

Der vorurtheilsfreie, vom wahren Geiste des Christenthums durchdrungene Leser überhebt mich gewiß gerne der Mühe, diese Anklage zurückzuweisen. Die von Jakob Grimm in

---

[1]) Auch von den am Sonntage Judica angestellten „Menschenopfergelagen" (sic), weiß Daumer viel zu erzählen, S. 80.

seiner deutschen Mythologie [1]) sorgsam gesammelten Stellen aus älteren Schriften, so wie die Vergleichung der Johannisgebräuche bei den verschiedenen Völkern, namentlich bei den Deutschen, lassen es außer Zweifel, daß man den Ursprung der meisten derselben, in heidnischen Mythen, welche sich auf dieses Sommerfest beziehen, zu suchen habe. Ich will nur einen Punkt aus Daumers Anklage besprechen, nämlich denjenigen: „daß das mit der Wurzel ausgegrabene Johanniskraut am Johannistage Blutstropfen habe, [2]) sei ein christlicher, an Menschenopfer erinnernder Aberglaube. Da er dies durchaus haben will, so läßt er die nachfolgende Bemerkung Adelbert Kuhn's, dessen Märkischen Sagen und Märchen, S. 387, er die Stelle entlehnt, wohlweislich weg. Diese Bemerkung aber lautet also: „Bestreicht man damit (nämlich mit diesen Blutstropfen) einen Flintenlauf, so trifft man mit jedem Schuß." Das märkische Volk hatte hier gewiß an kein christliches Molochs-Opfer gedacht — wo wäre der Anhaltpunkt dazu? — sondern an einen altheidnischen Zauberaberglauben, wie deren die Note 1 Seite 151 mehrere aufweist. Christliche Bedeutung mag ihm das Volk später gegeben haben, dies aber gerade so, wie es z. B. in vielen auf die Kreuzigung Christi bezüglichen Legenden der Fall ist, (Entstehung der Zitterpappel, der Namen Rothbrüstchen, Kreuzschnabel u. s. w.), wo es auch die Natur und die vernunftlosen Naturwesen, an dem Tode des Gerechten mitleiden läßt. — Ich frage schließlich

[1]) Zweite Ausgabe, S. 583 u. ff.

[2]) Diese vermeintlichen Blutstropfen sind übrigens nichts anders, als rothe Schildläuse, welche sich kurz vor und nach Johannis an den Wurzeln des Farrenkrauts aufhalten und welche, wenn man sie zwischen den Fingern zerdrückt, einen rothen Saft geben.

noch, welcher von den aufgezählten Johannisgebräuchen läßt molochische Menschenopfer vermuthen? Die Feuer? die Scheiben- oder Sternwürfe? das Rad? der Glaube an den Johannisthau, das Johanniswasser? Wir sehen hier überall nur Symbole, welche auf ein heiteres, reinmenschliches Naturfest, das von unsern heidnischen Voreltern sich auf uns vererbt hat, und dem man dann, nach der allbekannten Weise des Mittelalters, eine christliche Individualität zum Patrone gegeben hat.

Bedenklicher scheint auf jeden Fall der Aberglaube, daß am Johannistag ein Menschenopfer fallen solle, sei es durch einen Blitzstrahl, durch Ertrinken oder durch einen sonstigen Unfall. Aber auch hier ist es nur Zwang und Willkür, ein von der christlichen Kirche eigens angeordnetes Molochs-Opfer anzunehmen. Was einzelne Sekten gethan haben mögen, kann weder der Kirche, noch besonders dem Geiste des Christenthums selbst aufgebürdet werden, welches keines Opfers mehr bedarf. Findet hier eine Erinnerung an Menschenopfer statt, so stammt sie aus heidnischer Vorzeit und das Opfer wurde, fälschlich, als Sühnungsopfer für den Tod des Täufers übergetragen.

Wenige Feste des Jahres gaben zu so vielen volksthümlichen Gebräuchen Anlaß, als das Fest Johannis des Täufers. Der Leser wird daher gewiß dankbar annehmen, was unser Ludwig Schneegans darüber in dem nachfolgenden Aufsatze, noch weiter zusammenstellt.

XVI. St. Lorenzen-Tag, 10. August. Im Elsaß wird hin und wieder behauptet, daß, wenn man an diesem Tage in der Erde gräbt, so findet man allenthalben Kohlen.

St. Lorenz, Laurentius, Archidiakonus des Pabstes

Sixtus, wurde von Decius zum Tode verurtheilt, weil er ihm die Kirchenschätze nicht zeigen wollte, die er bereits an arme Christen vertheilt hatte. Der Tyrann ließ ihn, in seiner Gegenwart, auf einem Roste braten, unter welchem ein Kohlenfeuer brannte. Bekanntlich hat der spanische König Philipp II, dem von ihm erbauten Pallaste Escurial die Gestalt eines Rostes gegeben, weil er an dem Tage des heil. Laurentius die Schlacht von St. Quentin (10. August 1556) gewonnen hatte.

XVII. Allerseelen, 2. November. Die katholische Kirche hat diesen Tag den Seelen der Verstorbenen geweiht, welche noch nicht im Stande der himmlischen Glückseligkeit, sondern sich noch in dem Durchgangsorte, dem Fegfeuer, befinden. Die Gläubigen begeben sich an diesem Feste, in Trauerkleidern, auf die Gräber ihrer Verwandten und Freunde, bekränzen dieselben, stecken Kerzen an, und beten für ihre Seelen.

In Kingersheim, eine starke Stunde nördlich von Mülhausen, läutet man am Vorabende eine Stunde lang, in drei Abtheilungen, und das ist eben die Stunde, in welcher die Seelen aus dem Fegfeuer hervorgehen. Hierauf kommen die Knaben, die geläutet hatten, in die Häuser und fordern Geld mit den Worten: „Gebt uns nun auch Geld, wir haben für die armen Seelen geläutet."

In vielen Ortschaften des Elsasses wird am Allerseelen-Tage Brod in Menge gebacken für die Armen, auch denselben Geld ausgetheilt. Man glaubt dies komme ebenfalls den armen Seelen im Fegfeuer zu gut.

Das Fest kam im Jahr 998 durch das Ansehen Odilo's, Abts von Clugny, in die lateinische Kirche und wurde später von Johann XVII bestätigt.

J. Grimm gibt darüber folgende Anknüpfungspunkte: „Zwischen dem christlichen Allerseelentage, an dem das Volk Kirchhöfe besucht und Gräber bekränzt, und den römischen drei Festtagen, an welchen sich die Unterwelt öffnete (mundus patet) und die manes emporstiegen, erscheint Zusammenhang. Am zweiten November setzen die Ehsten Nachts den Verstorbenen Speisen auf, und freuen sich, wenn Morgens etwas davon verzehrt ist. Im Fellinschen werden die abgeschiedenen Seelen in der Badstube empfangen, und eine nach der andern gebadet.“ Deutsche Myth. S. 865.

„In Neapel ist das alte Campo santo geöffnet, und in der Kapelle wird Gottesdienst gehalten. Viele finden sich dann aus Neugier ein, viele aber auch, um für ihre hier bestatteten Verwandten zu beten. Sodann gehen sie auf's Land, und zechen und schmausen dort, „zur Erleichterung der Seelen im Fegefeuer.“ (?) In den Straßen, die nach dem Todtenacker führen, hält man an diesem Tage Zweige mit eßbaren Beeren feil, die legno santo, heiliges Holz, genannt werden. Die Conditors verkaufen kleine Todtenköpfe und Gerippe aus Zucker für Kinder. Bisweilen backen sie sogar Todtenköpfe in natürlicher Größe. Ueberall sieht man Knaben mit Taschen, auf welche Todtenköpfe gemalt sind. Bekannte stecken ihnen Geld zum Naschen hinein. Arme Jungen betteln mit solchen Täschchen, indem sie i morti! i morti! rufen. In Palermo wird an diesem Tage die bekannte Kapuziner-Todtenhalle mit Wachskerzen beleuchtet und vom Volke besucht. In Rom werden Mandelteige in der Form von Bohnen [1]) und von Todtenknochen verzehrt. Selbst an

---

[1]) Ueber die Bedeutung der Bohnen als Todtenspeise, siehe den Dreikönigstag, S. 109.

den Gräbern werden Kronleuchter angezündet, die der Römer deswegen begafft, weil sie aus Menschenknochen gebildet sind. Zu Bonneval, in Frankreich, bäckt man Todtenbrode, eine halbe Hand groß, die am Allerseelenfeste in jedem Hause das Frühstück bilden." F. Nork, Festkalender, S. 669, woselbst die Belegstellen angegeben sind.

XVIII. St. Martinstag, 11. November. S. darüber den vorhergehenden Aufsatz von L. Schneegans, S. 65 u. ff.

XIX. St. Katharinentag, 25. November. Im Elsaß gilt St. Katharina als Patronin der Müller, anderswo ist St. Arnold der Müller Patron (F. Nork, Festkal. XIV).

An ihrem Festtage wurden ehemals die Mühlen gestellt, weil St. Katharina auf einem Mühlrade soll gerädert worden sein. Ich habe nichts darüber auffinden können. Jedoch ist derselbe Glaube und derselbe Gebrauch auch im Badischen im Schwange. [1]) Jetzt noch, wenn eine Mühle still steht, frägt man die Müllersleute: „Haltet ihr Kathrinentag?"

XX. St. Andreastag, 30. November. In der Andreasnacht schauen die heirathslustigen Mädchen in die Brunnentröge und Quellen, um daselbst das Bild ihres zukünftigen Mannes zu entdecken.

In Mülhausen „wundert" man auch auf folgende Weise: Man geht vor zwölf Uhr Nachts an den Brunnen und holt „unbeschrieen" Wasser; davon gießt man in ein Glas, schreibt auf drei Papierchen, die man sodann fest zusammenrollt,

---

[1]) „Am Katharinentag stellt der Müller alle Räder, sonst kommt jemand in der Mühle um." S. H. Schreiber, Taschenb. für Gesch. 1839, S. 327.

je den Namen eines Mannes und läßt es über Nacht stehen. Dasjenige Papierchen, welches des andern Morgens offen ist oder doch am meisten gelöst, zeigt den Zukünftigen an.

An andern Orten holen die Mädchen bei einer Wittwe, unbeschrieen und ohne ihr dafür zu danken, einen Apfel, essen die eine Hälfte davon vor, die andere nach Mitternacht, sie sehen dann im Traume den Gatten, der ihnen werden soll. Andere essen auch einen Häring; derjenige nun, welcher den Durst der Träumenden löscht, ist der Zukünftige. Man nennt dies Andresle. (Illzach).

Am Andreastage (auch an Weihnachten oder Ostern, während es zur Kirche läutet), holen die Mädchen bei einer Wittwe, unbeschrieen, um den Gottes willen, Mehl, Butter und viel Salz, machen daraus einen Kuchen, den sie Nachts zwischen 11 und 12 Uhr essen. Beim Einsteigen in's Bett sagen sie:

Bettstollen, dich betritt ich,
Andres, ich bitt dich,
Laß mich meinen Herzallerliebsten sehen,
Sei er jung oder alt,
In schöner Gestalt.

Derjenige, welcher der Schlafenden im Traume Wasser bringt, ist der künftige Gatte.

In der Umgegend von Barr kehren die heirathslustigen Mädchen, zwischen 11 und 12 Uhr, in der Andreasnacht, das Zimmer, namentlich aber unter den Schränken, dabei müssen sie nackt sein; dann zeigt sich ein Schatten an der Wand, welcher irgend ein Attribut seines Standes in der Hand führt; soll das Mädchen nach und nach zwei oder

mehrere Männer bekommen, so erscheinen die Schatten derselben nach einander.

Anderswo (wenn ich recht berichtet bin, auch in Buchsweiler), entledigen sich die Mädchen ebenfalls ihrer Kleider und werfen das Hemd zur Thüre hinaus, [1]) sodann decken sie den Tisch und setzen Speise und Trank darauf. Soll das Mädchen einen Freier bekommen, so erscheint seine Gestalt, wirft ihr das Hemd zu und genießt von dem aufgestellten Essen. Manchmal wird Wasser und Wein in zwei verschiedene Becher gefüllt, greift die eintretende Gestalt zu dem ersteren, so ist der künftige Gatte arm; trinkt er aber vom Weine, so ist er reich. Man nennt diese geheimnißvolle Operation ebenfalls Wundern.

Hie und da im Elsasse ziehen die Mädchen auch, rückwärts gehend, einen Bengel aus dem Holzstoße; ist er gerade, so ist der künftige Mann es ebenfalls; ein krummer Bengel deutet auf einen krummen Mann. [2])

Außer den bereits angegebenen Arten das Liebes-Orakel in der Andreasnacht zu befragen, gibt es im Elsaß noch mehrere, wie das bekannte Blei- oder Zinngießen, das aus dem griechischen Alterthume stammen soll, [3]) das Befragen mancher Blumen, Pflanzen, die man unter das Kopfkissen legt u. s. w. Viele dieser Gebräuche kommen auch in der Weihnacht und am Sylvesterabende vor. [4])

---

[1]) Vergl. E. Sommer, Sagen u. s. w. aus Thüringen und Sachsen, I, S. 162.— L. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes, I, S. 213 und 214 (Das Hemdeabwerfen).—Nork, Festkalender, S. 704.

[2]) Auch im Badischen bekannt.

[3]) S. Grimm, deutsche Myth. S. 1072.

[4]) Vor alten Zeiten scheinen dieselben noch viel manchfaltiger ge=

Ueber den Ursprung derselben sagt Grimm: „Unverwandt römischen und griechischen Aberglaubens, so viel ich sehe, sind die mannigfaltigen Weisen, künftige Freier oder Liebhaber zu erforschen. Das Mädchen lauscht dem Gackern des Hahns, oder sie wirft den Blumenkranz,[1] oder sie zieht in bestimmter Nacht ein Scheit aus dem Holzhausen, einen Stecken aus dem Zaun und zwar rücklings hinzu gehend; oder bei dunkler Nacht greift sie in die Heerde, um einen Widder herauszuziehen. Das rückwärts Gehen und nackend Stehen ist dabei, wie in andern Fällen, gewöhnliches Erforderniß. Auch wirft sie das Hemd, nackend, zur Thür hinaus, oder greift rücklings aus der Thüre nach des Liebsten Haar oder deckt ihm den Tisch, an dem er

---

wesen zu sein. Quirsfeld, Histor. Rosengebüsch, S. 148, erzählt „daß einst eine Jungfrau eine alte Wahrsagerin um Rath gefragt, wie sie doch erfahren möchte, welchen sie unter ihren Freyern zur Ehe bekommen würde? die ihr gesagt sie solle bey jemanden einen Schilling betteln, und dafür Gerstenmehl kaufen, welches sie einmachen und kneten müste, und aus dem Teig eine Leiter formiren mit sieben Sprossen, welche sie mit gewissen Worten sollte beschwören und unter ihr Hauptküssen legen, daß sie darüber einschliesse. Als nun solches die Jungfrau gethan, träumete ihr im Schlaffe, als sehe sie denjenigen Freyer, den sie am meisten liebte, auf einer Leiter zu ihr heran steigen, als er aber auf die dritte Stuffen kam, fiel er herunter und brach den Hals. Darauf kam ein anderer, den sie gar nicht lieb hatte, der stieg alle sieben Stuffen hinan, und kam zu ihr ins Bette. Nicht lange hernach erfuhr sie, daß derjenige, den sie so hertzlich liebete, im Rennen war vom Pferde gestürtzt, und hatte den Hals gebrochen. Der andere hingegen den sie gar nicht lieb hatte, gab sich bei den Eltern an, sie zwungen die Tochter, daß sie ihn mußte heyrathen, darauf aber gar eine übele Ehe gefolget."

[1]) Ein Ueberbleibsel davon ist wohl das Rückwärtswerfen der Aepfel- oder Birnenschalen bei uns.

Nachts erscheinen und essen muß. Harrys beschreibt, in den Niedersächsischen Volkssagen, den sogenannten Nappelfang: Man setzt auf ein Gefäß mit reinem Wasser leichte Näpfchen von Silberblech, mit den Namen deren bezeichnet, welchen die Zukunft erforscht werden soll; nähert sich das Näpfchen eines Jünglings dem eines Mädchens, so wird daraus ein Paar. Anderwärts (auch im Elsaß) bedient man sich dazu einfacher Nußschalen."

Nork findet die Ursache, warum die Mädchen den Heiligen Andreas zu ihrem Patrone gewählt, in dessen Namen: ἀνὴρ, ἀνδρὸς, der Mann, daher Ἀνδρεῖας. [1])

In Gebweiler wird der Andreasmarkt gehalten, wobei Wecken, in Gestalt von Männchen, in ungeheurer Anzahl gebacken werden.

XXI. St. Barbaratag, 4. Dezember. Die hl. Barbara ist die Patronin der Artillerie, ihr Fest wird alljährlich nicht nur vom Militär, sondern auch von der Bürgerwehr in ganz Frankreich, so auch im Elsaß, durch Abfeuern von Kanonen, Banketiren, Bälle und dergl. gefeiert. Die Legende erzählt von ihr, in Kurzem, Folgendes: „Barbara wurde im 3ten Jahrhundert von heidnischen Eltern in Nicomedien geboren. Ihr Uebertritt zum Christenthum setzte den Vater in solchen Zorn, daß er selbst ihr Henker sein wollte, und mit eigener Hand die Tochter enthauptete, nachdem er sie eine Zeit lang in einem Thurme hatte schmachten lassen, wo sie die verschiedensten Martern erleiden mußte. Zur Strafe für solchen Frevel wurde er vom Blitz erschlagen.

[1]) Festkalender, S. 704 u. ff. wo noch andere Gebräuche und auch Reime aufgezeichnet sind.

Daher wird die hl. Barbara bei Gewittern angerufen, und wurde in Spanien, nach Einführung des Feuergewehrs, die Schutzpatronin der Artillerie. Ihr Bildniß sieht man oft über Zeughäusern und Pulverkammern angebracht." S. Nork, Festkalender, S. 715.

Am Barbaratage steckt man an vielen Orten des Unter-Elsasses Zweige von Obstbäumen in Gläser; man schneidet sie jeden Tag ein wenig ab und gibt ihnen frisches Wasser, dann blühen sie am Weihnachtstage.

XXII. St. Nikolaitag, 6. Dezember. St. Nikolaus ist der Kinderpatron; an seinem Tage wird an manchen Orten des Elsasses den Kindern bescheert; früher wurden sogar in manchen Schulen Wecken ausgetheilt. In Mülhausen wird an demselben ein großer Jahrmarkt gehalten, der von einem besondern Backwerke, auch der Schnecklemärt genannt wird.

Nikolaus wurde zu Patera, in Lycien, geboren, und später zu Myra, in demselben Lande, als Bischof gewählt. In den Kalendern findet man ihn schon im 9. Jahrhundert.

Daß er der Patron der Kinder geworden, soll, nach Flögel, folgenden Grund haben: „Es hatte ein Vater drei schöne Töchter, denen er aus Armuth kein Heirathsgut geben konnte, er beschloß also, sie einem jeden ums Geld zur Unzucht zu überlassen. Da solches Nikolaus erfuhr, warf er des Nachts dem Vater einen Beutel mit Geld in's Bette, wodurch sie der Vater ausstatten konnte. Zum Andenken dieses Bischofs erhalten die Kinder eine Bescherung, die man ihnen aufs Bette legt." [1])

[1]) Geschichte des Groteske-Komischen nach Drechsler de larvis natalitiis sancti Christi, p. 143.

Nork erzählt, in einzelnen Umständen abweichend: „Der Heilige habe einem Mann, den die Noth des Winters verleiten wollte, die Unschuld seiner drei Töchter zu verhandeln, Nachts einen Beutel Geld in die Kammer geworfen, wovon er sich zu ernähren und seine Kinder ehrlich auszustatten vermochte. Die Töchter sollen nun aus Dankbarkeit bei ihrer Verheirathung dreifach geflochtene Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt haben.“ [1])

Nach einer andern Legende jedoch sei der Grund, warum Nikolaus der Kinderpatron ist, folgender: Er habe einst Knaben, welche ein habsüchtiger Gastwirth in Stücke zerhauen, um sich ihrer Baarschaft zu bemächtigen, wieder in's Leben zurückgerufen. [2])

Nork findet in der Legende des hl. Nikolaus, welcher von den Zuckerbäckern in Deutschland zu Pferde dargestellt wird, eine Erinnerung an den germanischen Odin. Die Aepfel, Nüsse, Semmelwecken, in Thüringen Nikolauszöpfe genannt, seien die frühern Opfergaben gewesen; auch erkläre sich diese Behauptung, aus dem Umstand, daß die Kinder in der Nikolausnacht, dem Pferde des Heiligen, Hafer vor die Thüre stellen, welchen sie in ihren Schuhen [3]) herbeibringen und sodann in eine große Schüssel ausgießen. Der Hafer habe früher Odins Rosse gegolten.

XXIII. Weihnachten, 25. Dezember. Das Fest der Geburt des Erlösers wird, neben seiner höhern Bedeutung,

---

[1]) Festkalender, S. 716.

[2]) Festkalender, S. 720.

[3]) Boemus Aubanus berichtet, daß früher die den Kindern bestimmten Geschenke ebenfalls in Schuhe, calceos, gelegt wurden. S. Nork, Festkalender, S. 718.

auch als Kinderfest, im Elsaß, in Stadt und Land, gefeiert.

Auf dem Lande ziehen, schon acht bis vierzehn Tage vorher, weißgekleidete, erwachsene Knaben oder Mädchen, eine goldpapierne Krone auf dem Kopfe, einen dünnen Schleier vor dem Gesichte oder dasselbe mit Mehl beschmiert, eine Ruthe und Schelle in den Händen, von Haus zu Haus, klopfen an die Thüren und Fenster, und rufen: „Darf ein Christkind hinein? Wollt ihr das Christkind?" Werden sie eingelassen, so ermuntern sie die Kleinen, mit feiner verstellter Stimme, fromm und artig zu sein, zu beten u. s. w., damit ihnen das Christkind schön bescheere. [1])

Die Gaben werden gewöhnlich Abends vorher ausgestellt und bestehen aus dem mit Zuckerwerk, Aepfeln, vergoldeten und versilberten Nüssen, und mit Wachslichtlein erleuchteten Tannenbaume, über welchem meistens ein Engel, in flittergoldenem Gewande schwebt. Auch das Christkind erscheint wieder, oft im Gefolge des mit Ketten oder Schellen rasselnden Hanstrapps, der vermummt ist oder mit Kohlen geschwärzt und die bösen Kinder schlägt. Bei Vornehmern werden natürlich noch reichere Geschenke gegeben.

Wenn die Kinder vorwitzig sind und lauschen wollen, be-

---

[1]) Diese Sitte mag früher noch einen andern Grund gehabt haben welcher aus folgender, aus Naogergus gezogener Stelle Licht erhält: „Ehmals gieng auch in Deutschland die Gewohnheit im Schwange daß die drei nächsten Donnerstage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herum lieffen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Christi verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünschten, wofür sie ein Geschenk von Aepfeln, Nüssen und Kuchen erhielten, denn man glaubte an diesen drei Nächten schwärmten Teufel und Hexen herum, die man durch diesen Gebrauch vertreiben wollte." S. Flögel, S 187.

vor sie das Christkind durch **Klingeln** zum Eintritt aufgefordert hat, so wirft es ihnen Sand in die Augen. Auch haben sie Sorge, für das **Eselein**, auf welchem das Christkind angeritten kömmt, ein **Bündlein Heu** vor die Thüre zu legen.

In den französisch sprechenden Familien kömmt die Dame de Noël, eine Erscheinung, welche in keiner Beziehung zu dem christlichen Feste zu stehen scheint; da sie weder das Christkind, noch die Jungfrau Maria vorstellt. Sie ist weiß gekleidet, in langem Gewande, verschleiert und mit einer goldenen Krone oder einem Blumenkranze im Haare. Sie stammt aus dem heidnischen Alterthume, sie ist eine Fee, und heißt auch in der Freigrafschaft (Franche-Comté) fée oder tante Arie. [1])

Der Name des **Hanstrapp**, des schreckhaften Begleiters des Christkindes, soll von **Hans von Dratt**, einem grausamen Ritter herstammen, der im 15ten Jahrhundert, auf der Veste **Berwartstein**, gewöhnlich **Bärbelstein**, an der nördlichen Gränze des Elsasses, hauste und welcher der Schrecken des ganzen Landes war. [2])

---

[1]) C'est elle qui récompense les enfants obéissants et studieux; c'est elle qui fait tomber sur leur chemin les prunes des arbres voisins et leur distribue, à *Noël*, les noix sèches et les gâteaux, ce qui fait que tous les enfants connaissent la *fée Arie*, et parlent d'elle avec respect.» *X. Marmier*, Souvenirs de Voyages et traditions populaires, Paris. 1845. S. 78 und 79.

[2]) Diese historische Deutung rechtfertigt sich durch eine ähnliche: In **Schlesien**, nemlich, heißt Hanstrapp **Popelmann**, eine Benennung die von **Popielus** II, einem polnischen Regenten herstammen soll, der verübter Grausamkeiten willen, von den Mäusen gefressen worden ist. S. **Flögel**, Gesch. des Groteske-Komischen, S. 24. Flögel selbst ist anderer Meinung, und leitet **Popelmann**, so wie das weibliche **Popelhole** von **popeln**, **verpopeln**, ver-

In Deutschland vertritt **Knecht Ruprecht** seine Stelle, von welchem der gelehrte **Trithemius**, Abt von Hirsau, (gest. 1519) folgende Legende erzählt: [1]) „Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers **Magnus**, in Sachsen, ein Priester **Rupertus** in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, so hat ein gewisser Laie Otbertus, mit fünfzehn Männern und drei Weibern vor dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit seiner Bande gesungen, wodurch der Messe lesende Priester so gestört wurde, daß er aus aller Fassung kam. Er ließ also durch den Küster den Tanzenden Stillschweigen und Ruhe gebieten; da aber die immer forttanzten und sangen, wurde er also aufgebracht, daß er vor dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr so tanzen müßt! Diesem Wunsche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn sie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, sie aßen, tranken und schliefen nicht, kein Regen fiel auf sie, weder Kälte noch Wärme empfanden sie, und wurden auch nicht müde. Wenn sie jemand fragte, so gaben sie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde so ein, daß sie erstlich bis an die Kniee und hernach bis an die Hüften darin standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergriff, und sie mit Gewalt den Tanzenden entreissen wollte, riß er ihr den

---

mummen her. Er hätte für seine Ansicht die ähnliche Benennung **Butzemann** anführen können, von **Butz**, welches in älterer Sprache **Maske**, **Larve**, Gespenst heißt.

[1]) *Trithemius*, Chronic. Coenobii hirsaug, p. 47. Vergl. **Flögel**, S. 184 u. ff.

Arm vom Leibe, sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Bluts heraus, sondern sie setzte den Tanz mit den andern rastlos fort. Nachdem sie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbischof zu Cölln auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil sie so lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern.

Von diesem Priester Rupert soll also der Name des Knechts Ruprecht [1]) entstanden sein, der mit dem Christkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Christs zu vollziehen bemüht ist. Lycosthenes hat diesen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzschnitt abbilden lassen."

Die heilige Nacht, Weihenacht gilt für eine in jeder Hinsicht wichtige Zeit, in welcher sich nicht nur besondere Zeichen, zu Ehren des neugebornen Jesuskindes ereignen; sondern sich auch die altheidnischen Göttergestalten regen und die Natur orakelgebend sich kund thut; die Zukunft sich dem

---

[1]) In ältern Zeiten trat selbst Christus, mit St. Peter, St. Nikolaus und dem Engel Gabriel, vom Knecht Ruprecht begleitet, auf. Dieser sprach den Reim:

> Ich bin der alte böse Mann,
> Der alle Kinder fressen kann.
> Ich Ruprecht hab' auch etwas zu sagen,
> Wie mir der h. Geist hat aufgetragen,
> Er mit seinen Engeln drauſſen,
> Und ich will euch die Kolben lausen.

Hierauf steckte er die bösen Kinder in einen Sack oder that wenigstens dergleichen. S. Prätorius, Weihnachtsfrazzen, Leipzig 1663.

Fragenden eröffnet. Folgende abergläubische Meinungen knüpfen sich hier an und sind beinahe im ganzen Elsaß verbreitet:

In der Christnacht, auf den Schlag Mitternacht, lassen viele Brunnen aus ihren Röhren Wein fließen. [1]) Auch regt sich mit dem Glockenschlage zwölf der Wein im Fasse mit lautvernehmbarem Brausen. (Straßburg).

Anderer Brunnen Wasser wird heilkräftig in dieser Nacht und heißt Heilwag. [2]) Moscherosch zählt unter die abergläubischen Meinungen, die seiner Zeit schon im Elsaß und im Rheinthale überhaupt verbreitet waren, folgende: „Das fliessend brunnwasser, so man in der H. Weynacht so lang die Glock zwölffe schlägt, samlet, und Heilwag genant wird, ist gut wider das Nabelwehe.“ [3])

---

[1]) „Diese Annahme“, sagt Grimm, d. Myth., S. 551, „leitet sich auf die Vorstellung zurück, daß die erste Manifestation der Gottheit des Heilandes bei der Hochzeit zu Cana, wo er Wasser in Wein verwandelte, geschehen sei.“

„Die Verwandlung des Wassers in Wein wird aber auch andern Gewalten zugeschrieben, wie wir aus Müllenhof's holsteinischen Sagen, S. 169 ersehen: „Eine Frau gieng in der Nacht zum Brunnen, als sie schöpfen wollte, kam einer und sagte:

Alles Wasser ist Wein,
Deine Augen sind mein.

Die Frau erblindete für immer.“

Auch im Badischen ist dieser Aberglaube verbreitet: „Eine Magd im untern Schlosse zu Gamburg, welche um Mitternacht zufällig den Küchenständer frisch gefüllt hatte, fand denselben am nächsten Morgen voll des köstlichsten Weins.“ S. Mones Anzeiger f. 1839; Schnezler, badisches Sagenb. II, S. 634. Solches in Wein verwandeltes Wasser hieß heilewin, S. W. Wackernagels mittelhochdeutsches Wörterbuch.

[2]) Siehe S. 104. Vergl. H. Schreiber, Taschenbuch. f. Gesch. 1839, S. 328.

[3]) Wunderliche und wahrhaffte Gesichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1620. I, S. 483.

Sehr verbreitet ist der Glaube, daß in der Christnacht manche Obstbäume blühen und Früchte tragen. [1]) Dieß bezeugt auch, zu seiner Zeit, der Barfüsser Joh. Pauli: „Doctor Hasselßbach schreibt, daß in dem bistumb von Wirtzburg seyen zwen öpffelbeum die bringen in dem jar kein frucht dan in der Weihenacht, vnd an dem Weihenacht abent ist kein zeichen da der frucht. Aber zu mitternacht so fahen die beum an brossen [2]) vß stossen vnd blüen, vnd an dem morgen so sein die öpfel zeitig, vnd sein als groß als gemeine baumnuß, das ist ein groß wunder. Dieser doctor hatt brieff vnd sigel des Bischoffs, die darumb geben sein der wahrheit."

Im Wasser oder im Eise können die Mädchen in der Christnacht auch ihre zukünftigen Freier erblicken. [3])

Weihnachtsfeuer sind, so viel ich weiß, jetzt im Elsaß nicht mehr gebräuchlich.

Dagegen erzählt man, daß, zu Ehren der Ochsen und Esel, welche in dem Stalle zu Bethlehem standen, worin Christus das Licht der Welt erblickte, das Vieh in der heiligen Nacht die Gabe der Sprache erhalte. [4])

---

[1]) „Während der Christmette blühen die Aepfelbäume, blühen ab und tragen Früchte." Mone, Anzeiger, 1839.

[2]) Schimpff vnd Ernst, Fol. xcv, b. — In Thüringen rüttelt man an allen Obstbäumen und ruft ihnen zu: „Bäumchen schlaf nicht, Frau Holle kommt." —

[3]) Sie gießen auch Blei oder Zinn, S. des Verfassers Sagen des Elsasses, St. Gallen, 1850, S. 26.

[4]) Auch sonst sehr verbreitet: „Ein Bauer, der nicht daran glauben wollte und doch neugierig war, legte sich an dem Abend in die Raufe und horchte. Um Mitternacht sagt das eine Pferd zum andern: „Dies Jahr machen wir noch mit unserm Bauer los!" Der Schreck warf ihn auf's Krankenlager. Die Pferde zogen ihn bald zum Kirchhof." S. Nork, Festkal. S. 765. Vergl. auch

In der Weihnacht sind alle Hexen und Gespenster losgelassen, wogegen jedoch das Hersagen von gewissen Gebeten, geweihtes Wasser, geweihte Zweige und das Läuten der Glocken schirmt. [1])

In derselben Nacht nimmt man zwölf Zwiebeln und

Schnezler. Bad. Sagenb. II, S. 635. Derselbe fügt zu obiger Sage noch folgende: „Ein anderer, der einer Wette wegen, im Stall auf das Reden des Viehs wartete, wurde am Morgen daselbst todt gefunden. — Auch in der Bretagne ist dieser Aberglaube verbreitet: « Les animaux parlent comme tout le monde sait, la nuit qui précède Noël C'est un don qui leur est accordé en commémoration du bœuf et de l'âne qui se trouvaient dans la crèche à Bethléhem, et qui réchauffèrent le Dieu qui venait de naître. A *Noyal*, un paysan ivre s'endormit ce jour-là dans son étable, auprès de son attelage. Il entendit un des bœufs qui disait à l'autre : Que ferons-nous demain ? — L'autre répondit : Nous trainerons notre maitre en terre. — Le paysan furieux se lève : Tu en as menti, bête maudite, dit-il. Et d'une hache qu'il a saisie, il veut frapper l'animal, mais sa main que l'ivresse rend chancelante, s'égare, il se donne lui-même la mort, et la prédiction du bœuf s'accomplit». *Souvestre*, Les derniers Bretons, nouvelle édit. Paris 1843, S. 114. Daß das Reden der Thiere in der Christnacht auch in der Schweiz bekannt ist, bezeugte mir der treffliche Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf.

In manchen Gegenden der Bretagne glaubt man ferner, daß in der Christnacht alle Thierwesen in tiefem Schlafe liegen und daß nur der Mensch wache, um den Messias zu erwarten, und die Kröte, das Sinnbild des Teufels. S. Souvestre, S. 54. — Dagegen erzählt man in Hamburg, daß um Mitternacht alles Vieh in den Ställen auf den Knieen liege, dem neugeborenen Heilande zu huldigen. Mone, a. a. O.

[1]) In Deutschland war früher der Aberglaube sehr verbreitet, daß das wilde Heer in der Christnacht seinen Umzug halte und daß Holla's Gespensterzug nach dem Hörselberge d. i. nach der Unterwelt, fahre. Nork, Festkal. S. 913.—Auch sollen die Wölfe in dieser Nacht wüthender sein als sonst. Die Erklärung des hieher gehörigen Wolfsegens gibt Ebend. S. 766. Vergl. Grimm, d. Myth. S. 1189.

legt sie in den Keller; jede derselben bedeutet einen Monat des Jahres. Wenn man sie dann (gewöhnlich am Dreikönigstage) wieder untersucht, so deuten die trocken gebliebenen auf trockene, die feuchten auf nasse Monate. (Oberbronn; auch in Straßburg u. sonst bekannt).

In Illzach ist die Zeit der Weihnachten für die Gebärenden orakelgebend: Sind die drei letzten Nächte vor Weihnachten finster, so gibt's im nächsten Jahre schwere Geburten, sind sie heiter, so findet das Gegentheil statt. [1]) Die zwölf Tage zwischen Weihnacht und dem Dreikönigstage heißen Loostage, jeder Tag bedeutet einen Monat des nächsten Jahres und zeigt die in demselben eintreffende Witterung an. In den zwölf Nächten sind alle Hexen und bösen Geister thätig. [2])

XXIV. St. Johannis des Evangelisten Tag, 27. Dezember. An diesem Tage, der früher als der dritte Weihnachtstag gefeiert wurde, besteht in Buchsweiler ein höchst ärgerlicher Gebrauch: Es kommen nämlich an demselben alle Knechte und Mägde, welche sich verdingen wollen, aus der ganzen Umgegend in dem Städtchen zusammen; stellen sich auf beiden Seiten des sogenannten (nun überdeckten) Bächleins auf, die Knechte auf der einen, die Mägde auf der andern Seite und lassen sich öffentlich von ihren Herrschaften dingen. Sowohl diejenigen, welche in einem an-

---

[1]) Auch die Holländer halten den Christtag für weissagend: „Ein trüber Christtag macht einen fetten Kirchhof; ein windiger Christtag und ein ruhiges Neujahr sind Zeichen eines guten Jahres.“ Nork, S. 761,

[2]) Auch in Deutschland sehr verbreitet; vergl, E. Sommer, Märchen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen. I. S. 162 u. 182.

dern Hause Dienste nehmen, als diejenigen, welche bei ihrer alten Herrschaft bleiben wollen, begeben sich dahin. Nachdem man um die Bedingungen des Dienstes und des Lohnes einig geworden, erhalten sie, nebst dem Gottespfennig (Handgelde), Wein und Braten und die Erlaubniß am Viehmarkte — so nennen sie ihn selbst — und am Maimarkte in Buchsweiler tanzen zu dürfen. Diese Sitte, welche aus den Zeiten der hanauischen Regierung stammt, ist so tief eingewurzelt, daß kein Dienstbote aus den umliegenden Bauerndörfern seine Stelle antritt, es seie denn, daß er zuvor auf dem Viehmarkte angeworben worden.

Derselbe Gebrauch soll auch in Lausanne und hie und da in Schweden vorkommen. [1])

Die Sitte des Johannissegens oder Johannistrunkes, [2]) welchen man am Tage des Evangelisten Johannes genoß, ist uralt und scheint sich nicht nur durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten, sondern noch bis in's sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert gedauert zu haben.

„Als die alten Germanen noch im Heidenthum lebten, er-

---

[1]) Im Departement Ille et Vilaine findet ein ähnlicher Markt am St. Peterstage statt, wie das Journal de Rennes vor etwa fünf Jahren berichtete: Une coutume immorale ramène chaque année, le jour de la St.-Pierre, *la foire aux domestiques*. Des hommes et des femmes remplacent alors le bétail; ceux-là avec un bouquet au chapeau et celles-ci avec une petite gaule blanche à la main, viennent s'offrir dans leurs rustiques atours aux bourgeois et aux maîtres, qui ont besoin de se faire servir ou aider. Le cidre, la joie et l'espérance ne manquent pas ce jour-là, et par suite la honte et le découragement ne manquent guère non plus le lendemain.“

[2]) S. Scherz, Glossar. german. I. fol. 737 „Johannis Mynn, S. Johannis Trunck sive Segen“ Er bemerkt dabei ebenfalls, daß sich die Sitte von Janus auf Noah und von diesem auf Johannistag

zählt Hospinianus,[1]) hatten sie die Gewohnheit, sich zu Anfang des Januars einen sogenannten Ehrenwein zu bescheren und auszutheilen, damit sie sich des Janus, das ist, sagt Hospinianus, des Patriarchen Noa, des Säers und Urhebers der aus der Liebe zum Trunke hervorgehenden Laster erinnerten, und zu gleicher Zeit, um sich hiedurch gegenseitige Beweise ihrer Freundschaft und Liebe zu geben. Nach der Einführung des Christenthums, soll dieser alte heidnische Gebrauch, wie manche andere, beibehalten und auf den Festtag des heil. Johannes des Evangelisten, unter dem Namen St. Johannistrunk, späterhin St. Johannissegen, oft auch St. Johannis Minne (d. h. Andenken, Gedächtniß, vergl. S. 70) verlegt worden sein."

Warum gerade auf diesen Tag, erklärt sich aus der Legende, nach welcher St. Johannes in der Verbannung einen Giftbecher, den man ihm zugeschickt, ohne Gefahr austrinken konnte. Deswegen bildet man ihn oft auch ab mit einem Kelche, aus welchem sich eine Schlange windet.

Der St. Johannissegen galt deswegen früher nicht nur als ein wirksames Mittel gegen das Gift, sondern auch als ein heilkräftiger Trunk, und wurde an diesem Tage von dem Priester in der Kirche geweiht, wie dies aus den bei-

---

vererbt habe, nimmt aber irrig den Tag des Täufers dafür. — Auch Geiler kennt diese Sitte. In der „dritt Schell der Abziech Narren" (Verführer) läßt er Einen sagen: „Es dörfft dir wol etwann nimmer so gut werden, trinck St. Johans segen mit vns." Predigt über Brant's Narrenschiff, Ausg. von Höniger, S. 372. b.— Darauf bezügliche Redensarten hat Eiselein: Sprichwörter und Sinnreden des deutsch. Volkes, (Freib 1840, S. 349) gesammelt.

[1]) De origine festorum Christianorum, fol. 112 a. Handschriftliche Mittheilung von Ludwig Schneegans.

den ältern Gedichten Sanct Johanns Minne hervorgeht, welche L. Uhland in seinen Volksliedern, (Stuttg. u. Tüb. 1844, S. 814 u. ff.) mittheilt und aus welchen ich folgende Stelle aushebe:

Zu segen [1]) ich hie beginne
sant Johans minne:
die gesein uns [2]) der starke sabaot! [3])
Darnach, lebendiger got.....
Süßer vatter Jesu Crist
und sant Johans evangelist
mit aller engel schar
und mit allen heiligen gar,
die haben uns hüte in irre hut
an lib, an sele und an gut
und müßen uns stäte wesen bi [4])
an unserm geschefde wo wir sin!
wir gen, wir sten, wir riten,
nahen oder witen,
wir ligen, wir slafen, wir wachen,
wir eßen, drinken, lachen,
waz wir dun dag oder naht:
so beschirme uns mit siner maht
der endelose starke got
durch sin frone [5]) zehen gebot, amen!

Am Schlusse des zwölf Strophen langen Liedes heißt es:

Sant Johans minne diz ist,

---

[1]) segnen. — [2]) die segne uns. — [3]) Zebaoth. — [4]) bei uns sein, uns beistehn; wesen ist der alte Infinitivus von sein.

[5]) von frô, gothisch fráuja, der Herr; als Beiwort: des Herrn, heilig, dominicus, sacratus.

wer die drinket in diser frist
der muß sälig werden
in himel und uff erden
an der sele und an dem libe!
daz uns daz stäte und ganz unzerbrochen beklibe, [1])
sant Jeori, [2]) hilf uns des,
und evangelista Johannes,
und der küschen megde kint
des ewig alle riche sint,
und die zwen und siebenzig namen
des almehtigen gots, amen!

Es scheint, daß man sich im Mittelalter den St. Johannis Segen als sehr heilbringenden Trunk, zugleich auch als Zeichen der Liebe und Freundschaft sogar aus der Ferne zusandte.

So erzählt Bernhard Hertzog in seiner Edelsasser Cronik, B. II, Kap. 16, wie die Wittwe des Crescentius, nachdem sie alles angewandt hatte, um Kaiser Otto III mit ihren Liebesgarnen zu umspinnen, — was ihr auch so ziemlich gelungen zu sein scheint, — sich hauptsächlich bemüht hatte den Kaiser dahin zu bringen, daß er sie heirathe. Da aber das ränke- und rachesüchtige Weib sich in seinen Entwürfen getäuscht sah, sandte sie dem Kaiser, nachdem er Rom verlassen hatte, einen Trunk, als Johannissegen und Zeichen der Liebe, nach dessen Genusse jedoch Otto bald

[1]) befestige; bei Otfried bikleiban, firmare.
[2]) St. Georg. Im zweiten Liede heißt es:
Der aller besten minne sant Geori trank,
Damit er all sin not überwant:
Also müzen wir si hiut trinken
und alle ünser not überwinden!

starb. „Da sie aber an dem Heurat verzweiffelt," sagt Herzog, „schicket sie in gestalt voriger Lieb (Ottoni) St. Johans Segen, noch einen Trunck, vnd zu hande auff dem Weg starb er. Anno 1002."

Hieraus ist ferner zu entnehmen, daß der Johannistrunk nicht allein in Deutschland, sondern auch in andern Abendländern, namentlich in Italien, üblich war.

Später scheint sogar allgemein die Gewohnheit aufgekommen zu sein, daß man jedesmal, bei Festgelagen oder am Schlusse derselben, sich Lebewol zutrank und daß dieser Scheidetrank ebenfalls St. Johannissegen hieß.

Man ersieht dies aus folgenden, einem humoristischen Büchlein unseres berühmten elsässischen Satyrikers Dr. Sebastian Brant, Verfassers des Narrenschiffs entlehnten Reimen: [1])

> Darnoch es an ein scheiden got,
> des ist ein frischer trunck der bot....
> Von gwonheit blibts nit vnderwegen,
> Eym jeden gibt man Sant Johans segen.

Zum Schlusse folge hier noch die Erzählung des Barfüßers Joh. Pauli in seinem Buche Schimpff und Ernst, Fol. 89, b., von dem Ursprunge des Johannissegens.

„Wie sant Johans segen auff ist kummen.

„Vff ein mal was ein reicher man zu armen tagen kummen vnd verdarb, als manchem geschicht. Da er sein stat vnd wesen nit me halten mocht, vnd schammet sich andern zu erbarmen zu kummen, vnnd kam in ein widerwertikeyt, des er

[1]) De moribus et facetiis mensae, 1490, 4°, 2° Bl. — Schriftliche Mittheilung von L. Schneegans.

rucht [1]) wer jm gelt geben het, vnnd ging in ein wald vnd rufft dem teuffel. Vnnd da der teuffel kam, da wurden sie der sach eins mit einander, das jm der teuffel xij jar lang geltz [2]) genug solt geben, vnd an dem letsten tag wann die xij jar auß weren, solt er sich an das ort stellen, so wolt er leib vnd seel nemen, vnd sagt jm, wann er gelt wolt haben, so solt er vnder den holderstauden [3]) in seinem garten graben, da würd er geltz gnug finden. Der verdorben man fieng wider an ein herlich stad zu füren, vnd es wundert yederman, dann man wüst wol das er verdorben was. Da nun die zwölff jar herumb kamen, vnd der letst tag was, da bereit er ein köstlich nachtmal, vnd lud seine fründ darzu. Da man nun gaß, da sprach der Herr, lieben gesellen vnd guten fründ, nun gon heim in euwere heuser, ich gang auch dahin, ich wurd kein mal me mit euch essen. Die freund sprachen, daz wöll Gott nit, wir wöllen noch manch mal bey einander sein vnd yederman gieng heim. Nun het der her, ein junge dochter, die fiel dem vatter umb den halß vnd sprach, er solt ir sagen wo er hin wolt, das sie jn nit mer sehen solt, vnd nach langem betten sagt es ir der vatter, wie obstot. [4]) Die dochter sprach, vatter, du weist das ich mir sant Johansen Euangelisten zu einem patronen vnd beschirmer meiner junckfrawschafft erwölet hab, in des namen vnd eer

---

[1]) das er rucht, so daß er sorgte; vom mittelhochdeutschen rucen, sorgen; noch übrig in ruchlos, d. i. ohne Sorge um Ehre und Gewissen.

[2]) geltz, Geldes.

[3]) Das Pflanzen von Hollunderbäumen in Gärten, an Brunnen, Ställen, in Höfen, hatte ursprünglich eine mythische Bedeutung und bezog sich wahrscheinlich auf die Göttin Holle.

[4]) wie obstot, wie es oben steht, erzählt worden ist.

thu ein trunck mit mir. Der vatter thet es, vnd gieng darnach hin. Da er in den wald kam, da was der teuffel vor da, vnnd sprach: Bistu hye, du schalck, ich mag dir an der seelen nichtz thun, du hast eyn trunck gethon, das dir jnen der teuffel gesegne, aber ich will dir sunst den lohn geben, vnnd nam jhn bey dem har, vnnd schleyffet jn durch alle hecken, vnnd zerzerrt jm sein angesicht gar vnd ließ jn darnach halber todt ligen. Da der man wider zu jm selber kam, da gieng er heim, vnnd sagt es yederman wie es jm gangen was. Vnd das kam dem bapst Pelagio für, vnnd er satzt uff, das man uff sant Johans tag wein solt gesegnen, vnnd sant Johans segen trincken, vnnd hat ablaß darzu geben. Es ist noch recht, daz man sant Johans segen trinckt, wan gut fründ von einander scheiden wöllen. Es wirt aber auch mißbraucht von den leichten, die einander zusauffen, ein maß weins zumal, oder ein groß glaß voll gantz, als man andern gute ding auch mißbraucht, Gott würt jnen den lon geben, vnd sie darumb straffen, thun sie nit penitentz. Hüt du dich."

XXV. St. Sylvester, 31. Dezember. Von den Gebräuchen, welche an dem Sylvesterabende, dem letzten des Jahres üblich sind, ist schon gelegentlich des Neujahrs gesprochen worden.

Ein bloßer Scherz ist es wohl nur, wenn die Bauern sagen, daß wer in dieser Nacht den Schnee mit dem Pfluge hinunterfahre, der brauche das Jahr über keinen Dünger.

Ernster lautet die Behauptung, daß wenn man in der zwölften Stunde der St. Sylvesternacht (anderswo auch in der Christnacht), durch das Schlüsselloch in die Kirche

blicke, dieselbe erleuchtet sei, und man, auf ihren gewöhnlichen Plätzen, alle diejenigen sitzen sehe, welche im Laufe des nächsten Jahres sterben werden.

St. Sylvester, der Pförtner, welcher des Jahres Thore schließt, weist auch meiner Arbeit ihren Schluß an.

Wenn sie auf der einen Seite so manche liebliche, altherkömmliche Sitte, so manchen unschuldigen Gebrauch von tiefer Bedeutung besprochen hat, an welche man nicht tasten darf, ohne die innerste Poesie des Volkslebens zu beeinträchtigen; so wollte sie dagegen auf der andern den Leser einen Blick in den unheimlichen Grund des Aberglaubens thun lassen, aus welchen noch viele in unserm Volke, und in allen Konfessionen, sich Berathung, Trost und Hoffnung holen oder böse Ahnungen und Befürchtungen, die sie mit Bangigkeit und Entsetzen in die Zukunft blicken lassen. Manche hängen noch so fest an diesen abergläubischen Meinungen, daß sie, wie mir bei Erforschen und Sammeln derselben oftmals gesagt wurde, den Lehrer oder Geistlichen, der daran zu zweifeln scheint, oder sie ihnen auszureden sucht, für einen schlechten Christen, für einen Ungläubigen ansehen; ja daß sie eher diesen oder jenen Glaubenssatz aufgeben würden, als ihren von uralter Zeit überkommenen Aberglauben. Und doch muß einmal die Axt an den Baum gelegt werden, der seine Säfte aus den untersten Tiefen der Geistesnacht saugt, und an dessen Krone tödtliche Giftäpfel schwanken.

Nachschrift. Der Herausgeber, welcher sich die Unvollkommenheit seiner Arbeit nicht verhehlt, bittet alle Freunde des elsässischen Volkslebens, ihm etwaige Berichtigungen und Ergänzungen zukommen zu lassen; sie sollen im nächsten Jahre treulich und dankbar benützt und nachgetragen werden; auch werden ihm gefällige Mittheilungen über die abergläubischen Meinungen, welche sich auf die verschiedenen Verhältnisse des Lebens beziehen, und welche ein zweiter Aufsatz, in einem folgenden Jahrgange der Alsatia besprechen soll, höchst willkommen sein.

XII.

Volksthümliche Gebräuche

am Tage St. Johannis des Täufers, mit besonderer Rücksicht auf Straßburg und das Elsaß,

von

Ludwig Schneegans.

Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurde das Fest der Geburt Johannis des Täufers, in der christlichen Kirche mit großer Feierlichkeit, begangen. [1])

Aus den Homilien des Taurinensischen Bischofes Maximus ersieht man, daß dieses Fest bereits vor dem fünften Jahrhun-

[1]) Ueber diese große Verehrung Johannis des Täufers spricht sich unser vaterländischer Geiler von Kaisersberg bedeutsam also aus: „Noch meynung ettlicher leer er, so ist er gesetzt über alle heyligen und hatt die aller höchste statt im himmelreich. Ußgenommen Maria die muter Gottes. Auch desszhalben, wann er ist das haubt aller patriarchen. Er ist das end der alten patriarchen im alten testament und ist der anfang der newen patriarchen im newen testament. Er ist darzu ein prophet aller propheten. Wann er ist meer dann ein propbet, das im der herr selber zeugniß gibt. Deßgleichen ist er ein apostel aller apostel, wann er ist der gesandt apostel und ist der erst gewesen under den aposteln, der von gott gesandt ist worden." Postille, Straßb. 1522, IV, Fol. 6. Anmerk. des Herausgeb.

derte allgemein eingeführet war. Maximus bezeuget sogar, daß das Fest der Geburt des Täufers, damals schon, mit weit größerem Pomp als dasjenige seiner Enthauptung gefeiert wurde.

An diesen Festtag nun, welcher gerade, als am 24. Junius stattfindend, in die längsten Tage und in die Zeit des Solstitiums fällt — weswegen derselbe, dem mittelalterlichen Sprachgebrauche gemäß, ebenfalls zum Unterschiede mit dem Festtage Johannis des Evangelisten, Sommer-Johanni, (la St.-Jean d'été) oder Sungiht-Tag genännt wurde — an diesen Festtag nun knüpfen sich vielfältige, offenbar aus der vorchristlichen Zeit herstammende und in das Christenthum übergegangene Gebräuche, über welche ich hier, mit besonderer Hinsicht auf Straßburg und das Elsaß, Einiges nachträglich mittheilen will.

I. Das Johannis- oder Sungiht-Feuer.

Unter sämmtlichen, so eben im Allgemeinen angedeuteten Gebräuchen, war derjenige des sogenannten Johannis- oder Sungiht-Feuers, sowohl der verbreitetsten als auch der merkwürdigsten einer.

Ueber den Ursprung dieses Gebrauches, welcher sich das Mittelalter hindurch und theilweise noch bis auf unsere Zeit erhalten hat, kann wohl keine Ungewißheit obwalten. Ohne allen Zweifel war auch dieser Gebrauch, wie so viele andere noch, ein aus dem heidnischen Alterthum in die Christenheit übergegangener. Was jedoch die Art und Weise betrifft auf welche diese Uebertragung statt gefunden haben mag, so wird dieselbe verschiedenartig erzählt.

Der ziemlich allgemein verbreiteten Annahme zufolge, soll das Johannisfeuer weiter nichts sein als ein Nachklang

der im Alterthume, am Feste der Vesta [1]) gebräuchlichen Freudenfeuer. Bekannt ist, daß dieses Fest, welches auf den 9. Junius fiel, mit Anzündung eines Feuers, mit Tanz und jubelnder Freude begangen wurde. So weit die Geschichte hinaufreicht, und schon bei den ältesten Völkern Afrikas und Asiens, wurde das Feuer als eines der Hauptsymbole der Reinigung angesehen. An dem Feste der Vesta, als der Göttin des Feuers, durfte dieses nicht fehlen, und es war ganz natürlich daß die prasselnde Flamme bei demselben eine Hauptrolle übernehmen mußte.

Frühzeitig schon soll sich sodann dieser heidnische Gebrauch in das Christenthum eingeschlichen haben. Vielfältig sehen wir ja, daß die Kirche, überall wo sie uralte heidnische Gewohnheiten nicht auszurotten vermochte, dieselben entweder schweigend duldete, oder sie theilweise umwandelnd aufnahm. Der allgemein verbreitete und selbst von der Kirche angenommene und aufgestellte Glauben an Teufel, an böse Geister, an Hexen u. s. w., trug mächtig dazu bei solche alt-heidnische Gewohnheiten in dem Christenthum aufrecht zu erhalten. So soll es auch gekommen sein, daß man, nach der Einführung des Christenthums, wie zuvor am Feste der Vesta, Büsche geweihter Kräuter anzündete, oder letztere auf Kohlen verbrannte, in der Absicht durch den Dampf und den Rauch dieser geheiligten Kräuter den Teufel, die Hexen und sonstige bösartige Geister, oft auch die Gewitter zu vertreiben, und hauptsächlich die Stätte oder das Haus, wo das Feuer

[1]) Oder sie sind eine Erinnerung an die Palilien „wenn man nicht auf die Sprachbrüderschaft der Deutschen mit dem Sonne und Feuer verehrenden Perser und Indier zurückgehen will.“ S. Schmellers, Bayerisch- Wörterbuch, Stuttg. und Tüb. 1836, III. S. 262. Anm. des Herausgeb.

brannte, auf ein ganzes Jahr, vor dem Einflusse des Höllenfürsten und der ihm ergebenen bösen Geister sicher zu stellen. Solche Feuer soll man ursprünglich Wurzfeuer, und späterhin, nachdem dieselben allgemein auf das Fest der Geburt Johannis des Täufers verlegt worden waren, Johannisfeuer genannt haben.

Weit merkwürdiger als diese erste allgemein verbreitete Annahme, über den Ursprung und die Bedeutung des Johannisfeuers, ist diejenige welche der berühmte Durandus, in seinem Rationale [1]) aufstellt.

An vielen Orten, berichtet er, herrsche die Gewohnheit, uralten Gebräuchen zufolge, daß die Knaben Beiner und sonstige unreine Dinge zusammentragen, und Alles mit einander mit Feuer anstoßen, um einen gewaltigen Rauch hervorzubringen. Dies, fügt er hinzu, haben sie von den Heiden. Im Alterthume nämlich glaubte man daß die Drachen, zur Sommerszeit, durch die allzugroße Hitze in Brunst geriethen und zur Geilheit angereizet wurden, und daß es sodann häufig geschah daß dieselben, während sie in der Luft herum flogen, ihren Saamen in die Brunnen fallen ließen, und somit das Wasser vergifteten; so daß alle diejenigen welche hernach von solchem Wasser tranken oder auch nur die verpestete Luft einathmeten, davon starben, oder doch gefährlich erkrankten. Deswegen sollen die Aerzte, als sie dies bemerkten, den Leuten anbefohlen haben, hauptsächlich um die Brunnen herum, große und zahlreiche Feuer anzuzünden, von allerlei unreinen Dingen, welche einen besonders starken Rauch hervorbringen, in der Absicht durch solchen Rauch die gefähr-

[1]) Liber VII. cap. 14. Siehe *Hospinianus*, De origine festorum christianorum, f. 79.

lichen Drachen von den Brunnen zu entfernen. Und da diese Gefahr der Verunreinigung der Brunnen am größten ist, zur Zeit in welche das Fest der Geburt des Täufers eingesetzet wurde, so soll der Gebrauch des Anzündens jener Drachen vertreibenden Feuer auf den Vorabend dieses Festtages verlegt worden sein. Daher auch sollen dieselben den Namen Johannisfeuer, unter welchem sie sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet, erhalten haben.

Immerhinaber verband das Volk mit der Anzündung solcher Johannis- oder Sungiht-Feuer den Glauben und die Absicht den Teufel, die Höllengeister und die Hexen, ganz ins Besondere, zu verdrängen, und das Jahr über, sich selbsten und das ganze Haus, vor ihren Angriffen und Beschädigungen zu behüten und zu bewahren[1]. Gleichwie die Römer, an den Festen der Vesta und der Pales, hatte auch die mit-

[1]) Dieß bezeugen auch die vielen Johannislieder, welche bei diesen Feuern gesungen wurden und deren Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, III, S. 262, besonders aber Fr. Panzer, in seinen Beiträgen zur deutschen Mythologie, S. 210—220, aus alter Zeit stammende, mittheilen; so wie auch folgende Stelle aus Seb. Franks Weltbuch (1642), S. 51, vergl. mit S. 134, „An St. Johanstag machen sie (in Franken) ein Sinetfewer, tragen auch sondere kränz auf, von Beyfuß (artemisia auch Johannisgürtel, Sonnenwendgürtel, herbe de St. Jean genannt) und Eisenkraut (verbena) gemacht, und hat schier ein jeder ein blaw kraut, Rittersporn genannt, in der Hand. Welcher dardurch ins Fewer sihet, dem thut das ganz Jar kein Aug weh. Wer vom Fewer heim zu hauß hinweggehen wil, der wirft diß kraut in das Fewer, sprechend: Es gehe hinweg und werd verbrannt mit diesem kraut all mein Unglück. Das bischöflich Hofgesind wirfft auf disen tag bey jren Freudenfewr auff dem berg hinderm schloß feurige Kugeln in den Fluß Moganum (Main), so meisterlich zugericht, als ob es fliegende trachen wären." Auch Fürsten wohnten in frühern Zeiten den Johannisfeuern bei und tanzten um dieselben, wie Diebold Schilling,

telalterliche Jugend die Gewohnheit um diese Sungiht, oder Johannisfeuer zu tanzen und darüber hin und her zu springen.

Der Gebrauch solche Johannis- oder Sungihtfeuer anzuzünden, scheint sehr frühe schon und allgemein in der Christenheit verbreitet gewesen zu sein. Das ganze Mittelalter hindurch erhielt sich derselbe, den vielfältigen Verboten der Obrigkeiten zum Trotze; und den Beweis wie tief sich dieser ursprünglich heidnische Gebrauch in den Volkssitten eingewurzelt hatte, liefert gerade der Umstand daß derselbe, ebenso wenig als noch viele andere auf heidnischem Boden erwachsene abergläubische Gewohnheiten, je gänzlich ausgerottet werden konnte, und an vielen Orten sogar noch jetzt fortbestehet.

---

in den Burgundischen Kriegen, Ausg. Basel, 1743, Fol. 58, in folgender, höchst merkwürdiger Stelle berichtet: „An Sonnentag ze Nacht vor Sant-Johanns Tag (im Jahr 1471), hat der Keiser (Friedrich III) ein lang groß Faß mit Hartz und Holtz lassen füllen, und die fürnemsten Frouwen zu Regenspurg darzu berufft, der ob achtzig gemeiter schöner und der Merteil Edel-Frouwen waren, mit denen die Herren, Ritter und Knechte, öffentlich tantzten an dem Merckt, und da der Tantz am besten war, ließ der Keiser ein Füwre in das Faß stossen, da wart so ein wilder grosser ungeschaner Rouch, das nieman den andern by dem hellen Tag mocht gesechen, und wert me dann ein Viertel einer Stunde, darnach kam das hell luter Füwre, das wert me dann eine halbe Stund, da zerfiel erst das Faß, und wart das Füwre zerspreit, das was dem Keiser eine große Fröwde, er tantzt auch, und warff den Arm uff, und meint er hette ein Löwen überwunden. Es waren auch by den Frouwen an dem Tantz dry Bischoff, von Mentz, Trier und Eystetten, und sunst kein ander; die weltlichen Fürsten waren auch alle daby. Das Füwre hieß ein Sonnenwend-Füwre. Es ist als warm hie gewesen, das vil Pferde vor Hitze in den Stellen verdorben, und wir auch in die Keller müssen wichen.“ Anmerk. des Herausgeb.

Im ganzen Elsasse war dieser Gebrauch ehemals, wie sonst überall, einheimisch.

Auch in Straßburg brannte man, am Vorabende des Geburtsfestes des Täufers, solche Feuer. Ich erinnere mich selbst gar wohl in meiner Jugendzeit, ich weiß nicht mehr am Johannisfeste selbst oder bei Gelegenheit von Festen im Allgemeinen — solche Freudenfeuer auf öffentlicher Straße, besonders auf größern Plätzen, brennen gesehen zu haben, und sogar mit anderen losen Buben, welche diese Feuer angezündet hatten, voller Freude und mit lautem Jubel, darüber hin und her gesprungen zu sein, unbewußt jedoch daß uns dieses lustige Springen über die nach uns zischenden Flammen vor den Angriffen des Satans und seiner bösen Geister sichern und den Hexen die Kraft benehmen sollte, das Jahr hindurch, ihr Loos auf uns zu werfen. Frühzeitig schon scheint jedoch der Magistrat gegen den Gebrauch der Johannisfeuer geeifert zu haben.

Bereits im Jahre 1408, soll, dem Chronikschreiber J. Wencker zufolge, ein Verbot von Meister und Rath gegen die Anzündung solcher Johannis- oder Sungiht-Feuer ergangen sein, unter Bedrohung einer Geldstrafe von fünf Pfund Straßburger Pfennigen. „Geboten," berichtet Wencker unter dem Jahre 1408, „kein Singiht oder Johansfeur zu machen bey 5 lib d."

Zehn Jahre später, wurde dieses Verbot von Meister und Rath erneuert; wenn nicht Wencker sich in der Angabe des Jahres geirret hat. Noch ist das Concept des, am Vorabende des Johannisfestes, im Jahre 1418 ergangenen Gebotes vorhanden. Im Originaltexte lautet dasselbe folgendermaßen:

„Von sungiht füre.

„Unser herren meister vnd rat sint über ein komen, das nyman wer der sy dehein süngiht füre in vnser stett oder vorstetten nit machen sol, wäre das darüber dete, vnd füren mechte, der sol besseren vnser stett fünff pfunt pfennig, die wil man nyeman faren lassen. Da wissent üch nach zu richtende. Actum et publicatum vigilia Johannis.“ [1])

Aus den Anmerkungen welche Wencker beifügt, nachdem er unter dem Jahre 1408 des Verbotes der Johannisfeuer Meldung gethan, scheint hervorzugehen, daß zu seiner Zeit, also gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, der Gebrauch solche Feuer anzuzünden in Straßburg, und im protestantischen Theile des Elsasses so ziemlich in Vergessenheit gekommen war. An vielen Orten, sagt er, wo das Pabstthum herrsche, namentlich in Lothringen, sei noch der Gebrauch, am Vorabende des Festtages Johannis des Täufers, daß die jungen Leute solche Feuer anzünden und um dieselben herum tanzen und darüber hin und her springen: „Ist noch im Bapsttumb, sonderlich in Lothringen, an viel Orthen Abendts vigiliae Johannis breuchlich, daß iunge Leuthe darumb her dantzen vnd drüber hin vndt wider springen.“

Je nach den Ländern und Orten gab es auch noch besondere, eigenthümliche Gebräuche welche bei Anzündung des Johannisfeuers beobachtet wurden.

So berichtet Wencker an der bereits angeführten Stelle seiner Chronik, von einem grausamen, abscheulichen Gebrauche, welcher, zu seiner Zeit, zu Paris üblich war. Die Johannisfeuer, wie es scheint, wurden auf dem Place de la Grève

---

[1]) Diese Verordnung ist zwischen andern Beschlüssen vom Jahre 1418 eingetragen; also ebenfalls aus diesem Jahre.

angezündet, und es war Sitte in denselben Feuerwerke loszubrennen, in welchen lebendige Katzen [1]) versteckt waren. Diese armen Thiere erhoben, wie natürlich, ein jammervolles Geschrei in den Flammen, und die Leute waren gefühllos genug sich an dem herzzerreißenden Winseln und Heulen und Gezappel der brennenden Katzen zu ergötzen. „Zu Paris," erzählt Wencker, „(ist) ein sonderbare festiuitet mit Feuerwerckt darinn Katzen verborgen; gibt ein iämerliche musica, à la Grève."

In einer späterhin beigefügten Anmerkung setzt der jüngere Wencker hinzu, daß auch in Metz dieser garstige Gebrauch, im Jahre 1680, üblich war: „ingleichen Anno 1680 in Metz auch eingeführet."

In vielen Gegenden sind die Johannisfeuer noch heutigen Tages sehr im Schwunge.

In der Touraine zünden die jungen Leute, noch jedes Jahr, solche Feuer an. In Tours selbst herrscht die Gewohnheit daß man einen entwurzelten Baum, gewöhnlich eine junge Pappel, dicht mit Stroh umstellt, und nachdem er angesteckt worden, laut jubelnd darum her tanzet und springet; und, wenn der Baum tief genug herab gebrannt ist, so springen auch die Knaben über die Flammen hin und her.

In Nord-Deutschland, in Alt-Preußen namentlich war noch vor wenig Jahren, und wahrscheinlich auch jetzt noch zum Theile, das Johannisfeuer im Gebrauch. So unter andern in Magdeburg, in Salzwedel, in Lüneburg und in Hamburg; ebenso in Brandenburg und in Berlin. Der Angabe eines ältern Freundes zufolge, der vor etwa dreißig Jahren in jenen Städten allen solche Feuer gesehen, herrschte

[1]) Vergl. S. 120

damals in Nord=Deutschland, namentlich in Berlin, der Gebrauch daß, zur Zeit wo das Johannisfest herannahte, die Gassenjungen mit Büchsen auf den Straßen herumliefen und von Herren und Damen Beiträge erbettelten, um sich in Stand zu setzen alte Theertonnen zu kaufen. Andere erbettelten auch solche Fässer geradezu von den Spezereihändlern und Kaufleuten, welche deren haben. In diese Theertonnen bohrten sodann die Buben ein Loch, steckten dieselben an eine Stange, welche sie hernach, sammt dem Fasse, lärmend und schreiend, zur Stadt hinaus trugen, draußen, auf einem freien Platze, aufstellten, und unter noch lauterem Schreien und Jubeln, Springen und Tanzen, verbrannten.

II. Das Baden in der Johannisnacht.

Gleich wie das Feuer, seit undenklichen Zeiten, und schon bei den ältesten Völkern, als Symbol und Mittel der Reinigung angesehen, und somit auch als hülfebringend und rettend gegen die bösen Geister angewendet wurde, ebenso galt auch, im Alterthume schon, das Wasser als Symbol und Mittel der Reinigung, und diente, wie das Feuer, als Hülfsmittel gegen die Ränke, Angriffe und Beschädigungen der bösen Geister.

Aus dieser Anschauungsweise mag wohl der alte Gebrauch herzuleiten sein, sich in der Johannisnacht, das heißt am Vorabende des Festes der Geburt des Täufers, zu baden. [1])

---

[1]) Dies geschah schon zu den Zeiten des h. Augustinus (gest. 403); er gebietet : « Ne ullus in *festivitate S. Johannis* in fontibus aut paludibus aut in fluminibus, nocturnis aut matutinis horis *se lavare* praesumat, quia haec infelix consuetudo adhuc de Paganorum observatione remansit. » Opera, Paris 1685, appendix ad tom. V, pag. 462. Noch ine andere Stelle, bei Grimm, d. Myth. S. 556. Anmerk. des Herausg.

Ein solches Bad hatte, dem Volksglauben gemäß, die glückliche und heilsame Wirkung, Einen das ganze Jahr über vor jeglicheu Krankheit und auch gegen alle sonstigen bösartigen Einflüsse zu sichern.

Der Ursprung dieses Gebrauches verliert sich in der Nacht der Zeiten, gleich wie derjenige des Johannisfeuers. Auch diese abergläubische Gewohnheit ist nichts anderes als ein Nachklang aus der alten Heidenzeit, welcher in dem Christenthume forttönte.

Das ganze Mittelalter hindurch war das Baden in der Johannisnacht eben so allgemein üblich als das Anzünden des Sungiht oder Johannis-Feuers. Diese Gewohnheit hatte, je nach den Orten, noch tiefere Wurzeln im Volksleben gefaßt als diejenige des Jöhannisfeuers, und war somit auch, hie und da, noch schwerer auszurotten. [1])

Zu Straßburg und im Elsasse überhaupt, scheint dieser altheidnische Gebrauch, selbst nach Einführung der Reformation, noch ziemlich allgemein fortbestanden zu haben, während derjenige des Johannisfeuers, nach dem Berichte Wenckers zu schließen, bereits um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in den protestantischen Theilen des Landes wenigstens, bei weitem nicht mehr so allgemein üblich und in Straßburg selbst sogar gänzlich abgeschafft gewesen zu sein scheint.

Noch im Jahre 1584 eiferte zu Straßburg der Kirchen-Convent gegen diesen abergläubischen Gebrauch, welcher, in

[1]) Von der Gewohnheit der kölnischen Frauen, seiner Zeit sich, am Vorabende des Johannistages, im Rhein zu baden, spricht Petrarcha ausführlich in seinen Briefen. S. De rebus familiar. epistolae, Lib. I, ep. 4. Vergl. Grimm, d. Myth., S. 555 u. ff. Anmerk. des Herausgeb.

der Stadt zumal, zu allerlei Unsittlichkeiten und Uebelständen Anlaß gegeben haben mochte. Dringend forderten die geistlichen Herren damals den Magistrat auf, diese so ärgerliche Gewohnheit zu verbieten und für immer abzuschaffen. Der Rath aber begnügte sich damit die gehörigen Maßregeln und Anordnungen zu treffen, um etwaigen ungebührlichen Auftritten vorzubeugen und dieselben nöthigenfalls gehörig zu bestrafen. Das Baden selbst belangend, ließ er es aber bei dem hergebrachten Brauche verbleiben. Es scheint sogar, daß er gerade deswegen nicht auf den Vorschlag des Kirchen-Convents eingieng, wie gerne er demselben auch ein willfähriges Ohr geliehen haben möchte, weil zu jener Zeit, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, jener Gebrauch noch so allgemein verbreitet war, daß die Rathsherren selbst das strengste Verbot als unvermögend erachteten, sich den gebührenden Gehorsam zu erzwingen und die alte heidnische Gewohnheit gänzlich abzuschaffen. Aus dieser Ursache, ohne Zweifel, hielt es also der Magistrat für weit rathsamer, die Augen zuzudrücken und stillschweigend geschehen zu lassen was er dennoch nicht hätte verhindern können. Eine solche Verfahrungsweise schien ihm jedenfalls, den vorschwebenden Umständen nach, weit klüger und passender, als ein Gebot zu veröffentlichen das, wie es vorauszusehen war, kraftlos an dem allgemeinen Volkswahn abgeprallet sein würde und somit seinem obrigkeitlichen Ansehen nur Eintrag gethan hätte in den Augen der abergläubischen Menge.

Der Verhandlung selbst geschieht Erwähnung in dem Protokolle oder „Memoriale meiner gnädigen Herren Räthe un Einundzwanziger," wie man damals sagte. Montags den 15. Junius 1584, zu Anfang der Sitzung, wurde, wie jedes

mal am Beginnen einer neuen Woche, der sogenannte Co-sten-Zettel verlesen, welchen die Herren Drei vom Pfen-ningthurm und die Obern-Bauherren wöchentlich den Herren Räthen und Einundzwanzigern eingaben, um deren Beschlüsse über die jeweilig vorliegenden städtischen Geschäfte einzuho-len. In diesem Montags-Costen, oder ordre du jour wie man heutzutage sagen würde, hieß es: „3. Ein Zedul auß dem Kirchen-Conuent zuuerlesen.“ Die Verhandlung der Einundzwanziger selbst, an deren Rande der Titel beigefügt ist: „Baden in der Johanßnacht“ — lautet folgendermaßen: „Vff den dritten Puncten ist ein Zedul von D[r] Johan Pappo vnderschriben verlesen, darin sich der Kirchen-Conu-ent beschwert das Burger vnnd Landleutt inn der Johans-Nacht pflegen zu baden. Dieweil dan solches ergerlich vnd abergleubisch vnd zu allerhand Leichtfertigkeit Vrsache gibt, bitten ein Solches abzuschaffen.“

Folgt nun der Beschluß: „Erkanndt. Man solls also treiben lassen, gehet etwas Vngebürlichs für so hatts ein Er-samer Rhat zu straffen.“

Und dabei blieb es somit für jenes Mal. Und noch heute ist die alte Gewohnheit des Badens in der Johannisnacht, an vielen Orten, sowohl in Frankreich als auch in Deutsch-land, nicht ganz erloschen.

III. Der Umgang mit Fackeln durch die Felder, am Johannisfeste.

Im Alterthume wurde die Göttin oder der Gott Pales [1]) hauptsächlich als Göttin des Ackerbaues und, ganz ins Be-

[1]) Bald als weiblich und bald als männlich erscheint, bei den Dich-tern, diese Gottheit, welche sogar häufig mit der Vesta verwechselt und auch, wie diese, als die Mutter der Götter bezeichnet wird.

sondere, als Schutzgöttin der Hirten und der Weidgänge verehrt, als Dea pastorum et pabuli.

Am Feste der Pales gieng, bei den Römern, das Volk mit brennenden Fackeln, durch die Saatfelder, flehend zu der Göttin daß sie wachen möge über die Saaten in den Feldern und über die Triften und Matten, auf daß die Erstern gesegnet würden und reichlich gedeihen möchten zur Ärnte und die Letztern ergiebigen Graswuchs hervorbringen möchten für die Heerden, das Jahr über.

Nach der Göttin Namen, hieß dieses Fest bei den Römern Palilia, oft auch Panilia. An demselben, wie an demjenigen der Vesta, war es gebräuchlich, unter Jubel und Freude, festliche Feuer anzuzünden, um dieselben zu tanzen, und darüber hin und her zu springen.

Auch dieses Fest gieng aus dem Heidenthume in das Christenthum über, und wurde auf den Festtag Johannis des Täufers verlegt.

Durandus bezeugt in seinem Rationale [1]), daß man, zu seiner Zeit, an diesem Festtage mit brennenden Fackeln, durch die Felder und Saaten zog, in der Absicht und in dem Glauben dieselben das Jahr hindurch zu segnen.

Dieser Gebrauch stimmte ebenfalls mit der, im Mittelalter, allgemein und noch jetzt vielfach üblichen Gewohnheit zusammen, daß man im Frühjahre oder in der Sommerzeit, oder bei allzulange anhaltender Tröckene oder Nässe, mit Kreuz und Fahnen, prozessionsweise durch die Felder einherschritt, um Gottes Segen, Regen oder Sonnenschein, Fruchtbarkeit und Gedeihen, auf dieselben zu erflehen.

Das Volk, fügt Hospinianus seinerseits der von Duran-

[1]) Am bereits angeführten Orte.

dus mitgetheilten Angabe hinzu, das Volk glaubt, daß, wenn es um die Zeit des Johannistages regnet, dies den Haselnüssen Schaden zufüge. Die Ursache, welche zu diesem Volksglauben Anlaß gab, dürfte wohl, wie Hospinianus selbst bemerkt, ganz einfach darin zu suchen sein, daß um Johannis Baptistä Tag die Haselnüsse noch so zarthäutig sind, daß sie die Feuchtigkeit nicht ertragen. Hier also treffen wir blos wieder auf eine jener zahlreichen Arten des Volksglaubens, auf eine jener sogenannten Bauernregeln, welche sich, ohne irgend eine abergläubische Beimischung, noch sonstigen mystischen Zusatz, lediglich auf meteorologische oder Naturbeobachtungen stützen und gründen. [1])

IV. Das Radwälzen am Johannisfeste.

Noch eines andern, höchst merkwürdigen Gebrauches gedenkt Durandus, als der dritten, nebst dem Johannisfeuer und den Fackelzügen durch die Felder, zu seiner Zeit, am Johannisfeste üblichen Gewohnheit.

An jenem Feste, erzählt er, herrsche, an manchen Orten, der Brauch das Rad zu wälzen, um damit anzuzeigen, daß die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht habe und nun bald in den Zodiac hinab steigen würde. [2])

Mit diesem ebenfalls aus dem Heidenthume stammenden Gebrauche, scheint unter andern ein recht eigenthümlicher, zu Wasslenheim und auch sonst noch im Elsasse üblicher

[1]) Scheint doch nicht ganz ohne mythischen Grund; da die Haselstaude den alten Deutschen heilig war und die in der Johannisnacht geschnittene Wünschelruthe von derselben genommen werden mußte. Anmerk. des Herausgeb.

[2]) « Rotam quoque hoc die in quibusdam locis voluunt, ad significandum, quod sol altissimum tunc locum in coelo occupet, et descendere incipiat in zodiaco » erzählt Hospinianus dem Durandus nach.

Brauch, in Berührung zu stehen. Am sogenannten Küchelsonntage [1]) nämlich, an welchem in allen Häusern vollauf gebacken und geschenket wird, geht des Abends die liebe Jugend zum Städtchen hinaus und brennet ein Feuerwerk ganz eigener Art ab. Mehrere Tage schon vor dem Küchelsonntage, stehen die Knaben in den Gassen herum und gehen sogar von Haus zu Haus, um Geld einzusammeln zum Einkaufen der Schiwä oder Schiwälä (Scheiben, Scheiblein), welche zu dem Feuerwerke dienen sollen. Es sind dies ganz dünn geschnittene Rädchen von Tannen-, Fichten- oder anderm harzigten ganz leichten Holze, welche man anzündet und, wenn sie lichterloh brennen, mit einem Stäbchen in die Luft schnellt. Diese sogenannten Scheiben oder Scheibeln, da sie wie gesagt ganz leicht sind, fliegen und schwirren dann, je nachdem man sie mit mehr oder weniger Kraft und Geschicklichkeit zu werfen versteht, und je nachdem die Luft bewegt ist oder nicht, weit und breit herum, sinkenden Sternen gleich oder herum gleitenden und zitternden Irrlichtern. Und, im Augenblicke wo man sie emporschleudert, ist es dann der Brauch dieselben Jemanden zu Ehren zu werfen, indem man die gewohnten Worte dazu spricht:

Schiwälä, Schiwälä, rundi Bein,
I schlaa di im (dem) . . heim! [2])

(Hier der Name der Person zu deren Ehre man das Scheiblein schlägt oder schnellt; z. B. dem Herrn Pfarrer, oder dem Herrn Doktor ꝛc.)

---

[1]) Diese Küchlein, so wie die zu verschiedenen Festzeiten gebackenen Wecken, Brezeln u. s. w., waren ursprünglich Opferkuchen, die unsre Vorfahren einst den Göttern darboten, und später, bei besserer Besinnung, selbst aßen. Anmerk. des Herausgeb.

[2]) Vergl. S. 120 und 121.

Viele wissen auch dazu sonstige mehr oder weniger ausgedehnte und artige Reime herzusagen.

Personen, welche diesem Feste beigewohnt haben, versichern, daß es wundernett anzuschauen sei wie die glühenden Scheiben, wie leuchtende Sonnen und Sterne, nach allen Richtungen, in der Nacht umherschwirren; und daß oft rings um Wafflenheim, auf allen freien Plätzen, dieses lustige Scheibenwerfen statt findet; denn, da man zum Schnellen dieser Scheiben einen gehörigen Raum nöthig hat, so vertheilen sich die jungen Leute, je nach ihren Bekanntschaften und Verbindungen, auf verschiedene Plätze. Am Küchelsonntage Abends soll es zu Wafflenheim jedesmal ein Jubeln und eine Freude sein ohne Ende.

Dieses lustige Scheibenwerfen nun erinnert unwillkührlich an die vielfältigen, in uralten Zeiten schon, bei den Völkern des Orients gebräuchlichen mit dem Sonnendienste zusammenhängenden Festlichkeiten, bei denen das Rad, als Symbol der Sonne, immerfort eine große Rolle spielte. Ein Umstand, welcher beweisen dürfte, daß auch das Scheibenwerfen zu Wafflenheim von ähnlichen, uralten, zur Ehre der Sonne gefeierten Festen abstamme, ist, daß in andern Orten des Elsasses, namentlich am Breusch-Kanale, in den nahe an dem Gebirge gelegenen Dörfern, — wo überhaupt schon einzelne Orte sich durch einen ganz eigenthümlichen Typus ihrer Bewohner auszeichnen, — dieses Scheibenwerfen ebenfalls gebräuchlich ist wie zu Wafflenheim, aber nicht in der Fastnachtzeit wie in diesem Städtchen, sondern, merkwürdig genug, vereint mit dem Sungiht- oder Johannisfeuer, am Johannisfeste zu Sungihten oder Sonnwenden, wie man ehemals sagte, das heißt um Johannis Baptistä.

Am Vorabende dieses Tages, versichert man mich, gehen noch heute die Bewohner von Scharrachbergheim auf den Scharrach und diejenigen von Wolxheim auf das Horn, [1]) zünden dort große Feuer an, und werfen dann auch von dort herab brennende Scheiben hernieder, gerade wie die Wasslenheimer Jugend am Küchelsonntage; zitternd schwirren die glühenden Scheiben weithin durch die Nacht in die dunkle Tiefe, und die jungen Leute springen dann auch laut jubelnd um und über das Feuer, daß es weithin wiederhallet in den Bergen. Höchst wahrscheinlich ist alles dies dasselbe Fest zu Wasslenheim, zu Scharrachbergheim und zu Wolxheim; nur mag dasselbe in dem protestantischen Städtchen, ich weiß nicht aus welcher Ursache und zu welcher Zeit, auf einen andern Tag, und sogar in eine andere Jahreszeit verlegt worden sein, während in den beiden katholischen Orten dieses uralte Werfen der Scheiben, der mittelalterlichen Ueberlieferung getreu, immer noch am Johannisfeste statt findet; wie denn überhaupt genommen die katholischen Völkerschaften durchweg fester an den althergebrachten Sitten und Gewohnheiten hängen als die protestantischen.

Weitere Angaben über diesen Gebrauch des Scheibenwerfens, in unserm Lande namentlich, sind mir, bis dahin, nicht zugekommen.

V. Das Johannisfest auf dem Münster zu Straßburg.

Der Festtag Johannis des Täufers ist einer der merkwürdigsten und wichtigsten Tage in der Baugeschichte der elsässischen Domkirche. Am Tage Johannis Baptistä 1007 wurde

---

[1]) Vergl. S. 121.

das Münster durch einen Blitzstrahl in Brand gesteckt, und nebst der Kirche des h. Thomas und einem großen Theile der Stadt, zu Schutt und Asche niedergebrannt. Am Tage Johannis des Täufers 1439 ließ Hans Hültz von Köln, der Werkmeister Unserer Lieben Frauen Werkes des meren Stifts zu Straßburg, die Bildsäule Marias, der Patronin der Stadt und der Domkirche, auf der so eben vollendeten Thurmspitze aufstellen: und weit hinaus in das Land verkündigte das Bild der Himmelskönigin den Völkern, daß nun endlich das, seit Jahrhunderten durch die Väter begonnene und von Geschlecht zu Geschlecht eifrig fortgeführte Werk des Glaubens und der Sühne, vollendet sei!

Seit vier Jahrhunderten war der Johannistag ein Festtag für Straßburg.

Das Geläute einer Glocke, die silberne Glocke oder die Meßglocke genannt, kündete den Bewohnern der alten Münsterstadt die Wiederkehr des theuern, denkwürdigen Tages und der ehemals berühmten Messe an. Sie wurde jedesmal von Mittag bis ein Uhr angezogen, und jährlich nur zweimal, zum Einläuten und Ausläuten der Johannismesse, und ausschließlich zu diesem Zwecke gebraucht.

Am Johannisfeste war sodann, auf dem Münster, noch eine andere Gewohnheit üblich, deren Ursprung und Bedeutung sich gar wohl an die übrigen bereits erwähnten abergläubischen Gewohnheiten, welche ehemals am Johannistage gebräuchlich waren, anschließen dürfte.

Das festliche Geläute der silbernen Glocke war auch das Zeichen, für das Volk, sich zu den Vergnügungen heran zu drängen, welche, nach althergebrachtem Brauche, auf dem Münster statt fanden. Droben auf dem Speicher, unter der

Kuppel oder der sogenannten Pfaffenkappe, über den Gewölben der Kreuzarme, hatten die Wächter sieben Schaukeln errichtet; die eine für sie selbst, die sechs übrigen für das Volk bestimmt. Jubelnd eilte jung und alt herbei, um Theil zu nehmen an diesem Schwingen und Reizeln: und ohne Ende flog dann die Schaukel auf und nieder, und weithin über die Stadt hallte das Jubeln und Lachen der freudigen Menge, und oft auch Gesang und Musik hernieder. Jeder der schaukeln wollte mußte den Wächtern einen Sols geben; eben so, jenes Tages, Jeder der auf die Plate-forme stieg. An diesem Tage hatten ferner die Wächter die Befugniß Wein und Bier auszuschenken, was ihnen sonst das ganze Jahr über verboten war.

Diese alten Gebräuche bestunden bis auf die Revolution, welche dieselben aufhob mit so vielen andern noch, schlimmen und guten, als verwerfliche Ueberreste der verhaßten Feudalzeit und des mittelalterlichen Götzendienstes, nach dem damals beliebten Ausdrucke. Die silberne Glocke wurde, nebst tausend andern Glocken, in den schweren Kriegszeiten umgegossen.

Insofern schließen sich nun diese ehemaligen Münstergebräuche an den übrigen Volksglauben und die abergläubischen Gewohnheiten an, welche am Johannisfeste üblich waren, als das Schaukeln, wie im Allgemeinen jede rasche Bewegung durch die Luft, in uralten Zeiten schon, als wohlthätige und schützende Bewegung angesehen wurde [1]). Schon bei den Alten galt die Luft, gleich wie das Feuer und das Wasser, als Symbol und Mittel der Reinigung, und zum Schutze und zur Wahrung gegen bösartige Einflüsse. Daher rühren bei den

[1]) Vergl. S. 118.

Völkern der alten und neuen Welt, all' jene religiösen Tänze, welche, an gewissen Festtagen, einen Hauptheil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachten; daher, um nur im Vorbeigehen zwei Beispiele unter hunderten anzuführen, die schwindelnden Wirbeltänze der orientalischen Fakire und der indischen drehenden Derwische. Aus derselben Quelle, um schließlich an einen noch jetzt üblichen aus grauer Vorzeit überlieferten Gebrauch zu erinnern, aus derselben Quelle stammet auch in der katholischen Kirche die bekannte Gewohnheit die sogenannten Retschen oder Klappern zu drehen und schrillen zu machen, angeblich um an jenem Festtage, wo keine Glocke geläutet werden darf, das Geläute der Glocken und die Schelle bei dem Meßdienste zu versehen, ursprünglich aber, um durch das rasche Schwirren durch die Luft und durch den grellschreienden Lärm der Retschen die bösen Geister zu entfernen; gleich wie die alten Aegypter schon, am Feste des Osiris, wenn ich nicht irre, mit solchen lärmenden Drehklappern umherliefen.

Chronik
des Jahres 1850.

I.
Nekrologie.
Adam Walther Strobel.

Der Herausgeber hätte gerne schon im gegenwärtigen Jahrgange der Alsatia, dem Lehrer seiner frühesten Jugend, dem vielverdienten Adam Walther Strobel, welchen der Tod im Laufe des Jahres 1850 so unerwartet mitten aus seiner Thätigkeit herausgerissen, ein Denkmal der Liebe und Verehrung gesetzt; allein die Zeit erlaubte es dem gelehrten Freunde aus Straßburg, der sich damit befassen will, nicht mehr alle Materialien zu einer Strobels würdigen Biographie zu sammeln; sie muß demnach auf den Jahrgang 1852 unsrer Alsatia verschoben werden. Einstweilen möge folgende kurze Notiz über das Leben und die literarische Wirksamkeit des Verfassers der elsässischen Geschichte, der größern Arbeit über ihn, als Vorläuferin dienen.

Adam Walther Strobel wurde den 23. Februar 1792 zu Straßburg geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, aus welchem er in das theologische Seminar trat; er vollendete daselbst das Studium der Theologie, fühlte sich aber, durch seine bis an sein Ende fortgesetzte Liebe zur Jugend, zum pädagogischen Fache hingezogen und wurde im kaum zurückgelegten neunzehnten Jahre (1811), als Lehrer an der protestantischen Pfarrschule zum Alten St. Peter ernannt, wo er, von allen seinen zahlreichen Schülern und Schülerinnen innig geliebt, bis 1830 segensreich wirkte. In diesem Jahre folgte er dem Rufe als Professor am Gymnasium,

welche Stelle er im Jahr 1850 ablegte um seine letzte Lebenszeit ungestört literarischen Arbeiten widmen zu können; als ihn plötzlich der Tod, den 28. Juli, seinen Freunden, seinen Studien, dem Elsasse, der ganzen gelehrten Welt, zu frühzeitig entriß.

Die nähern Umstände seines Lebens, die Schilderung seines Charakters, die Würdigung seiner Schriften, mögen seinem Biographen überlassen bleiben. Unter letztern treten besonders hervor: Die Geschichte des Elsasses, in 6 Bänden, deren beide letzte man jedoch seinem Kollegen, Herrn Dr. Heinrich Engelhardt, verdankt; die Geschichte der Kirche zum Alten St. Peter; mehrere kleinere Schriften, die sich auf die Geschichte oder Beschreibung des Elsasses beziehen, in deutscher und französischer Sprache; Seb. Brant's kleinere Gedichte, dessen Narrenschiff, die Chronik Closner's, wovon er treffliche Ausgaben lieferte; so wie er auch thätigen Antheil an dem von der Straßburger Munizipalität herausgegebenen Code diplomatique de la ville de Strasbourg, nahm; ältere französische Lieder, 2 Bände, und viele Aufsätze, welche in deutschen und französischen Zeitschriften zerstreut sind.

II.

Schönwissenschaftliche und historische Schriften von elsässischen Verfassern,

welche von Ende 1849 bis Ende 1850 herausgekommen sind.

Arnold's Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart, in fünf Akten und in Versen, neue Ausgabe, Folio, in zwei Kolumnen von Silbermann gedruckt; mit illustrirtem Titel, in Farbendruck, von Simon und vierzig Originalzeichnungen, von G. Schuler. 1850.

Adolf Stöber, Reisebilder aus der Schweiz, in Gedichten. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer. Miniatur-Ausgabe. 1850.

August Stöber, Neujahrs-Stollen für 1850. Mülhausen.

Ebend. Alsatia für 1851, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. (Fortsetzung der Neujahrs-Stollen). Mülhausen.

Ebend. Die Sagen des Elsasses, nach der Volksüberlieferung und den Chroniken, neu gesammelt und dargestellt, mit einer Sagenkarte. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1851. Erste Abtheilung, Sundgau und Ober-Elsaß.

N. Ehrsam, der Stadt Mülhausen privilegirtes Bürgerbuch, bis zur Vereinigung dieser Republik mit Frankreich, im Jahr 1798. Mülhausen, 1850.

J. Bresch, Vogesenklänge, (im Druck begriffen) Kolmar 1851.

Louis Spach, Oberlin, civilisateur du Ban-de-la-Roche, discours prononcé à la séance de la société des sciences, agriculture et arts du département du Bas-Rhin, br. Strasb. 1850.

Klein, *Ch. G.*, Saverne et ses environs, ouvrage illustré par E. Laville, avec dessins d'architecture, par Maestlé. Strasbourg (fin 1849).

Revue d'Alsace, 12 livraisons, Colmar 1850.

Paul Lehr, Fables et poésies choisies de *Th. C. Pfeffel*, traduites en vers français et précédées d'une notice biographique, 2ᵉ édit. Strasbourg 1850.

Paul Lehr, Lénore, ballade de Bürger, trad. en vers français, 2ᵉ édit. Strasbourg 1850.

Stoltz J. L., Ampélographie rhénane, ou description caractéristique, historique, synonymique, agronomique et économique des cépages les plus estimés et les plus cultivés de la vallée du Rhin, depuis Bâle jusqu'à Coblence et dans plusieurs contrées viticoles de l'Allemagne méridionale ; 12 à 14 livraisons de deux feuilles de texte in 4° et de 2 planches; 7 livraisons sont en vente, les 8ᵉ et 9ᵉ sous presse. Mulhouse.

Inhalt.

Seite.

Alsatia

für

1852.

von

August Stöber.

Inhalt:

I. Bernhard Jobins Vertheidigung deutscher Kunst wider die Italiäner, 1573, nebst einem Anhang aus D. Specklins Architektura, eingeleitet von L. Schneegans. — II. Der Pandurenlärm in Weißenburg, 1744, von Ohleyer. — III. Walther vom Wasgenstein und Hildegunde, von Aug. Stöber. — IV. Das Männlein auf dem Blochmund, eine sundgauische Sage, von Christophorus; ein Melkerlied in Metzeraler Mundart von J. Brefch. — V. Namenloses Unglück durch eine Spinne, mit einer Urkunde vom Jahr 1491, von L. Schneegans. — VI. Vier ältere geistliche Gesänge, mitgetheilt von Christophorus. — VII. Volksthümliche Gebräuche und abergläubische Meinungen im Elsaß, u. s. w., von Aug. Stöber. — VIII. Die Eroberung von Magdeburg betreffend, nebst Reimen auf Tilly vom Jahr 1631, aus Petri's ungedrucktem Missiv-Protokoll der Stadt Mülhausen. — IX. Die Dionysenkapelle bei Wolxheim, nebst einem Hinblick auf die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum heil. Georg in Molsheim, von G. Mühl. — X. Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, von L. Schneegans. — Chronik der elsässischen Literatur, Kunst und Alterthümer von Ende 1850 bis Ende 1851.

Stuttgart,

bei Franz Köhler, Buchhändler.

1851.

Alsatia,

Jahrbuch

für

elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte
Sprache und Kunst,

im

Vereine mit vaterländischen Schriftstellern,

herausgegeben

von

August Stöber.

1852.

Mülhausen,
Druck und Verlag von J. P. Rißler.
Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses,
Deutschlands und der Schweiz.

Vorwort.

Der Herausgeber hat die Freude seinen theuern Landsleuten hiemit diesen neuen Jahrgang der Alsatia anbieten zu dürfen. So wie die beiden vorigen [1]), soll auch der gegenwärtige, einerseits, ein lebendiges Bild der Vergangenheit unseres Landes in Sage und Alterthumskunde geben; sodann aber, sich durch eine fortlaufende Schilderung der volksthümlichen Sitten, Gebräuche und abergläubischen Meinungen im Elsasse, an die Gegenwart anschließen; zur Beibehaltung und Wiedererweckung mancher oft so poetischen und sinnvollen dieser Sitten und Gebräuche anregen, aber auch zur Ausrottung der unwürdigen, schädlichen Vorurtheile des Aberglaubens kräftig beitragen.

Andere Abtheilungen sind der Schilderung einzelner, bisher wenig bekannter und behandelter Begebenheiten aus der elsässischen Geschichte, biographischen Aufsätzen be-

---

1) Die Neujahrs-Stollen sind nemlich in einer zweiten Auflage, unter dem Titel Alsatia für 1850, für eine deutsche Buchhandlung gedruckt worden.

Alsatia

für

1852.

von

August Stöber.

Inhalt:

I. Bernhard Jobins Vertheidigung deutscher Kunst wider die Italiäner, 1573, nebst einem Anhang aus D. Specklins Architektura, eingeleitet von L. Schneegans. — II. Der Pandurenlärm in Weißenburg, 1744, von Ohleyer. — III. Walther vom Wasgenstein und Hildegunde, von Aug. Stöber. — IV. Das Männlein auf dem Blochmund, eine sundgauische Sage, von Christophorus; ein Melkerlied in Metzeraler Mundart von J. Bresch. — V. Namenloses Unglück durch eine Spinne, mit einer Urkunde vom Jahr 1491, von L. Schneegans. — VI. Vier ältere geistliche Gesänge, mitgetheilt von Christophorus. — VII. Volksthümliche Gebräuche und abergläubische Meinungen im Elsaß, u. s. w., von Aug. Stöber. — VIII. Die Eroberung von Magdeburg betreffend, nebst Reimen auf Tilly vom Jahr 1631, aus Petri's ungedrucktem Missiv-Protokoll der Stadt Mülhausen. — IX. Die Dionysenkapelle bei Wolxheim, nebst einem Hinblick auf die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum heil. Georg in Molsheim, von G. Mühl. — X. Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, von L. Schneegans. — Chronik der elsässischen Literatur, Kunst und Alterthümer von Ende 1850 bis Ende 1851.

Stuttgart,
bei Franz Köhler, Buchhändler.
1851.

Alsatia,

Jahrbuch

für

elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte

Sprache und Kunst,

im

Vereine mit vaterländischen Schriftstellern,

herausgegeben

von

August Stöber.

1862.

Mülhausen,

Druck und Verlag von J. P. Rißler.

Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses,

Deutschlands und der Schweiz.

Vorwort.

Der Herausgeber hat die Freude seinen theuern Landsleuten hiemit diesen neuen Jahrgang der Alsatia anbieten zu dürfen. So wie die beiden vorigen [1]), soll auch der gegenwärtige, einerseits, ein lebendiges Bild der Vergangenheit unseres Landes in Sage und Alterthumskunde geben; sodann aber, sich durch eine fortlaufende Schilderung der volksthümlichen Sitten, Gebräuche und abergläubischen Meinungen im Elsasse, an die Gegenwart anschließen; zur Beibehaltung und Wiedererweckung mancher oft so poetischen und sinnvollen dieser Sitten und Gebräuche anregen, aber auch zur Ausrottung der unwürdigen, schädlichen Vorurtheile des Aberglaubens kräftig beitragen.

Andere Abtheilungen sind der Schilderung einzelner, bisher wenig bekannter und behandelter Begebenheiten aus der elsässischen Geschichte, biographischen Aufsätzen be-

---

[1]) Die Neujahrs-Stollen sind nemlich in einer zweiten Auflage, unter dem Titel Alsatia für 1850, für eine deutsche Buchhandlung gedruckt worden.

rühmter Landsleute, dem Abdrucke älterer interessanter Urkunden aus öffentlichen oder Privat-Archiven gewidmet.

Auch sollen ungedruckte oder in älteren selten gewordenen Schriften enthaltene Volkslieder und charakteristische Dichtungen, nach und nach von der Alsatia veröffentlicht werden, wie dieß schon voriges Jahr, und jetzt wieder, durch die Mittheilung der frommen, treuherzigen und tiefpoetischen „Geistlichen Gesänge" geschehen ist, die alle vier wahrscheinlich elsässische Dichter zu Verfassern haben.

Zur Kenntniß unserer naiven und kernigen Volksmundart, welche, bei einem, allen Gauen gemeinsamen Grundzuge, je nach den frühern Volksstämmen die es bewohnt, doch so große Verschiedenartigkeit darbietet, ist, in diesem Jahrgange, eine eigene Rubrik eröffnet, zu deren künftigen Bereicherung wir unsere Bitte an alle Freunde des Elsasses richten, von den nördlichen Gauen an, wo der pfälzische Dialekt der Schriftsprache am nächsten kommt, durch die fränkischen und allemannischen Gebiete hindurch, bis an die südliche Landesscheide, wo die Nachkommen der Rauracher, im rauhen aber kraftvollen und von fremdartiger Mischung freigehaltenen Lauten und Formen reden, und welche diesmal die so originell, in Oberlarger Mundart erzählte Sage vom Männlein auf dem Blochmund bezeichnet ist.

Der Ueberfluß an Stoff, ließ den Herausgeber eine andere Rubrik noch bei Seite legen, welche ebenfalls ein Spiegelbild unseres Volkslebens, in älterer und neuerer Zeit abgeben möchte, und in welcher der Volkswitz und Volkshumor in seinen verschiedenen Richtungen und Aeußerungen einen Sprechsaal erhalten soll. Oertliche Eigenthümlichkeiten, charakteristische Anekdoten, Redensarten, ein reichhal-

tiges Verzeichniß der bezeichnendsten Spitznamen elsässischer Ortschaften, so wie andere Denkmäler des Volksgeistes, sollen dabei namentlich berücksichtigt werden.

Die Chronik, am Schlusse des Buches, wird jedes Jahr alle dem Zweck der Alsatia entsprechenden Erscheinungen der geistigen Thätigkeit im Elsasse, wie sie sich sowohl in Druckwerken als in bildlicher Darstellung kund giebt, in möglichster Vollständigkeit besprechen, und auch alle archäologischen Entdeckungen im Elsasse anzeigen.

Der ferneren Mitwirkung der bewährten Freunde L. Schneegans und G. Mühl, so wie der neu hinzugetretenen, in verschiedenartiger Richtung thätigen Mitarbeiter Ohleyer und Christophorus gewiß, läßt der Herausgeber eine abermalige Einladung an alle ergehen, welche für die in der Alsatia zu besprechenden Fächer Interesse haben, ihn mit Rath und That unterstützen zu wollen, wie dies von Mehreren schon auf erfreuliche und dankenswerthe Weise geschehen ist.

Frei von Vorurtheil und Parteisucht, dem Geiste der Wahrheit gemäß, und in würdiger Sprache, sollen auch in Zukunft alle Resultate der Forschung in den entsprechenden Gebieten, dankbar aufgenommen werden. Gerechtem Tadel, wirklicher Berichtigung und etwaigen Ergänzungen, seine eigenen Versuche zunächst betreffend, wird der Herausgeber stets ein offenes Ohr leihen, da ihm selbstgefälliges und unfehlbar sich dünkendes Wesen von Grund aus abgeht. Nur durch das vielseitige Mitwirken Anderer ist ihm ja die Veröffentlichung seiner letzten Arbeiten möglich geworden.

Schließlich bedauert der Herausgeber, daß er nicht in den Stand gesetzt werden konnte, die im vorigen Jahrgange ver-

sprochene Biographie Strobels mitzutheilen. Der Straß-
burger Freund, welcher dieselbe zu schreiben unternommen und
durch seine Amtspflichten und eine größere literarische Arbeit
abgehalten worden ist, wird hoffentlich im nächsten Jahre sein
gegebenes Wort lösen können.

August Stöber.

Mülhausen, 1. Dezember 1851.

I.

Des Straßburger Buchdruckers

Bernhard Jobin's

Vertheidigung deutscher Kunst wider die Geringschätzung derselben von Seiten der Italiäner. Gedruckt als Vorrede zu den im Jahr 1573 durch ihn veröffentlichten Abbildungen der römischen Päbste,

nebst einem Auszuge

aus

D. Specklins Vorrede zur Architektura,

eingeleitet

von

Ludwig Schneegans.

Im Jahre 1568 hatte Giorgio Vasari, der als Maler und Architekt, und mehr noch als Schriftsteller berühmte Florentiner, seine bekannte und viel gepriesene Geschichte der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister Italiens im Drucke herausgegeben.

Voller Bewunderung für die großen Meister, welche sein Vaterland, in jeglichem Kunstfache, hervorgebracht; voller Stolz auf die hohen Verdienste, welche sich dieselben um die Kunst erworben, und auf die zahllosen Kunstschätze und Meisterwerke, welche damals, in noch weit größerem Maße als heutzutage, Italiens Städte, Kirchen und Palläste schmückten, überfloß Vasari von Lob und Preis für seine Stammgenossen. Mit gerechtem Lobe erwähnt er, so viel es ihm möglich war, Alles dessen was sie gethan, seit Jahrhunderten, zur Ausbildung, zur Veredlung und zur Fortpflanzung der Künste; und, mit eben so gerechter Anerkennung, muß die Nachwelt, mit ihm eingestehen, daß, in der christlichen Kunstgeschichte, ein anderes Land es Italien zuvorgethan, ja selbst daß, in der mittelalterlichen und neuern Kunst, die Italiäner sämmtliche Völker Europas überstrahlen an Ruhm und Genie.

Oefters jedoch ließ auch Vasari sich allzuweit fortreißen in seiner Vorliebe und in seinen Lobeserhebungen zu Gunsten seiner Landsleute. Oefters sogar spricht er beinahe mit einer gewissen Geringschätzung von den Leistungen der übrigen Völker im Gebiete der Kunst. Mehr denn einmal vergrößert und überhebt er die Verdienste der welschen Meister auf Unkosten ihrer ausländischen Kunstgenossen; mehr denn einmal schreibt er ihnen den Ruhm von Erfindungen und Vervollkommnungen zu, welche die Geschichte, in ihrem unabänderlichen Urtheilsspruche, den Letztern zueignen muß. Mehrentheils zwar mag ihn wohl, wie ihm ziemlich allgemein und mit vollem Recht vorgeworfen wird, die, den Italiänern eigene und, nur zu oft, an Prahlerei gränzende Ruhmsucht zu solchen Ueberhebungen angetrieben haben; mehrmals dürfte aber auch die Unzulänglichkeit der Quellen und Materialien, die ihm zu Gebote stunden, eher als die ihm keineswegs abgehende ultramontane Anmaßung und National-Eitelkeit, ihn zu solchen geschichtlichen Ungerechtigkeiten und Unbilden schuldlos verleitet haben.

So übergieng Vasari namentlich, in vielfacher Weise, die bedeutenden Verdienste, welche die Völker deutscher Zunge sich, das ganze Mittelalter hindurch und in seinem eigenen Jahrhunderte, im Gebiete der Kunst errungen hatten. Zwar rühmet und ehret er nebenbei einzelne deutsche Künstler; doch thut er dies blos im Vorbeigehen und gleichsam unbedachtsamer Weise nur, als entschlüpfe ihm, unbewußt, das gerechte Lob, das er ihnen spendet; und immerfort weiß er, selbst dann wieder, schließlich, fein und geschickt, deren Ruhm, in noch höherem Grade, seinen Landsleuten zuzuwenden. So gedenket Vasari, im Allgemeinen, wie schon im dreizehnten Jahrhunderte, die deutschen Kaiser deutsche Maler und Bild-

hauer und andere Künstler, in ihrem Gefolge, mit sich nach Italien brachten. So rühmet er ferner, in seiner Biographie des Arnolfo di Lapo, die großen Verdienste eines deutschen Meisters, Namens Wilhelm, und den gewaltigen Einfluß, welchen dieser, wahrscheinlich aus der Schule Erwins von Steinbach, hervorgegangene Künstler, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, auf die Entwickelung der Baukunst in Italien ausgeübt; wie nach ihm noch viele deutsche Meister. Ebenso gesteht er, in der Lebensgeschichte des Alesso Baldovinetti, des ältesten, zu Vasari's Zeit, bekannten Italiäners, der sich, in der Glasmalerei, einen bedeutenden und bleibenden Ruf errang, daß derselbe diese Kunst von einem deutschen Pilgrime erlernet hatte, welcher, um 1389, nach Rom gekommen war.

Allein, gleichwie sein berühmter Landsmann Machiavelli, so weit gieng, daß er die Erfindung des Geschützes, welche doch den Deutschen durchaus nicht kann streitig gemacht werden, den Italiänern zuschreibt: ebenso sucht Vasari, seinerseits, der Deutschen wohlerworbene, historisch erwiesene Verdienste im Gebiete der Kunst, vielfach zu verkürzen und auf seine Landsleute zu übertragen.

Um nur der bedeutendsten geschichtlichen Verstöße Vasari's zu gedenken, genüge es auf zwei der offenkundigsten hinzuweisen, deren auch in Bernhard Jobins Vorrede Meldung geschieht.

Wie bekannt, wird allgemein dem berühmten niederdeutschen Maler Johann van Eyck die Erfindung der Oelmalerei, oder um historisch richtiger zu sprechen, diejenige durch Auftragen eines Firnisses, jene Malerei dauerhaft zu machen, und die fester begründete Uebung und allgemeinere Aufnahme dieser Art

Malerei, zugeschrieben; denn Jahrhunderte vor den Brüdern van Eyck war schon die Oelmalerei im Gebrauche. Hier zwar stund die geschichtlich anerkannte Thatsache Vasari schroff entgegen; die sonnenhelle Wahrheit, wie Jobin sich ausdrückt, schien ihm allzu klar in die Augen, als daß er dieselbe hätte mit einigem Erfolge beseitigen können. Nichts desto weniger aber sieht man ihm an, und fühlet man durch alle seine erzwungenen Anerkennungen hindurch, wie gerne er den Ruhm der Erfindung des van Eyck seinem Landsmanne Antonello da Messina zugesichert hätte. Weniger zurückhaltend verfährt Vasari hinsichtlich der Erfindung des in der Kunstgeschichte so hochwichtigen Kupferstechens. Irriger Weise schreibt er diese dem Florentiner Maso Finiguerra zu, welcher in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts blühte, da doch, wie ebenfalls allgemein bekannt ist, der berühmte hochdeutsche Maler Martin Schöngauer, welcher zu Kolmar lebte und wirkte, und — dort im Jahre 1488 starb, bereits vor der Mitte des genannten Jahrhunderts diese Kunst von seinen Meistern erlernet und auf jenen hohen Grad von Vervollkommnung gebracht hatte, auf welchem sie Albrecht Dürer späterhin festhielt und wo möglich noch weiter ausbildete, zur Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. *)

Frühzeitig schon, lange bevor der seinerseits äußerst unzuverlässige Franzose Félibien des Avaux auf die Mängel und Irrthümer des immerhin höchst verdienstvollen Werkes des Vasari hingewiesen hatte, erhoben sich, in Deutschland, kräf-

---

*) Kurze Zeit nachdem Jobin seine päbstlichen Bildnisse herausgab, gieng von Straßburg eine andere, ebenfalls nicht unerhebliche Erfindung aus: diejenige nämlich der sogenannten Pastell-Malerei, welche, wie bekannt ist, dem Straßburgischen Maler Wendel Dieterlin, einem Zeitgenossen und Mitbürger Jobins, zugemessen wird.

tige Stimmen gegen des Italiäners ruhmsüchtige und unbegründete Behauptungen.

Bereits im Jahre 1572 veröffentlichte Hieronymus Cock, angespornet durch Vasari's Beispiel, eine Geschichte der berühmtesten niederdeutschen Maler; und, im darauf folgenden Jahre, that der wackere Straßburgische Bürger, Kunsthändler und Kunstfreund Bernhard Jobin, gewaltige Einrede gegen des Florentiners allzubreist anmaßende Ueberhebungen.

Im Jahre 1570 hatte der gelehrte Augustiner Mönch Onuphrius Panvinius, von Verona, acht und zwanzig Bildnisse der Päbste, von Urban VI bis auf Gregor XIII, zu Rom in Kupfer stechen lassen, und dieselben mit summarischen Lebensbeschreibungen begleitet. Ein Exemplar dieses Werkes kam Bernhard Jobin zu Handen, und alsobald beschloß dieser, diese Portraite durch „seinen lieben Gevatter", den berühmten Straßburgischen Maler Tobias Stimmer, von Schaffhausen, getreu nachzeichnen zu lassen und „die auffs fleißigst in Buchs nachzuschneiden." Zu Anfang des Jahres 1573 übergab er diese, den römischen Originalstichen nachgebildeten Holzschnitte, nebst einer Uebersetzung der italiänischen Biographien, dem deutschen Publikum. *)

Diese Gelegenheit nun benützte Jobin, um sich zu verwahren und Einsprache einzulegen gegen Vasari's anmaßende und verletzende Behauptungen, hinsichtlich der deutschen Kunst und Künstler

*) Der nach dem Gebrauche und in dem Style des sechzehnten Jahrhunderts, in lateinischer und sodann in deutscher Sprache, verfaßte Titel von Jobins Werk ist folgender:

« **Accuratae** effigies pontificum maximorum, numero XXVIII : ab anno Christi MCCCLXXVIII. ad aetatem usque nostram praesidentium, ad vivum ex Romano prototypo expressae : iisque singulorum pontificum elogia,

In einer an den Bischof Melchior von Basel gerichteten und diesem Prälaten gewiedmeten Vorrede, erhob der in seiner Liebe zum deutschen Vaterlande und zur Wahrheit gleichviel gekränkte Mann, seine von gerechtem Unwillen schwellende Stimme, gegen die durch Vasari den deutschen Künstlern angethanen Unbilden.

Ueberfließend von nur gerechtem Lobe bezeuget er, daß Gott nicht einem Volke, ausschließlich der andern Nationen, daß er nicht den Italiänern allein, Sinn und schöpferische Kraft für Kunst gegeben, sondern daß er nebst den übermüthigen Welschen, auch andere Völker, die Deutschen namentlich, ebenfalls mit mannigfaltigen Geistesfähigkeiten reichlich ausgestattet habe. Die Deutschen, so rühmet er mit vollem Rechte, wären im Stande, ihrerseits, ein nicht minder bedeutendes Künstlerregister aufzuweisen als dasjenige, welches Vasari von den Italiänischen zusammen getragen hat. Sodann erinnert er, wie die beiden größesten Erfindungen des Mittelalters, diejenige des Schießpulvers und des Geschützes, und die noch wundervollere und wichtigere der Buchdruckerkunst, von Deutschland ausgegangen seien, zu dessen unvergänglicher Ehre. Sodann rühmt er ferner, welche bedeutende Verdienste die Deutschen, in jeglichem Felde der Kunst, errungen; wie vielfältig, in älterer und neuerer Zeit, die hof-

---

eorum res gestas summatim comprehendentia, ab Onuphrio-Panvinio Veronense Fratre Eremita Augustiniano, adjuncta, Germanice que interpretata.

Eygentwissenliche vnnd wolgedenckwürdige Contrafeytungen, oder Antlitzgstaltungen der Römischen Bäbst, an der Zahl 28. von dem 1378. Jar, biß auff den heut Stülfähigen, künstlich angebildet. Auch mit Summarischen jhres lebens Rhümschrifften, erstlich inn Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischaert. G. M. Teutsch, beschriben, beide den Histori vnd auch Gemälsverständigen sehr ergetzlich vnd vorständig. Mit Rö. Kay. May. Freyheit. M.D.LXXiij

färtigen Italiäner selbst deutsche Künstler aller Art zu sich berufen und deren Talent und Kunstfertigkeit benützt und ausgebeutet haben, um ihre Dome und Kirchen aufzubauen, und dieselben sodann auszuschmücken. Und wahrlich, mit gerechtem Stolze konnte Jobin die Italiäner an diese namhafte Beihülfe erinnern, welche sie selbst den Deutschen gefordert hatten, denn zahlreich sind die germanischen Meister, welche bereits im dreizehnten, mehr aber noch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hindurch, über die Alpen wanderten, um in den verschiedenen Staaten der italiänischen Halbinsel Kirchen zu entwerfen, zu erbauen und mit allerlei Kunstschätzen auszuschmücken. *) Mit redseligem Munde ruft hernach Jobin zurücke, was die Deutschen alles geleistet und gewirkt für die Künste, in der Baukunst und Bildnerei, in der Malerei und in den verschiedenen sich an diese Hauptkunst anschließenden zeichnenden Künste, im Formschneiden und im Kupferstechen, in der Kunst des Goldschmieds und des Ciseleurs, und in den sonstigen Kunstfächern. Und, indem er sich sodann etwas dreister in die Brust wirft, zählt er mit gefälliger, genugthuender Zufriedenheit die Namen der vielen deutschen Maler auf, welche sich, zu seiner Zeit, herangebildet und einen großen Ruf erworben hatten, in der

*) Zum Belege hiefür genüge es, unter anderm, blos auf den Dom von Mailand hinzuweisen, bei dessen Bau, vom Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts hinweg, und das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch, unendlich viele deutsche Künstler zu Rathe gezogen wurden und Antheil nahmen an den Bauten. Ein deutscher Meister, von den Italiänern Heinrich von Gamodia genannt, (ohne Zweifel von Gmünden) legte im Jahre 1388, den Grundstein zu jenem Dome. Drei Jahre später wurde Ulrich von Ensingen, der hernach den Thurm des Straßburgischen Münsters aufbaute, der berühmte Stammvater des würdigen Künstlergeschlechtes der Ensinger, nebst andern deutschen

Schule Albrecht Dürers, zur Ehre und zum Lobe des gesammten deutschen Vaterlandes. Vor Allen aber zeichnet er rühmlichst aus die beiden hochdeutschen Meister, den hochgefeierten jüngern Holbein, und „seinen lieben Gevatter" Tobias Stimmer, den geschickten Verfertiger der päbstlichen Bildnisse, welche sein Buch schmücken; die Einzigen beinahe, so bezeuget er lobend, welche nicht der damaligen Mode huldigend, die Kunstweise der welschen Maler befolgten, und mehr oder weniger knechtisch nachahmeten: „sintemal" sagt er, in folgender höchstbezeichnenden Stelle, „sintemal „sie beynahe allein vnder andern vielen die be- „stendige ware Geschicklicheit vnnd Art des rech- „ten Malens durch ihre offenbare monument er- „halten, vnd sich der frembden welschen Art zu „malen (die heut der mehste theil nachäfft, vnd „doch nicht für die beste weiß gründlich bestehn vnd „beschützet kan werden) entschlagen."

Durch diese ziemlich reich ausgestattete Namensanzeigen der lebenden berühmtesten deutschen Maler, durch vielfache sonstige auf die Kunstgeschichte Deutschlands bezügliche, in Jobins Vorrede enthaltene Angaben und Winke, und auch dadurch, daß dieselbe zu gleicher Zeit, bis zu einem gewissen

---

Meistern nach Mailand berufen, entwarf dort Risse und ertheilte Rath, im Jahre 1394. Beinahe ein Jahrhundert hernach, gieng Meister Hans von Gräz, von Straßburg aus, mit andern deutschen Steinmetzen nach Mailand, und leitete dort, eine Reihe von Jahren hindurch, den prachtvollen und höchstschwierigen Kuppelbau des Domes. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stund ein anderer berühmter deutscher Meister, den die Italiäner Pietro di Giovanni nennen, der Bauhütte und dem Baue des Domes zu Orvieto vor.

Zahllose andere deutsche Künstler, jeglichen Faches, worunter auch viele Maler, wirkten von dort hinweg in allen Theilen Italiens.

Grade, eine allgemeine Uebersicht gewährt, erhält diese Vorrede einen nicht unerheblichen geschichtlichen und wissenschaftlichen Werth. Sie trägt so ganz das Gepräge der Zeit in der sie entstanden, und bildet, nebst andern in ähnlichem Geiste abgefaßten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts, ein bleibendes Denkmal der lobenswerthen Bemühungen der damaligen deutschen Künstler und Gelehrten, die vielseitigen Verdienste ihres Vaterlandes, im Felde der Kunst, zu ihrer wahren Geltung und Anerkennung zu bringen. Allein schon aus dieser Ursache, und nicht minder weil Jobins Werk, welchem diese Vorrede zur Einleitung dient, bereits ziemlich selten wird, lohnte es sich wohl schon der Mühe des kunstfertigen und gelehrten Straßburgischen Kunsthändlers kurzgefaßte Apologie zur Ehrenrettung der vaterländischen Kunst und Künstler, auf das Neue an das Tageslicht treten zu lassen. Gewiß wird dieselbe den Lesern der Alsatia, so wie sämmtlichen Freunden Elsässischer Kunst und Geschichte, nicht unwillkommen sein.

Als nicht minder willkommene Beigabe, und gleichsam als ergänzendes und erprobendes Gegenstück, mag ein Auszug aus Daniel Specklins Architectura von 1589 folgen.

Mit derselben Wärme und mit demselben gerechten Eifer wie sechzehn Jahre zuvor sein Mitbürger und Freund Bernhard Jobin, es gethan hatte, kämpfet der berühmte Straßburgische Baumeister gegen die gleich hochmüthigen Anmaßungen der Italiäner und der Niederländer, im Gebiete der damals herrlich aufstrebenden neuern Kriegsbaukunst. Der Uebermuth seiner welschen und niederländischen Kunstgenossen, — Specklin bezeuget es selbst zu zweien Malen in seiner Vorrede —, *)

*) (Anmerkung.) „Die vrsachen," sagt Specklin, „die mich zu publicierung dieses Wercks bewegt, seind dise.

war sogar eine der drei Hauptursachen, welche er in der Letzteren aufzählet als diejenigen, welche ihn ganz ins Besondere zur Herausgabe seines Werkes bewogen. Und, wahrlich, keine bessere Probe hätte er beibringen können, zum Belege seiner Aussage, zum Beweise der kraftvollen Kunstfähigkeit des deutschen Völkerstammes, zur Steuer der Wahrheit und zum Nutzen der Geschichte, als sein eigenes vortreffliches Buch, welches, mehr denn kein anderes, dazu beitrug, die neuere Kriegsbaukunst auf fester wissenschaftlicher Basis zu begründen und auszubilden, und welches, noch heutigen Tages, mit gerechtem Lobe überhäuft und gepriesen wird.

Hier nun zuerst Bernhard Jobins Vorrede zu seinem mit den Bildnissen der Päbste ausgestatteten Werke. Sie erscheint hier in ihrem ursprünglichen schlichten, prunk- und anspruchlosen altdeutschen Gewande, wiedergegeben in buchstäblich getreuem Abdrucke.

Im Anhange folget sodann der besagte Auszug aus der Vorrede der Architectura Specklins.

„Erstlichen ꝛc. ꝛc.....

„Zum Andern, muß ich etlichen antworten, so vns Teut„schen mit grosser verachtung angreiffen, vnnd niemands „gut genug achten, ihnen ihr schmähen vnd verachten „abzuleinen."

Derselbe Gedanke kehret wieder in dem, als Anhang zu Jobins Vorrede beigegebenen Auszuge.

A. Bernhard Jobins Vorrede.

Dem Hochwirdigen Fürsten vnd Herrn, Herrn Melchior, Bischoffen zü Basel, meinem Gnädigen Fürsten vnd Herrn.

HOchwirdiger Fürst, Gnädiger Herr, E. Fürstlichen Gnaden seyen mein vnderthenig, vnn gantz begirwillige Dienst, eusserstes fleiß, jederzeit züvoran bereit. Gnediger Fürst vnd Herr: Wer den altgewonten span vnnd streit, auch gleich nach der Allgemeinen vertheilunge der Zungen vnd Völcker, zwischen den ältesten vnnd herrlichsten Nationen, als den Chaldeern, Assyriern, Egyptiern, vnd den eigenrhümigen Griechen ob erfindung vnnd verbesserung der lieblichen vnd anmütigen Kunst des Gemäls, oder anbildens, angangen, zu sinn vnd müt führet: Der würd sich nicht hoch zübefrembden noch züverwundern haben, das auch bey vnserer jetziger Lebzeit deßgleichen zweyung zwischen den heutberümtesten Völckern den Teutschen, Italianern vnnd Frantzosen vmb gleiche vrsach sich reget. Dann disse gleich so wol als jenige ebenmässige bewegunge zü solcher partheylicheit traget vnnd bringet: Dieweil sie namlich gedachte fürtreffliche Malerkunst in so hohen Ehren, Würden vnnd achtung halten, das sie vermeinen jhrem Vatterland, neben dem nutz, nicht ein wenig rhümes vnd achtbarkeit hiedurch zügehn, wa sie die erfindung vnd den Vrheber derselbigen bey jhnen gewesen sein, erhalten. Dannenher findet vnnd sihet man heutiges tages gantze volumina vnd Bücher, die jede Nation, als in meinung der andern außzübieten, von jhrer Landsart berümpten Malern, züsampt jhren Contrafeytischen Bildnussen, mit grossem kosten lasset offentlich im truck außbreiten. Wie dann im kurtzverflossenen acht vnd sechzigesten Jar ein Florentinischer Maler vnnd

Bawherr Georgius Vasaris inn Italianischer sprach zweygetheilte grosse tractat von den vorbündigsten Malern, Bildnern vnd Bawmeistern des Welschen Lands hat gepublicieret. Damit er heimlich vnderstanden den Leuten allgemach einen won einzübilden, als ob erstgesetzter kunst vrsprung, vnd deren beste übung bey jhnen allein züsüchen. Welchem vnzeitigen vrtheil, eher es weiter, als für entschlossen, einrisse, vorzübiegen vnnd züvorkommen, haben bald hernach in dem zwey vnd sibentzigesten Jar die Nider Teutsche Maler durch den berümpten Hieronymum Cock auch jhre fürnemste Maler, so etwas nutzliches zü offtgerürter kunst oder erfunden oder darinnen erübet vnd verbessert gehabt, mit des Hochgelehrten Herrn Lampsonij elogijs in offentlichen truck gefärtiget. Darauß man sich deitlich züersehen vnd züerinnern hat, das weder dise noch andere kunst allein bey einer Landsart Volck stehn, was sich auch jedes natürlicher spitzfindigkeit vnd angeborner scharffsinn, deßgleichen reiner subtiler lufft, vnnd Himmlischer Influentz (wie dann gemelter Italianer thüt) außthün darff vnd berhümen. Dann wie keinem Menschen, der anders mit vernunfft, verstand vnnd ingenio versehen, also auch keinem Volck, so nicht gar Cyclopisch, Canibalisch vnd Barbarisch lebet, die Gnaden vnnd Gaben Gottes seind verkürtzet vnd abgeschlagen, wa man sich allein derselbigen mit ernst annimmet, auch die in state übung richtet. Wiewol nicht zuverneinen, das gleich wie die Poeten von Natur (als man zü sagen pflegt) wachssen, gleicher gestalt ein artliche angeborne geschicklicheit vnnd lust auch einen Gemälsverständigen mache. Jedoch folget nicht darumb, das solche natürliche anmütung vnd neigung, so aller geschöpff erste vnnd allgemeine Müter heißt, auff ein Volck allein werd gefänglich eingezogen, oder erblich verpflichtet. Sondern bescheinet sich

in täglicher erfahrung, das viel vnnd offt in einer einigen kunst durch allerley Länder wolgelehrte vnd hocherfahrne Leut sich finden. Vnnd dessen durch alle facultates vnd artes exempel zu lysern, wer beid zu weitläuffig vnd zü viel vnnötig. Sintenmal solches die künstlicheit des Malens genügsam klärlich erweiset. In deren ich, wiewol diser kunst ein vngeübter (doch ohn rhüm zü melden) ein geneigter vnd ergebener: allein für mein Person ein merckliche anzahl erfahrne Hochteutsche (wa es jetzumal füglich geschehen möchte) wolte erzehlen: vnd ebenso ein grossen Catalogum der vnseren berümtesten vnd herrlichsten Maler, als offtgeregter Georgius Vasaris, stellen. Also das es demselbigen Welschen Bawherrn noch weit am Baw fehlet, die Malerkunst allein in Florentz vnd Italiam zuverbawen. Wann er schon dasjenige, so von den Teutschen erstlich aufkommen oder fälschlich verleugnet, oder heimdückisch verschweiget vnd verkleinert, weißt man sich doch, seiner selbst bekandtnüß nach der Italianer Landruchtbarer vnart zuerinnern, welche vermag, das sie alle außländische Künstler auff das eusserst hassen vnd verfolgen: Ja selbst einander vmb mehr gunst vnd eitelehr willen hinrichten, wie dessen in seim Büch selbst bey drey Exempel vorhanden. Vnnd das ich mich auch seiner beweisung gebrauche, da er auß den zweyhundertjärigen gemalten Thaffeln erweiset, das vor derselbigen zeit die Malerkunst bey jhnen sey güt vnd geng gewesen: möcht ich jhn wol fragen, ob er nicht meinet das man auch bey andern Nationen, fürnemlich bey den Teutschen: so bereit damals das Kaiserthumb eingehalten: vor berürten zweyhundert Jaren, ja auch bey des Rotbartenden Kaysers Friderichen zeiten deßgleichen güte gemäl, als seines stoltzen Cimabuc ist, hab züfinden? wie man dann die gewißlich in alten Stifften, Kirchen vnnd Klöstern noch heu-

tiges tags mag sehen vnnd wissen. So sich alsdann dasselbige erfindet, würd er mir nicht in abred sein können, das seid derselben zeit das Malen in Teutschland sey breuchlich, vnd in einem auffgang, ja genüg für die damals läuffige zeit fürtrefflich gewesen. Wie er sich dann selber deßhalben in des Nicolai Pisani leben bloß gibt vnd verredt, da er meldt das die Teutschen Kayser umb das 1267 Jar, wann sie in Welschland züreisen pflegten Teutsche Maler vnd Bildhawer haben mitgeführet, die sich demnach in Italien wol gebrauchten, vnnd ettlich viel Kirchen mit jhrer künstlichen arbeit ziereten. Gleich wie er auch wider seinen willen in des Bawherrn Arnolfi von Lapo leben schreibet, das die Bawmeisterey (deren sonst die Italianer groß erfahren sein wöllen) umb das 1333 Jar von einem Teutschen, Wilhelm genant, sey erstlich sehr gebessert worden. Deßgleichen bekent er auch das das gründlich Glaßmalen vnd Musieren Alesso Baldovinetti (so der erst solches mit etwas lob in Welschland auffgebracht hat) umb das 1389 Jar von einem Teutschen Pilger, der gegen Rom gewallet, gelehrnet habe. Vnd wiewol er dem erstangezogenen Alesso in des Antonello von Messina leben gern den Sinnreicheſten fund mit ölfarben zümalen, vnnd mit Verniß daurhafft zümachen, wolt zümessen. Hat ihm doch die Sonnhelle warheit in die augen geschienen, vnd jn darvon abgehalten, das er den rhüm solcher vnschätzbarn erfindung, deßgleichen kaum Apelli bewußt gewesen, hat seinem waren vrhäber einem Nider Teutschen Johann von Eick (so solches vmb das 1440 Jar auß der Alchimey, die die Teutschen viel im brauch haben) erfunden, müssen volgen lassen vnd züstellen. Kan auch nicht verneinen, das diß ölgemäl eher zü den Hochteutschen, als den Nachbaurn, dann den Italianern sey gerhaten. Dieweil

dann solche vns zütheilige reden den Mißgünstigen, die vnser billich zuständig lob mit ewiger vergessenheit zü verfinstern, vnnd den jhrn vnerrungenen rhüm wie falsch Gold herfür züschimmern gedencken, vnbesunnener weiß entfahren: Was hat man wol zümütmassen, das sie vorsetzlich mütwilliger gestalt in der feder haben stecken lassen, oder jhnen freventlich zulegen dörffen. Dann gleich wie newlicher zeit ein Florentiner Machiavelli in seinem gespräch von der Kriegskunst sehr vnbedachtsam die erfindung der Artillerey vnd des Fewergeschoß (welche von den Teutschen auffkommen sein Weltruchbar ist) seinen Landsleuten dorffte züschreiben. Also hat auch vnser vorgehandelter Georgius Vasaris, von vnzeitiger lieb seines Vatterlands eingenommen, nicht schew getragen, das Kupfferstechen einem Florentiner Maso Finiguerra (so vmb das 1470 Jar gelebt) züzümessen. So doch mehr dann gewiß, das ein Hochteutscher Martin Schön genant, nach dem er zu dem stechen durch seine zwen Lehrmeister, deren einer Luprecht Rüst geheissen, vmb das 1430 Jar ist angewiesen gewesen, solche kunst erstlich hab in ein übung, rüff vnd gang gericht. Von welchem es nachmals der Kunstberümtest Albrecht Dürer begreiffend, in ein solchs wesen vnd ansehen hat erhebt, das noch heutigestages alle Völcker sich seines fleiß im reissen vnd stechen haben zu verwundern. Diser hat auch zu erstenmalen, als er die langweilige zeit, die auff das Kupfferstechen gehet, vnd nicht destweniger an jhm die überflüssige invention verliegen gemercket, zü fürderung seiner vnd ander Leut, dieweil kurtze zeit züvor im 1458 Jar das Büchtrucken (darzü das Kupfferstechen auch anleitung gegeben) zü Straßburg vnd Mentz angangen, das fertig vnd zierlich kunstwerck des Figuren vnnd Formenschneidens in Holtz zü einem recht vollkommenen end vnd ziel gebracht. Welches zwar seiner färtigen nutzbarkeit

vnd bequemlichkeit halben, so es mit vnd ohn schrifft zütrucken hatt, weit dem Kupfferstechen vnd Etzen ist vorzüsetzen. Nun diser Albrecht Dürer hat ein solche anzahl fürnemer Maler hin vnnd wider in Hochteutschland erwecket, das sie an mänge vnd kunst gewißlich keiner Nation, wie kunstkündlich sie sich auch verschrey, diß falls werden platz raumen. Dann jhm seind bald beid in Flach vnd Farbmalen sehr rhümlich gevolget, Aldo Grawe, Sebald Behem zu Franckfort, Mathis von Oschnaburg, dessen köstlich gemäl zü Ißna züsehen, Lamprecht Schwab, Lamprecht Lombard zü Lüttich, Johan Mabhuß, Johan Mey, Amberger, Jost von Cleve, Jacob Sigmeyer, Johan Schäufelein, Jörg Bentz zü Nürnberg, Johan Burgmeyer zü Augspurg, Manuel Deutsch zü Bern, Lucas Granacher zu Wittenberg, Johan Baldung, Heinrich Vogtherr, Widitz, alle drey zu Straßburg, Virgilius Solis zü Nürnberg, Johan Thufel, Florian Abel, Jos Amman von Zürich, Thobias Fend zü Preßla, beide Bocksperger. Vnd das ich es mit den zwen fürtrefflichsten (meiner hier von kleinverständigkeit, auch diser kunst wol erfahrner vnpartheyischem vrtheil nach) beschliesse: So kan ich nicht ohn rhümliche meldung gedencken der recht Kunstsinnigen, Johan Holbein Burgern zu Basel, vnnd Thobias Stimmern von Schaffhausen. Sintenmal sie beynach allein vnder andern vielen die bestendige ware geschicklichkeit vnnd art des rechten Malens durch jhre offenbare monument erhalten, vnd sich der frembden Welschen art zümalen (die heut der mehste theil nachäfft, vnd doch nicht für die beste weiß gründlich bestehn vnd beschützet kan werden) entschlagen. Darumb ich sie nicht ohn sondern bedacht hab züsammen wöllen setzen, dieweil sie beide mir wol bekandt, vnd sich nicht allein als Landsleut, sondern auch der Art, künstlichkeit vnd recht kunstfüglicher stellung verglei-

chen. Deren dann jener Johan Holbein von wegen seines grossen Namens, so er im gemäl bekommen, von Kön: May: in Engelland ehrlich ist beruffen worden. Da er auch seiner erwiesenen kunst halben hochgehalten mit Todt ist verschieden. Dieser aber mein lieber Gevatter Thobias Stimmer noch heutigestages seinen kunstreichen verstand zü menniglichs ehren vnd nutz in allerhand gemäl darthüt vnd erweiset: Wie dann dises seine manigfaltige kunstreiche Malwerck, vnnd nicht ein kleins die gegenwertige eigentliche Conterfeytunge vnd ebenbildunge der Römischen Bäbst, so E. F. G. von mir vnderthениger meinung presentieret vnd angetragen werden, bezeugen: vnnd vieleicht (wa jhm Gott das leben längert) ferner mit viel meh ansehlichern Wercken würd offenbaren. Derwegen bedunckt mich hiemit klärlich genüg dargethan, das jhnen die Teutschen mit viel besserem grund, vnnd billicherm schein, dann andere Nationen, die widerstattung, ergäntzung vnn auffbringung des Rechten Malens (welches bey manigfältigen zerstörungen der Statt Rom nach Constantini Magni zeiten in ein abgang gerhiet) zueignen vnd vendiceren: Oder, wa sie schon eigen lob vnd neid zü vermeiden, solches rhüms vnnd vortheils sich begeben, doch mit andern Völckern wol zügleich in einem Siegwagen mögen triumpffieren. Dann die Redliche auffrichtigkeit der Teutschen nicht so vnärtig vnd vergünstig ist, das sie nit neben jhnen andere Nationen jhrer sonderen art halben liessen etwas gelten, vnd die kunst mit gleichmäßsiger geschicklicheit üben. Können auch wol erachten, das diser span vnd streit von ursprung vnd vermehrung des Gemäls, leichtlich (wa man nicht weitters darunder suchet) zu verzeihen, vnd der kunst nicht also gefährlich als fürderlich ist: dieweil diser Eyfer zü beiden theilen die gemüter zu fleissiger übung vnd gründlicher erforschung noch vnver-

süchtersachen antreibet vnnd ermanet. Gleichwol auff das dem gemeinen won ein wenig (dann außfürlich möcht mit derweil noch geschehen) begegnet, vnnd dem vielfaltigen verunglimpffen der Frembden von vnserm Vatterland ein ziel geendet würde, hab ich nothalb, als ein Freund solcher kunst etwas zü schutz vnserer sachen müssen fürbringen, vnd des Mercurij Caduceum oder Friedstab einwerffen: auff das man die Teutschen nicht aller dings also für grob vnd vngeschlacht (wie ettwann die Römischen Historici vnser Land, das sie offt nie gesehen, pflegten zübeschreiben) hielte. Sonder das zü gleicher gestalt wie sich der Teutsche boden nun ein anzehliche zeither fruchtbarer, die Länder erbawener, die Stätt ordenlicher erzeigen, also auch bey den Teutschen ingenijs von tag zü tag allerley künst gänger, verständlicher vnnd höher beschienen. Aber was bemüh ich mich lang bey einem Hochverständigen Teutschen Fürsten, als E. F. G. so auß dem vraltesten Adel Teutscher Ritterschaft wolgeboren, der Teutschen wolhergebrachten Rhüm, vnnd deren sach Apology mit vielen worten anzübringen. In betrachtung das an derselbigen weitläuffigkeit E. F. G. so von jugend auff den studijs gelehrsam ist ergeben gewesen, auß erkantnuß der Historien, vnnd manigfältiger täglicher vnd hoher erfahrung, der Nationen eigenschafften, neigung, künstliche übungen züvor genügsam bekandt seind. Hierumb würd es E. F. G. nicht dahin vernemmen, als ob ich in verstand des Gemäles E. F. G. het etwas vnderrichts wöllen hiemit fürschreiben. Dann in der Warheit ist es mit jedem scharff vnnd klügsinnigen Menschen solcher gestalt, wie Plutarchus schreibet, gethan, das gleich wie er auß Natürlichem Liecht vnnd verstand das nutze von dem schädlichen, das böß von dem güten generaliter mag vnderscheiden: Also auch von allen Menschlichen (nicht über-

natürlichen) fällen, geschichten, materien, wercken vnd künsten, die er mit seinen sinnen, vnnd insonderheit mit dem gesicht erreichen vnd begreiffen kan, vrtheilen, vnd was jhm darinn am anmütigsten vnd gefälligesten erwehlen: auch wa er ein vergleichung derselbigen fürnimpt, gäntzlich das best darauß erkennen. Wie solt mir dann von einem also Wolgeadelten, Weisen, gelehrten, erfahrenen, Regierenden Fürsten, als E. F. G. erweißlich berhümet ist, ja einem Hochwirdigen Bischoff zweiffeln, das E. F. G. nach dero hohem verstand, des Gemäls vnd der Maler halben (welche doch jederzeit sampt den Poeten fast allein an Fürstlichen Höfen jhren besten port, züflücht, vnnd vnderschleiff haben gesüchet) kein wolgegründtes wissen hette. Sonder ist von mir fürnemlich auß disem bedencken geschehen, das dieweil diß Büch vnder E. F. G. hochwürdigem Namen an offentlichen tag, vnd in vieler hohes vnnd niderstands händ soll gerhaten, das dieselbigen beide diß Büch, vnnd die recht meinung vom gemäl auß E. F. G. hochbedachtem wolzeitigem vrtheil vnd achtbarer gutschätzung in mehrerem werd vnd bevehl hielten. Bitt derowegen E. F. G. in aller vnderthenigkeit solches in keiner vngnaden züvermercken, sonder diß zü den volgenden vrsachen auch für ein bewegliche E. F. G. gegenwärtig werck zü dedicieren, deiten. Dann nachdem ich dise acht vnnd zwentzig abbildunge der Römischen Bäpst von waren original in Kupffer zu Rom gestochen, von dem hochgelehrten Historico Onuphrio Panvinio Eremita Anno 1570 außgangen, zühanden bekommen, haben mir die kunst vnd nutzhalben also wol gefallen, das ich die auffs fleissigst in Buchs nachzüschneiden bin bedacht worden. In erwegung das zü vnsern zeiten sich wiederumb der alte gebrauch der Römer ereiget, welche in jhren Bibliothecken vnd Palästen zur widergedächtnüß vnd

thugentlicher ermanung, auch erinnerung der sterblichkeit herrlicher Männer Bildnüssen haben aufgestellet: gleich wie man solches von Pomponio Attico vnd M. Varrone, der 700. semlicher Contrafacturen beysammen gehabt, meldet. Dann wer weißt nicht heutigstags von des Hochwirdigen Bischoffs Pauli Jovij im Truck außgangenen Elogijs, oder Rhümschrifften, beide der Kriegshelden, vnd auch Gelehrten, die er under die Abcontrafeytungen in seinem Sal hat verzeichnet? Deßgleichen von des Florentinischen Hertzogen angebildten hohen Leuten, so er in seinem Fürstlichen Hauß zü Florentz, wie Vasaris schreibet, hat züsammen gelesen. Item des Königs Heinrichen in Engelland manche abgemalte fürtreffliche Personen in dem Königlichen Hauß zu Londen züsehen? Vnn demnach auch von der Edelen Holsteinischen Rittern Johan vnnd Heinrichen von Rantzow gesamleten Contrafacturen heutiger Kriegserfahrner Herrn in jhrem berümpten Schloß Bredenberg, durch ein hievon ausgegangen Büch, zuwissen? vnd weiter von vieler andern hohes vnd niderstands Leuten müh, kosten vnnd fleiß, den sie auff dergleichen arbeit verwenden. Derhalben solche löbliche vralte gewonheit (welche das lesen der Historien fast fürdert vnd erlustigt) zu bekräfftigen, auff das man bekömmlich in einem Büch vnd vmb geringes gelt, dasjenige leichtlich an der hand hette, das sonst mit schwerer vnrhüw, ferrem reisen, vnd grossem vnkosten züweg würd gerichtet, hab ich dise zü einem angang jedermänniglich darmit züdienen wöllen publicieren, in guter hoffnung disem bald meher deßgleichen vnnd stattlichers nachzüschicken. Als ich aber solchem Werck, wie bräuchlich, einen Patronen züsuchen mich vmbgesehen, ist mir dazü kein täuglicher, als E. F. G. auß zwoen vrsachen zugestanden. Erstlich das ich hiedurch E. F. G. meine underthenige vnd vielwillige

danckbarkeit ettwas erweiset. Sintenmal meine Voreltern, Verwante, Freund, vnd ich in E. F. G. gebiet, Landschafft vnd schutz mehrertheils geboren, erzogen vnd ernehret worden, auch noch zůr zeit deren ettliche E. F. G. gnädiges schirms geniessen, vnd dessen sich noch täglich frewen vnd getrösten. Bitt auch E. F. G. vndertheniglich solche Gnaden, nach dero hoher mildte vnd güte nimmermehr erwelcken zůlassen. Demnach auch auß diser vrsach, das ich für dißmal mein danckbare dienstwilligkeit zůbezeugen kein besser mittel vnd füglicher werck, so E. F. G. meher zůständig sein möchte, dann diß angetragene gegenwärtige gewißt. Dann vnd dieweil diß Bůch beide das leben vnd die gestalt der Römischen Hoch-Bischoff einhält vnnd kurtz begreifft: Wem kondte es mit meher gelegenheit, dann widerumb einem mittheilhafftiges Geistliches stands Hochwirdigen Bischoff, als E. F. G. presentieret, vnd auch annemlicher werden? Hierumb ist mein gantz vndertheiige fleissige bitt E. F. G. wölle solche meine wolgemeinte dedication vnnd zůschreiben von mir gnediglich vermercken vnd annemmen. Wa ich dann vmb dise meine müh vnd arbeit E. F. G. gnädiges gefallen spüren würde, solt mich die neben schulddanckbarer pflicht solches vnderthenig vnd gůtwillig zůverdienen jederzeit bereitswilliges fleiß finden. Hiebeyneben Ewer Fürstlichen Genaden alle fridliche Regirung, vnnd langwirige gesundheit wünschend. Geben in Straßburg, den vier vnd zwentzigesten tag des Monats Februarij, auff Sanct Mathias Festag, des 1.5.7.3 Jares.

E. Fürstlichen Gnaden

Vndertheniger vnd dienstwilliger

Bernhard Jobin, Burger zu Straßburg.

B. Auszug aus Daniel Specklins Vorrede der Architectura.

Die andere vnd fürnemmste vrsach, so mich zur publication dises Wercks treibt, ist, daß ich etlichen so vns Teutschen nit allein verlachen, sonder auch bei Fürsten vnd Herren in verachtung vnd verdacht zubringen vnderstehn, als ob wir Teutschen gäntzlichen ohne Sinn vnn Hirn, vnd ohne Vernunfft, vnd vor Kinder gegen jhnen zu achten weren, Dann man sich bey etlichen ohn schew hören lassen, woh man in Teutschland noch jemalen gewesen, man nie nichts in vnserm thun gesehen noch gehört hab, daß wir vnd andere jhnen solchs nit abgestolen hetten, Vnd obschon etliche Meyster etwas news herfür bringen, könne man doch solchs nicht passieren lassen, dieweil es zu voran sonderlich in Italia nicht mehr gesehen worden, zu dem habe man sein lebenlang niemalen gehört oder gesehen, daß die vollen Teutschen etwas news erfunden hetten.

So ist auch sonst noch einer, der gleichwol etwas bescheidener in der sachen, aber in jhren Wercken vnd deren Regeln, seind sie durchauß einig, dann sie jhre Lineamenten zu den Vestungen alle auß der alten Regel ziehen, welches man dann heutigs tags weit besser hat vnd weißt, daß sie aber alles ohne Grund vnd vrsachen vernichten vnd verwerffen wollen, bin ich jhnen daß Gegenspiel für zustellen vnd zu beantworten verursacht worden.

Wa man sie aber in der Hauptsachen befragt, warumm ein Baw hoch, der ander nider, deßgleichen ein Streichen offen, die ander zu, eine lang, die ander kurtz gezogen werden, ist jhr antwort, wann einer nit Latein könne, so verstehe er

solchs nicht, könne auch nit dauon reden, vnd damit haben sie jhres bedunckens trefflich wol getroffen.

So man jhnen aber solchs auff gut Teutsch (welches sie dann wol verstehn) widerlegt, warten sie biß sie allein zu einem kommen, vnd bitten, man wölle solche kunst vnd sachen, in geheim halten, besonders gegen den Oberkeiten, dann wann sie solches im grund ein wenig verstehn, könne hernach niemands mit jhnen, vil weniger dann mit den Kriegsverständigen, vbereinkommen, die wissen offt weniger dann die Gänß dauon zu reden.

Weil aber ich ein solchs gründlichen weiß, so steht mir auch billich das zuverantworten, doch wil ich jedes (was die Gebäw belangt) an seinem ort trewlichen Examinieren, vnd daß jhrig vnd meinig, auff daß meniglichen sehen vnd spüren sol, daß die frommen Teutschen die sach, so wol als sie, verstehn, vorstellen, vnd solchs also zugleich verstendigern zu judicieren undergeben.

Belangende aber Erstlichen, daß man vorgibt, daß in Teutschland nie nichts gesehen, noch gehört worden, daß wir den Italianern nit abgestolen haben sollten. Solches abzuleinen ist die frag, waß sie dann in Italia haben, meint er dann die grosse Gebäw vnn Vestungen, ist aber die frage, wo für solche gebawen werden, davon sie so grosse Bücher schreiben.

Darauff sie nichts anders zu antworten wissen, dann daß solchs für das grausam Geschütz gebawen worden, wer hat dann nun daß Geschütz erfunden? die Bücher dauon sie schreiben, wer hat daß Trucken erfunden? kompt es nit von vnß Teutschen her? welche zwo Inuentiones vnn Künst jetzzumal die höchsten inn der Welt seind, dessen Rhum vnß auch der Türck (wiewol er vnser Erbfeind ist) zulegt, wann solchs

ein Italianer erfunden hette, könnte kein Mensch vor jhrem pracht vnn rhum zukommen, ja alle Welt vnd Menschen müsten Kinder vnnd Gänß gegen jhnen sein, weil sie ohn das gern alles auf sich ziehen wolten.

Hat vnß nun Gott, wie die warheit, solche zwo herrliche künst gegeben, so ist je nit zuzweifeln noch zuleugnen, daß er unß Teutschen noch mehr andere gaben vätterlich mitgetheilet habe, sagen sie vnß nun, wer hat das preßwerck zu Müntzen (so jetzund in Italia vnd Hispania gebraucht wirdt) erfunden? deßgleichen die gewaltigen Brechschrauben, damit man Thurn vnnd Mauren einwürfft, deßgleichen Zügen vnd andere wercke? Item in den subtilen künsten, daß kleine Vhrmachen, daß schönste Schreinerwerck, Malen, Kupfferstechen, Gießwerck, in Berckwercken, vnn in allerhand kriegshändlen, welche alles zu scherffsten von unß Teutschen herkommt, vnd halt ich darfür, dz Gott unß Teutschen solche gaben fürnemlichen mittheilt, dz wir solchs mit danckbarkeit annemmen, nit also auffgeblosen sein, vnd vnsern nechsten darumb verachten. Was solten wir mehr begeren, daß wir nit vor andern Nationen in der gantzen welt hetten: Wir haben ja Erstlich, die erkantnuß Gottes durch sein H. Wort vnd Euangelium, Zum andern, die höchste Oberkeit daß Keysertthumb, mit seinen schönsten vnd dapffersten glidern, den Ständen des Reichs, als Chur, Fürsten, Grauen vnd Herren, demnoch Gott sey lob vnd erhalt vns dabey, den heiligen Frieden, darumb wir billich Gott dancken, ehren, preisen vnnd loben sollen.

So rühme ich die Teutschen nit allein, sonder es schreiben Picus von Mirandula, daß die Tiber mit allen jhren Künsten warhafftig inn Rhein geflossen, solchs meldet auch Alsatus von Meyland, Cälius, Leonicus, Baptista, Picus,

Bernoldus, Razonius, Aldus, Aeneas Syluius, vnd Paulus Jouius sagt, Es wird vns ein wunderbarlicher fruchtbarer vnd frölicher Lufft des Teutschen Himmels fürgestellt, vnd halten warhafftig, daß durch die heymliche würckung deß Gestirns, durch den kalten scharpffen Nortwindt, die vorigen groben Ingenia der Teutschen also erweckt vnd verändert seind, daß sie nit genug haben, an jhren alten löblichen Kriegsthaten (so sie den Römern, die alle Welt geförcht haben, entzogen) vnn solche mit ernst vnd zucht im friden glücklichen erhalten, auch die höchsten Künsten herfürbringen, welchs den weisen Griechen vnd vns schläfferigen Italianern, ein ewige schand ist, Dann vnsern Eltern auch wir, müssen nach guten Werckmeystern inn Teutschland schicken, vnd dannen gute Maler, Bildhawer, Vhrmacher, Mathematicos, Geometras, Musicos, Astronomos, auch die in der Ertzgruben, vnd Brunnenwercken, mit Werckschuhen zum fleissigsten messen können, erfordern, vnd ist auch noch ein grosses wunder, daß sie die Kunst mit dem Ertzgiessen, damit man die Bücher truckt, erfunden, auch von Ertz das gewohnliche Geschütz zum Krieg, zu vns bracht haben u. s. w. Welcher zeugnuß, was sie von euch vnn unß halten, nit in wind zuschlagen ist.

Daß man aber vns volle Teutschen heißt, die nichts wissen, deren erstes bekenne ich, daß der Trunck vns Teutschen etwas mehr, dann andern anhange, Vnd ob wol daß zutrincken bey vns Teutschen darumb nicht verantwort ist, vnn auch ichs für ein grosse Sünd halte, vil weniger laster mit lastern auffruckung zu verantworten gebürlich, So ist doch zu zeiten leidlicher, etwan mit einem guten freund ein starcken Trunck zuthun, die zeit zukürtzen, dann andere grössere sünde zu begehen. Seiteinmal es doch niemands schwerlicher vnd schädlicher, dann jhnen selbs fellt, als denen der Kopff schwer,

vnd der Seckel lär wirdt, aber auß zweyen bösen ist allwegen das ringst verantwortlicher, dann daß ander. Vnd obschon der Trunck einem mehr dann dem andern anhengt, so ist doch darumm noch nit erwisen, daß die Teutschen nichts, sonder daß Gegentheyl, wie gemelt, alles wissen oder verstehen solte, Denn der Teutschen obangezogene Inuentiones, daß widerspiel bezeugen.

II.

Der Pandurenlärm

in

Weißenburg,

1744.

Nach den gleichzeitigen Quellen

dargestellt

von

Ohleyer,

Professor am Kollegium von Zabern.

Einleitung.

Den 20. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI, der letzte männliche Sprosse Rudolfs von Habsburg gestorben, und hatte eine einzige Tochter, die an Herzog Franz von Lothringen verehlichte Maria Theresia, als Erbin hinterlassen. Allein Karl Albrecht, Churfürst von Bayern, machte, als Nachkomme Ferdinand's I, Ansprüche auf die Thronfolge und den Besitz der kaiserlichen Staaten. Frankreich, in dessen Politik es schon lange lag, das Aufblühen der österreichischen Monarchie zu hemmen und ihre Staaten zu zertheilen, ergriff Partei für den Churfürsten von Bayern, der nun mit einem zahlreichen Heere in Böhmen und Oesterreich eindrang, und sich, unter dem Namen Karl VII, als Kaiser erwählen ließ. Auch Preußen hatte die Lage der Dinge benützt, um Oesterreich zu schwächen und hatte es besonders auf die Eroberung von Schlesien abgesehen. Dagegen hatte Maria Theresia an Georg II, König von England und an den Ungarn kräftige Hülfe bekommen. Der Krieg brach also plötzlich zumal an verschiedenen Punkten Europa's aus. Er ist in der Geschichte unter dem Namen des österreichischen Erbfolgekriegs bekannt und dauerte acht Jahre lang.

Auch das Elsaß ward während desselben einer der Hauptschauplätze, und sah sich mit einem male von Kriegshorden überzogen, welche seine Städte und Dörfer plünderten und in Flammen steckten und seine schönen Fruchtgefilde verwüsteten.

Unvermuthet war Karl von Lothringen, den 1. Juli 1744, mit vierzigtausend Mann über den Rhein gegangen und ins Elsaß eingedrungen, und hatte sein Hauptquartier in Lauterburg genommen, Weißenburg besetzt und die sogenannten Linien, welche sich zwischen diesen beiden Städten hinziehen. [1]) Unterdessen jagte der berüchtigte Freiherr von Trenk, Oberst des Fußgänger-Regiments der Panduren, (also genannt vom Dorfe Pandur in Nieder-Ungarn), das Landvolk, welches überall die Flucht ergriffen hatte, mit Mord und Brand vor sich her.

Die Panduren, von deren Wüthen im Elsaß der Krieg noch jetzt beim Volk unter dem Namen des Pandurenlärms bekannt ist, waren serbische Kriegsknechte, welche zuerst unter einem eigenen Hauptmanne, Harun Paschah, standen, und später, 1750, auf geregelten Fuß gestellt wurden. Sie trugen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, waren mit einer langen Flinte, Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet.

Die französische Armee, unter dem Marschall von Coigny, und die bayerische, von General von Seckendorf befehligt, hatten sich von Mainz, Worms und Speier, am Rheine hin bis nach Germersheim gezogen, um die vom Feinde besetzten Punkte wieder zu erobern und ihm ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Erzählung der besondern Umstände der Kriegsbegebenheiten, die sich zunächst an Weißenburg und dessen Umgebung knüpfen, überlassen wir nun, nach diesen wenigen einleitenden Worten, der Feder unseres verehrten Mitarbeiters. [2]) Der Herausgeber.

---

[1]) Die Linien sind Schanzen, welche sich vom Berge Scherrhohl bis nach Lauterburg ziehen. Sie wurden während des spanischen Erbfolgekriegs, im Jahr 1704, auf Befehl des Marschalls von Villars errichtet, und ihre Behauptung war oft entscheidend in den spätern Kriegsbegebenheiten.

[2]) Diese Erzählung ist einem Werke entnommen, welches der Verfasser über seine Vaterstadt, unter dem Titel Notices historiques sur Wissembourg, vorbereitet.

Der Pandurenlärm in Weißenburg.

1744.

Nachdem die kaiserliche Armee bei Stockstadt über den Rhein gegangen war, zogen die leichten Truppen unter Nadasti und Trenk, vom Fürsten von Waldeck unterstützt, auf die Lauterburger Linien los, die sie eroberten. Die Besatzung warf sich in die Stadt, welche der Fürst von Waldeck ohne Schwertstreich einnahm, nachdem er der Besatzung freien Abzug verwilligt hatte.

Den 3. Juli, Freitag Nachmittags, kam auch Weißenburg in Bestürzung. Auf der Bewald-Mühle [1]) hatten sich österreichische Husaren blicken lassen und die Bewohner von Altstadt begannen schon sich haufenweise zum Oberthor herein zu flüchten, da das untere und das Badwenger, jetzt Hagenauer Thor, geschlossen waren.

Die damalige Besatzung der Stadt bestand aus zwei Kompagnien Reiter vom Regiment d'Andlau, welche sich sogleich rüsteten; die Thore wurden alle geschlossen und die Stadt aufs beste in Vertheidigungszustand gesetzt. Allein diesen Tag kam nichts von feindlichen Völkern zum Vorschein.

Den 4. Juli kamen feindliche Husaren vor das Hagenauer Thor geritten und gaben sich, bei der dort stehenden Bürgerwache, als Ueberläufer aus. Während mit ihnen gesprochen

---

[1]) Bewald ist der volksthümliche Name von Bienwald, silva apiarica

wurde, trat ein bewaffneter Fußgänger herzu, der durch die Stadt ziehen wollte, um sich, wie er vorgab, zu seinem in Landau liegenden Regimente zu begeben. Die Reiter fielen über ihn her, nahmen ihm sein Gewehr ab und seine ganze, in sechs Sols bestehende Baarschaft. Die Bürger wollten dem Soldaten forthelfen, wurden aber selbst angefallen und geplündert. Unterdessen kamen zwei Landauer Bürger, Apotheker Pauli und Dupert, über das Rennfeld herangeritten. Kaum hatten sie die Husaren erblickt, als sie ihnen ihr Geld abforderten. Sie erwiederten, sie kämen von Straßburg und hätten keines mehr. Bei näherer Untersuchung fanden die Plünderer jedoch eine Taschenuhr und zehn Louisd'or, nahmen sie zu sich und sprengten dem Niederwalde zu.

Dieser Vorfall hatte großen Lärm in der Stadt verursacht. Die zwei Kompagnien Reiter versammelten sich, um den Husaren nachzusetzen, allein sie erreichten sie nicht mehr.

Den 5ten, Sonntags, nach zwei Uhr Morgens, trafen viele österreichische Soldaten, worunter besonders Husaren, Panduren und Croaten, am Schlagbaume desselben Thores an, und begehrten sogleich mit dem Stadt-Kommandanten und dem Bürgermeister zu sprechen. Augenblicklich begaben sich ein Reiter und ein Bürger, der Eine zum Kommandanten, der Andere zum Bürgermeister Scherer, um ihnen zu melden, daß zahlreiche feindliche Soldaten vor dem Thore stünden und sogleich Eingang in die Stadt begehrten.

Kommandant und Bürgermeister verfügten sich demnach, in Begleitung mehrerer anderer angesehener Bürger und, Hauptleute, nach dem Thore, wo ihnen der Obrist der Husaren erklärte, daß er Befehl habe von seinem Herrn, dem General Tripps, die Stadt aufzufordern, seinen Leuten den Einmarsch zu gestatten, widrigenfalls Zimmerleute bereit wä-

ren, die Thore einzuhauen, und die Stadt alsdann der Plünderung nicht entgehen würde.

Dieser Bescheid versetzte Weißenburg in großen Schrecken. Man begann zu unterhandeln. Ein Hauptmann aus der Besatzung wurde abgesandt, um die Bedingungen der Kapitulation mit dem Feinde zu besprechen. Hierauf schickte der General einen Hauptmann der Husaren, um dessen Willen kundzugeben und sogleich auch in Erfüllung zu bringen.

Er begehrte: Erstens, daß die Stadt augenblicklich eingeräumt werde.

Zweitens, daß die ganze Garnison, sowohl Ober- als Unteroffiziere, sich als Kriegsgefangene ergeben und Gewehre und Bagage ablegen und zurücklassen sollten.

Drittens, daß alle in der Stadt sich befindenden königlich-französischen Offiziere und Beamte, sich gleichfalls als Kriegsgefangene erklären, und als solche behandelt würden; es seien deren zu Fuß oder zu Pferd.

Viertens, daß sämmtliche Magazine, sowohl die hart als weich Futter enthaltenden, abgeliefert werden.

Fünftens, daß alle königlichen Magazine, ohne Ausnahme, angegeben und vorgezeigt werden sollen.

Sechstens, daß alle in der Stadt sich befindlichen Deserteurs, sogleich ausgeliefert werden.

Dagegen schlug die Stadt, nach Anhörung der Bemerkungen des Gouverneurs, des Raths und des Kommandanten, folgende Punkte vor:

Erstens. Der Gouverneur, so wie alle königlich-französischen Beamten, ohne Ausnahme, werden, mit allen Ehrenzeichen und gehörigem Bagage aus der Stadt ziehen, und sich in Sicherheit nach Landau begeben.

Zweitens. Wird er nicht eingehen, daß die ganze Garni-

son, noch die andern königlichen Beamten, sich als Kriegsgefangene erklären.

Drittens. Was die Stadt betrifft, so ergibt sie sich ganz unterthänigst; dabei aber ganz demüthig und gehorsam bittend und ersuchend, Ihre königliche Ungarische Majestät wolle derselben alle ihre Freiheiten accordiren, und sie bei ihrem Recht und Gerechtigkeiten lassen und erhalten; auch, sowohl die Unterthanen der Stadt als ihre angehörigen Dorfschaften, vor allem Unheil oder Plünderung, desgleichen unsre Stiftkirchen und Klöster diesfalls beschirmen.

Viertens. Was die königlichen Magazine anbelangt, mit hartem oder weichem Futter, bewilligt der Herr Gouverneur sie auszuliefern.

Fünftens. Alle sonstige Königs-Magazine, ohne Ausnahme, wird der Gouverneur an- und vorzeigen.

Letztens consentirt der Gouverneur gleichfalls, die in der Stadt befindlichen Deserteurs auszuliefern.

Da die Unterhandlung längere Zeit dauerte, so schickte der vor der Stadt haltende General herein, mit der Meldung, daß insofern man zaudern werde, er seine Panduren die Mauern ersteigen lassen wolle und sodann nichts mehr anhören werde.

Da die Stadt nun alle Hoffnung auf eine für sie günstigere Wendung der Dinge, verloren hatte, willigte sie in folgenden endlichen Vertrag:

„Erstens. Die Garnison ergibt sich als Kriegsgefangene und legt das Gewehr auf dem Platz darnieder; die Herren Oberoffiziere erhalten die Freiheit der Kriegsgefangenschaft, unter dem Versprechen ein Jahr und Tag kein Gewehr zu ergreifen gegen Ihro Königl. Majestät die Königin von Ungarn noch deren Alliirte.

„Zweitens. Werde ihnen erlaubt alles ihr eigenes Bagage mitzunehmen.

„Drittens. Was die Stadt betrifft, so solle solche vor allem Unheil und Plünderung beschützt sein.

„Viertens. Unsere Magazine und Vorrath werden von dem Feinde ausgeleert und fortgeführt.

„Fünftens. Der sich allhier aufhältende Herr Obrist Tervanne erhält, mit seinen fünf Mann, die er bei sich hat, die Freiheit wie die andern Herren Offiziere, laut Art. 1 u. 2.

„Sechstens. Wird den HH. Offizieren aller nöthige Vorspann gegeben, um ihre Equipage als Eigenthum wegzuführen.

„Solcher Schluß und Accord geschahe wie im Original geschrieben steht. Actum Weißenburg, den 5. Juli 1744.

„Unterschrieben: Adolph, Freiherr von Tripps, General Major; De la Gravière, gouverneur, pour le Roi; Joseph Auteroch, Major, pour le Roi; Joseph Marchal, Rittmeister."

Nun wurden die Thore geöffnet und General von Tripps zog herein, in Begleitung eines Rittmeisters mit einem Kommando Husaren und einem Bataillon Kroaten, und faßte Posto.

Die feindlichen Soldaten hatten ein fürchterliches Aussehen. Sie hielten auf dem Marktplatze, wo die beiden Kompagnien Reiter mit gestrecktem Gewehr aufgestellt waren und Pferde und Bagage dem Feind überlieferten. Sie wurden als Gefangene in das deutsche Hospital geführt. Den beiden Hauptleuten standen die Thränen in den Augen, als sie ihre schönen, neumontirten Kompagnien unbewaffnet abziehen sahen.

Hierauf gab der kommandirende General von Tripps, der zu Pferd zwischen dem alten Rathhaus [1]) und der Apotheke

[1]) Das Haus, das an dessen Stelle getreten, steht links vom neuen Rathhause und gehört Herrn Häuser, ehemaligem Metzger.

hielt, dem damals regierenden Bürgermeister **Anton**, den Befehl, achttausend Rationen Brod, eben so viel Fleisch, Heu und Habern zu liefern, sodann auch alle Gewehre und Bagage, so den Franzosen zuständig, sogleich auf das Rathhaus zu bringen; denn es war verrathen worden, daß viele Offiziere, die nach Böhmen und in's Bayerland gegangen, ihre Equipage zurückgelassen hatten. Würde etwas der Art bei einem Bürger gefunden werden, so sollte er an seiner eigenen Hausthüre aufgehängt werden.

Es wurde demnach Alles ausgeliefert und nebst den Reitern und Pferden nach Lauterburg gebracht.

Kaum war dieser Befehl vollstreckt, als ein Husar die Straße hergesprengt kam und dem General die Nachricht hinterbrachte, daß zwei Regimenter Dragoner von Hôpital und ein Regiment Reiter von Soissons mit den Oesterreichern bei Kappsweyer und Schweighoffen in Gefecht gerathen. Die Franzosen seien, mit Verlust zweier Heerpauken und zweier Standarten, von den Oesterreichern zurückgetrieben worden. Jene drei Regimenter bildeten die Vorhut der französischen Armee.

Der Husar hatte diesen Bericht auch dem Bürgermeister, in Gegenwart vieler Bürger, gemacht.

Den Bäckern wurde hierauf geboten, alles Brod auf das Rathhaus zu liefern, und alle Bäcker der französischen Armee welche Abends zuvor noch in die Stadt gekommen waren, um Brod zu backen, blieben müßig.

Um zehn Uhr kam ein Bataillon ungarischer Fußgänger, in weißen Röcken mit blauen Aufschlägen. Sie lagerten sich oben am Rathhause und hielten gute Mannszucht. Ein Husar aber ritt in mehrere Häuser und forderte große Thaler.

Auf die Klage, welche Bürgermeister Scherer deshalb an den Rittmeister machte, sprengte dieser auf den Husaren los und versetzte ihm einige Säbelhiebe auf den Kopf, daß ihm das Blut herausströmte.

Man logierte den General in das deutsche Haus und besorgte seine Küche auf's Beste. Allein nun verlangte er auch Geld von der Stadt.

Da man die Kunde vernommen hatte, daß sich die französische Armee der Stadt nähere, suchte man sein Begehren aufzuhalten; allein er drang unerbittlich auf dessen Erfüllung. Desselben Nachmittags noch müsse die verlangte Summe abgeliefert werden. Die Bürgermeister sahen die Unmöglichkeit ein, das Begehrte in der angeräumten, kurzen Frist, herbei zu schaffen, und da sie sich nicht zu helfen wußten, verbargen sie sich. Der regierende Bürgermeister Anton entwischte hinten zum Rathhaus hinaus, durch die Gärten, in das Augustinerkloster. Man suchte ihn vergebens mit der Wache. Weder er noch seine Kollegen kamen zum Vorschein.

Unterdessen ließen sich's der General Tripps und der Obrist von Fortgatsch beim Mittagsmahle wohl sein, und leerten, mit ächt deutschem, stets wachsendem Durste, eine Flasche des besten Elsasser Weins nach der andern.

Um zwei Uhr gab es Lärm in der Stadt; die Franzosen, hieß es, seien im Anmarsch, und schon sei, zwischen Weissenburg und Schweighoffen, ein Vorpostengefecht vorgefallen, und viele Todte bedeckten das Feld.

Die Oesterreicher waren fünftausend Mann stark, hielten Altstadt besetzt und hatten ihre Kanonen hinter den Linien stehen; die Franzosen hatten die ihrigen der Eichmühle gegenüber, auf der sogenannten Steig, aufgepflanzt. Von beiden Seiten wurde stark gefeuert. Die Bayern machten den

Vortrapp der französischen Armee und verloren viele Leute.

Gegen sechs Uhr kam ein Husar im Galopp die Straße heraufgeritten und meldete dem General, daß die französische Armee sich gegen die Stadt wende. Dieser Bericht war kaum gegeben, als ein zweiter Husar dahersprengte, um dem General anzuzeigen, daß die Franzosen nun völlig im Anzug seien.

Der General stieg sogleich zu Pferde und ritt über den Platz, indem er dem Offizier der Hauptwache Befehle gab, wie er sich zu verhalten habe und ihm sagte, daß er bald Verstärkung erhalten solle. Er selbst suchte sich jedoch eiligst in Sicherheit zu bringen. Die Offiziere empfahlen den Bürgern sich in ihre Häuser zu begeben und dieselben zu verschließen, damit Niemanden ein Unglück widerführe.

Nun herrschte tiefe Stille in der Stadt. Viele Bürger hatten sich in ihren Häusern eingeschlossen; andere hatten sich in der Stiftkirche oder den Klöstern versteckt; andere waren mit Weib und Kind entflohen.

Die Oesterreicher verschanzten die Thore mit Bauholz, Karren und Mist. Die Kroaten und das Bataillon Fortgatsch standen im Bannacker, [1]) auf der Mauer.

Gegen sieben Uhr Abends überstiegen die Regimenter **Lamark** und **Royal Bavière** und ein französisches Regiment die Zwingelmauer, sprengten das Kettenthörel und zu gleicher Zeit auch das untere Thor auf und überfielen die Kroaten und Fortgatsch, welche sich ins Innere der Stadt zurückzogen und wieder auf der Straße in Rang aufstellten. Sie hatten ihre Waffen auf den Boden gelegt, weil sie sich übermannt sahen, und glaubten Pardon zu erlangen. Allein sie irrten

---

[1]) Vorstadt, gegen Landau zu.

sich. Wer nicht entfliehen konnte oder sich verbarg, wurde ohne Gnade niedergehauen. Bis in die Schornsteine, in die leeren Weinfässer, in die Backöfen verkrochen sie sich. Aus der Stadt konnte Keiner kommen, denn alle Thore waren geschlossen und gut bewacht.

Die Sieger waren beinahe alle betrunken; denn in Rechtenbach und in Schweigen hatten sie geplündert; in die Fässer geschossen und den Wein laufen lassen, so daß sie in manchen Kellern bis an die Kniee im Wein standen.

Das Gemetzel in den Straßen und Häusern dauerte bis neun Uhr fort. Die Todten lagen umher, viele schwammen im Wasser. Der Marktbach, welcher damals mitten durch die noch ungepflasterte Stadt lief, war vom Blute geröthet.

Der Obrist von Fortgatsch wurde, nebst andern Offizieren, von Lamark gefangen genommen; er starb aber bald an den im Kampfe erhaltenen Wunden.

Noch in derselben Nacht befahl der Magistrat, die Todten aus dem Bache zu ziehen und auf Wagen zur Stadt hinaus zu führen. Man beerdigte sie alle in großen Gruben, auf dem ersten Acker, links am Heidengäßchen, da wo man im Jahr 1833 das sogenannte Cholera-Haus errichtete.

Die Anzahl der Todten wäre noch beträchtlicher gewesen, wenn es nicht vielen der Feinde gelungen wäre, sich in den Häusern oder sonstwo zu verstecken. Deswegen wurde in derselben Nacht noch, in den Zünften geboten, alle feindlichen Soldaten, deren Schlupfwinkel man kenne, sogleich anzuzeigen, damit sie als Kriegsgefangene eingebracht würden.

Auf dieses Gebot wurden einige Hundert auf die Münze gebracht.

In der Altstadt hatten die Kroaten und Oesterreicher ebenfalls eine große Niederlage erlitten. Die Sieger hieben al-

les nieder, was eine Uniform trug. Viele hatten sich in den befestigten Gottesacker, in die Kirche, bis in den Glockenthurm geflüchtet, wo sie von den Franzosen zu den Schalllöchern hinausgestürzt wurden. Alle Brunnen des Dorfes waren mit Leichnamen angefüllt.

Ehe diese Kriegsbegebenheiten in Weißenburg und dessen nächster Umgebung statt gefunden, hatte General Bärenklau, das vom Marschall von Coigny befehligte französische Armeekorps wieder den Rhein hinaufgetrieben, und es genöthigt Oppenheim, Worms und Mutterstadt zu verlassen und nach Germersheim zu ziehen.

Hier stieß Coigny mit dem alliirten, vom Grafen von Seckendorf kommandirten bayerischen Armeekorps zusammen.

Man vermuthete Anfangs, sie würden dem Prinzen Karl entgegen gehen, um ihm ein Treffen zu liefern; allein sie wandten sich rechts gegen das Gebirg, damit sie nicht zwischen zwei Feuer kämen. Die Husaren waren ihnen hiebei stets im Rücken, und thaten ihnen viel Schaden. General Bärenklau stieß wieder zur Hauptarmee.

Der Marschall von Coigny und der Graf von Seckendorf langten inzwischen, den 6. Juli frühe, mit dem größten Theil ihrer Armee vor den Linien an, die der General Nadasti mit seinem, aus zehn bis zwölf tausend Mann bestehenden Korps, besetzt hielt.

Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung. Die Franzosen stürzten sich von der Steige herab in die Ebene, die zwischen den Linien und dem Marktbache liegt. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, welches acht Stunden dauerte.

Prinz Karl wäre gerne mit seiner ganzen Armee dem General Nadasti von Lauterburg aus zu Hülfe gekommen, wenn

er nicht zu weit entfernt gewesen wäre. Er schickte ihm drei Kavallerie-Regimenter, unter dem Befehle des Generals Preysing; dieselben konnten jedoch das Nadastische Korps nicht frühe genug erreichen, da auf den Wegen nicht wohl fortzukommen war.

Die Franzosen wurden dreimal zurückgeworfen; weil sie aber beständig durch neue Truppen verstärkt werden konnten, erstiegen sie endlich siegreich die Linien, und nöthigten den General Nadasti sich zurückzuziehen. Er hatte, nach diesem Unfalle, dem damals noch in Weißenburg kommandirenden Obristen Fortgatsch gerathen, die Stadt mit seiner Garnison zu verlassen, weil sie, wegen ihrer schwachen Befestigung, nicht wohl gegen das ganze französische Heer vertheidigt werden könne. Die Besatzung war aber nicht dazu zu bringen, sich zurück zu ziehen, weßwegen sie, wie wir bereits gesehen haben, sämmtlich niedergehauen oder gefangen genommen wurde.

Die Oesterreicher wandten sich nun nach Schleithal, und sodann nach Lauterburg, wo die ganze Armee stand.

Denselben Sonntag, also den 5. Juli, an welchem das Treffen statt gefunden, brachte man über neunhundert Verwundete, theils Franzosen, theils Oesterreicher hieher.

Dienstags, 7. Juli, brach die französische Armee auf. Man glaubte anfänglich, es seie auf die Oesterreicher in Lauterburg abgesehen, denn unsere Soldaten standen vom Gutleuthof bis nach Riedselz, und auf dem Rennfelde hielten die Proviantwägen und Equipagen. Allein auf einmal machten sie sich auf und marschirten gegen Hagenau, Bischweiler, bis nach Pfaffenhoffen.

Desselben Tages fuhren auch die zwei katholischen Bürgermeister Anton und Willmann nach Straßburg; die beiden

lutherischen, Scherer und Solz blieben in der Stadt zurück.

Nun kam Weißenburg von Neuem in große Kriegsnoth.

Mittwochs, 8. Juli, Morgens vor Tag, kam der Thorwächter und berichtete dem Bürgermeister Scherer, daß feindliche Husaren vor der Stadt stünden und Einlaß forderten, und daß, insoferne die Thore nicht sogleich aufgemacht würden, man sie aufhauen, die Stadt plündern und alles niederhauen würde.

Der Magistrat und das Gericht versammelten sich alsobald, und es wurde beschlossen dem Feinde die Thore zu öffnen.

Der Rittmeister, welcher Sonntags zuvor Antheil an der Kapitulation genommen und die gefangenen Franzosen nach Lauterburg gebracht hatte, zog mit einem Trupp Husaren herein, und sagte zum Bürgermeister Scherer, der ihn an der Spitze des Magistrats empfing: Er wolle nun in einem andern Tone mit ihnen reden. Sie hätten sich geweigert die von General Tripps geforderte Geldsumme (dreihundert dreißig Dukaten) auszuliefern, da sie gewußt, daß die Franzosen kommen würden.

Auf des Bürgermeisters Entschuldigung und Bitte, er hoffe, daß, nachdem die Stadt ihm nun die Thore willig geöffnet habe, er die Vertragsartikel der Kapitulation halten werde, entgegnete der Rittmeister, daß er nicht daran denke. Er begab sich auf's Rathhaus und begehrte mit dem regierenden Bürgermeister zu sprechen. Da dieser nun in Straßburg war, wandte er sich an Bürgermeister Scherer und verlangte tausend Reichsthaler für den General und hundert Dukaten für sich. Vergebens bat Scherer um Gnade und Minderung; der Rittmeister bestand auf seiner Forderung, und drohte die Stadt in Brand zu stecken, wenn sie das Geld nicht binnen zwei Stunden geliefert hätte.

Diese Drohung brachte den Magistrat in große Bestürzung; denn der drei Jahre vorher erst vollendete Bau des neuen Rathhauses [1]) hatte die Kasse gewaltig geleert. Mit Mühe brachte er das Geld zusammen; er mußte es bei einzelnen befreundeten Bürgern auftreiben.

Kaum war die Summe ausbezahlt, als der Rittmeister abermals tausend Louisd'or verlangte. Diese neue Forderung verursachte noch größere Angst. Bevor aber Magistrat und Bürgerschaft daran dachten, dieselbe auszuzahlen, faßten sie den Entschluß dem Prinzen Karl eine Deputation zu schicken, und ihm die Sache vorzutragen.

Demzufolge begaben sich der Bürstermeister Scherer, der Schaffner des Stifts und Vigelius, Keller (Verwalter) der Probstei, nach Lauterburg, um ein Sicherheitsgeleit zu erhalten.

Bürgermeister Scherer und der Stiftsschaffner wurden vor den Prinzen gelassen, der sie des andern Tages auf die Kriegs-Kanzlei beschied, woselbst er ihnen seinen Entscheid kund geben werde.

Die Herren verfügten sich demnach den folgenden Tag, 9. Juli, auf die Kanzlei, wurden aber von einem Schreiber an den andern gewiesen und erst gegen Abend ließ ihnen der Prinz sagen, daß die Stadt Weißenburg bis jetzt noch keine Brandschatzung zu bezahlen habe; werde eine solche ausgeschrieben, so solle sie schon ihr Quantum bekommen.

Der Rittmeister hatte unterdessen erfahren, daß die Stadt eine Deputation ins Hauptquartier geschickt habe, und bezeugte darüber ein großes Mißfallen, da er meinte, man hätte et-

---

[1]) Es führt die Inschrift: EX ANTIQVO CINERE SVRRE XI. REGNO LVDOVICI XV, ANNO. DOMINI, MDCCXLI.

was von den tausend Reichsthalern verlauten lassen. Er trieb daher auf dem Rathhause eifrig darauf, man möge ihm einen Schein geben, worin dieses Geld als eine an den General Tripps gegebene Diskretions-Summe, angeführt würde.

In der Zwischenzeit schickte er dem General Bericht über das Anlangen des Geldes. Die Deputirten hatten ihm, bei ihrer Rückreise, einen Besuch im Schleithal abgestattet und waren sehr höflich von ihm empfangen worden, da sie keine Meldung von ihrem Schritte beim Prinzen Karl, hinsichtlich der tausend Reichsthaler, gethan hatten.

Den 9. Juli kamen die Proviant-Offiziere oder Kommissarien in Weißenburg an, um Brod backen zu lassen. Die Heu-Magazine wurden ausgeleert und das Futter zur Armee geführt; auch aller sonstiger Vorrath an Getreide, den die Franzosen zurückgelassen. Hierauf wurde die Kommiß-Bäckerei aufgehoben.

Weißenburg hatte im Verlaufe dieses Kriegs folgende Leistungen zu machen:

1065 Säcke Spelz, 905 Säcke Waizen, 523 Säcke Korn, 1345 Säcke hartes Futter, 108,230 Rationen Heu, 30,000 Bund Stroh, 200 Klafter Holz, 1 ½ Fuder oder 874 Maß Wein. An Geld 20,625 Gulden, ohne das Zählgeld (la taxation). Ferner hatte die Stadt hundert Husaren allein zu unterhalten, nebst freier Tafel für die Offiziere, und noch sonst viele Ausgaben zu bestreiten und Erpressungen zu erdulden.

III.

Walther vom Wasgenstein

und

Hildegunde,

eine altdeutsche Heldendichtung.

In gedrängter Erzählung mitgetheilt

von

August Stöber.

Walther und Hildegunde,

in zwölf Abenteuern. [1])

I. Die Kunde, daß der grimme Heunen- oder Hunnenkönig Etzel (Attila), sich mit einem zahlreichen Heere vom Donaustrande aufgemacht habe, um gegen den Rhein zu ziehen, erfüllte die Lande mit Schrecken.

Um die Gräuel der Verwüstung, welche überall dem Zuge des wilden Siegers folgten, von ihren Völkern abzuwenden, beschlossen die Könige, denen die Lande unterthänig waren, Etzel Schätze und Geiseln entgegen zu schicken.

So schickte der Frankenkönig Gibich, von Worms, als Geisel seinen Dienstmann, den elsässischen Helden Hagen von Tronje; [2]) König Herrich von Burgund, der zu Chalons seinen Sitz hatte, sandte seine Tochter Hildegunde

[1]) Die römischen Ziffern im Texte bezeichnen diese Eintheilung. Die Erzählung ist nach K. Simrocks neuhochdeutscher Uebertragung des Gedichtes gegeben. S. dessen Kleines Heldenbuch, Stuttg. und Tüb. 1844.

[2]) Tronje, Tronia ist Kirchheim, bei Marlenheim; in beiden Orten hatten die fränkischen Könige Palläste, Pfalzen. Gebwiller, Panegyris Carolina, S. 19 nennt das Kronthal, zwischen Marlenheim und Wasselnheim, Tronia vallis.

und Alpker, der über die Gothen im Waskenlande gebot, gab seinen Sohn Walther als Geisel dahin.

Hierauf zog König Etzel mit den reichen Schätzen und den „drei edeln Kindern", wie sie im Liede heißen, wieder in sein Reich zurück.

II. Die jungen Recken Walther und Hagen hielten sich an Etzels Hofe so wohl, und zeichneten sich in allen Kämpfen so wacker aus, daß sie der Heunenkönig zu Scharmeistern in seinem Heere machte. Auch wußte die schöne Hildegunde, Herrichs blühendes Kind, die Gunst von Frauen Helken, Etzels Gattin, zu gewinnen, welche ihr das Amt einer Kämmrerin anvertraute und ihr die Schlüssel zu allen Gemächern und Schreinen übergab.

Inzwischen war Gibich in Worms gestorben, und sein Sohn Gunther, der den Thron bestiegen hatte, weigerte sich fürderhin, nach dem zwischen seinem Vater und Etzel geschlossenen Vertrage, den Heunen zu zinsen.

Hagen, vom Heimweh gequält, fand Mittel und Wege heimlich von Etzels Hofe zu entfliehen, und gelangte wieder nach Worms, seiner Heimat. Nur Walther, sein Jugendfreund und Bundsgenosse, hatte um sein Vorhaben gewußt und war ihm zur Flucht behülflich gewesen.

Auch er hätte entfliehen können, wenn ihn nicht die Liebe zu Hildegunde, mit welcher er schon als Kind verlobt worden war, noch am Hofe des Heunenkönigs zurückgehalten hätte.

Trotz der Warnung seiner Gemahlin Helke, nun ein wachsameres Auge auf Walthern zu haben, damit nicht auch dieser entrinne, und dem Rathe, den sie Etzeln gibt, den jungen Königssohn mit einer heunischen Fürstentochter zu vermählen, um ihn also für immer an seinen Hof zu fesseln, weiß Wal-

ther durch listige Rede und durch den Glanz seiner Waffenthaten, Etzeln zu bethören und alles Mißtrauen aus seinem Sinne zu verbannen.

III. Als Walther eben von dem Siege, den er über ein mächtiges Gränzvolk davongetragen hatte, unter dem Jubel der Heunen, in den Königspalast zurückkehrte, fand er Hildegunde allein im Saale.

Da drückt' er auf die Lippen ihr einen süßen Kuß:
„Gieb mir zu trinken", bat er, „eh ich verdursten muß."
Da ließ sie ihn nicht warten, sie war dem Kühnen hold:
Mit goldnem Weine füllte sie schnell den Becher von Gold.

Nun besprachen sie sich miteinander über ihre Flucht nach der Heimat. An dem bevorstehenden Siegesfeste, welches Walther Etzeln zu Ehren veranstalten wollte, beabsichtigte der Held den Heunen so tüchtig einzuschenken, bis sie, „vom Uebermaße berauscht, im Saale schnarchend liegen." Hildegunde sollte auch ihrerseits alle nöthigen Anstalten treffen.

IV. Nachdem nun bei dem Siegesfeste geschehen, wie verabredet worden, und alle Heunen, Etzel an der Spitze, im Saale trunken schliefen; auch das Ingesinde zur Ruhe gegangen war, bewaffnete sich Walther so gut er konnte, zog ein herrliches Streitroß, Leu genannt, zum Stalle heraus, belud zwei Schreine mit Spangen, Gold und Edelsteinen, und entfloh mit Hildegunde.

Sie suchten auf ihrer Flucht die einsamsten, wildesten Gegenden, die verwachsensten Wege auf.

V. Etzel bemerkte ihr Entrinnen des andern Tages, setzte ihnen vergebens nach und gerieth in verzweiflungsvolle Wuth.

Nach zwei Wochen einer, besonders für die zarte Jungfrau, mühevollen Wanderung, auf welcher sie sich das Leben mit

wilden Vögeln und Fischen gefristet hatten, gelangten sie an den Rhein.

Und jenseits, überglommen vom letzten Abendroth,
Lag Worms, die Stadt der Franken, wo König Gunther gebot.

Dem Fergen, der sie über den Fluß gesetzt hatte, gab Walther zwei Fische, die er noch in der Donau gefangen hatte. Jener verkaufte sie an Gunthers Küchenmeister, und als sie auf der königlichen Tafel erschienen, fragte Gunther überrascht: „Woher sind doch diese Fische? der Rhein ernährt keine solche." Nachdem ihm der Küchenmeister entgegnet, daß er sie von einem Schiffer gekauft habe, ließ Gunther denselben kommen und er bekannte ihm, daß er die Fische am vorigen Tage von einem Helden, einem wunderstarken Gaste, erhalten habe, den er, nebst einem Mägdlein, einem hohen Bilde, über den Rhein gesetzt. Dieselben hätten ein mit zwei Reiseschreinen schwerbeladenes Streitroß bei sich gehabt, welches von dem Mägdlein am Zaume geführt worden sei; in diesen Schreinen hätte es geklungen wie eitel Edelsteine und lichtes rothes Gold.

Hagen, der mit dem Könige und den Rittern zu Tische saß, rief alsobald freudig aus: „Das ist Walther, mein Geselle, der von den Heunen zurückgekehrt!"

Kaum hatte Gunther diese Worte vernommen, als er begann:

... „Mir wünschet Glück ... daß ich den Tag erlebt!
Denn mein sind all die Schätze, die er in Schreinen begräbt.
„Den Zins, den einst mein Vater den Heunen hat gesandt,
Den schickt nun Gott vom Himmel zurück ins Frankenland."

Umstieß er mit den Füßen den Tisch und sprang empor;
Geschwind mir aus dem Stalle den Hengst, ihr Knappen, hervor!

Kampfbegierig und nach den Schätzen lüstern, setzte sich Gunther, vergebens von Hagen zurückgehalten, an die Spitze von zwölfen seiner besten Helden, und trieb sie an Walthern nachzureiten, bevor er mit den Schätzen nach dem Wasgenwald entkomme. Hagen begleitete sie, mit dem Vorsatze nicht gegen den Genossen seiner Jugend zu kämpfen, sondern vielmehr den König vom Kampfe abzumahnen.

VI. Der kühne Weigand [1]) war unterdessen mit seiner holden Jungfrau landeinwärts vom Rheine geflohen.

Da fand er eine Wildniß, der Wasgau genannt,
Der fehlt es nicht an Thieren, es ist ein tiefer Wald,
Von Hunden und von Hörnern wird sie schaurig durchhallt.

Da ragen in der Oede zwei Berge einander nah
Und eine enge Höhle liegt zwischen ihnen da.
Von zweier Felsen Gipfeln ist überwölbt die Schlucht,
Anmuthig, grasbewachsen, doch oft von Räubern besucht.

Hier, auf dem Wasgensteine, unter dem schützenden Felsenthore, beschloß Walther endlich, von der langen Wanderung ermüdet, Rast zu halten, und neue Kräfte zu sammeln, um gegen jeden Ueberfall gerüstet zu sein. Hildegunde sollte unterdessen wach bleiben. Er legte das Haupt auf der Jungfrau Schooß und empfahl ihr:

---

[1]) Wigant, ein kampfgeübter Mann, Kriegsheld; von wigen, eigentlich: sich bewegen, sodann: kämpfen.

„Von diesem Bergeskamme, Geliebte, blick umher,
Und steigen in der Ferne Staubwolken dicht und schwer,
So rühre, leise weckend, mich nur dein Finger an,
Sähst du den größten Haufen uns zu verfolgen auch nahn.

„Entreiße mich nicht plötzlich der lang ersehnten Ruh.
Weithin mit reinen Blicken, o Lieb, durchspähest du
Die Länder und die Gauen, in mondheller Nacht."
Da fielen ihm die Augen schon zu, der lange gewacht.

Gunther hatte aber bald die Spur der Wanderer aufgefunden; er war an den Fuß des Gebirges gelangt und folgte nun den frisch im Sand zurückgelassenen Pferdehufen. Er trieb sein Gefolge zu größerer Eile an. Nochmals warnte ihn Hagen von seinem Vorhaben, Walthern zu bekämpfen, abzustehen; allein vergebens. Schon standen sie, in dämmernder Frühe, am Fuße der Felsenschlucht.

Da erblickte sie Hildegunde von Ferne und weckte leise den Schlummernden, wie er geboten. In ihrer Angst hatte sie aber die Nahenden für eine Schaar Heunen genommen und flehte inbrünstig zu dem Geliebten, er möge ihr doch den Tod geben, damit sie nicht in die Hände der Schrecklichen falle.

Walther, der alsogleich aufgesprungen war, sich gewappnet und prüfend sein gutes Schwert geschwungen hatte, schärfte das Auge, und Hildegunde tröstend, sagte er ihr, daß die nahenden Reiter keine Heunen, sondern Rheinfranken, Nibelungen, seien, und daß er unter ihnen seinen Freund Hagen erblicke.

Hierauf trat er aus der Felsenpforte des Wasgensteines, fiel auf die Knie und gelobte, einen blutigen Kampf gegen die Recken zu kämpfen, wenn sie als Feinde wider ihn sich nahten.

Hagen, des Bundesgenossen sichere Stellung gewahrend, warnt abermals König Gunther:

.... „Hier frommt Euch nicht die Ueberzahl.

„Ihr seht, in solcher Stellung kann ihm nur Einer nahn,
Den kecklich Zwölfen trutzen oft diese Augen sahn.
Begebt Euch mit dem Starken nicht ohne Noth in Streit,
Nach seinen goldnen Spangen wie begierig ihr auch seid!“

Schickt ihm, setzte er hinzu, wenigstens zuerst einen Herold zu; laßt ihn erforschen; vielleicht gibt er, um den Frieden zu erkaufen, den Schatz in eure Hand.

Gunther folgte diesem Rath und sandte zuerst Herrn Ortewein von Metz. Dieser verlangte, daß Walther seinem Gebieter die Maid mit dem schätzebeladenen Rosse überliefern solle. Walther wies die Forderung muthig ab, doch schlug er ihm vor, er wolle dem König hundert goldene Spangen überschicken, wenn er ihm den Streit erlasse.

Mit dieser Antwort kam der Herold zu Gunthern zurück. Der kluge Hagen, seines Jugendfreundes Muth und Streitkraft kennend, rieth den Vorschlag anzunehmen, indem er bedeutungsvoll hinzusetzt:

„Mir träumte heut von Leide und nicht von Kriegesglück:
Gesund zur Heimat kehren wir beide nimmer zurück.

„Einen wilden Bären nächten sah ich im Kampf mit dir:
Ihr hattet lang gerungen, da riß das grimme Thier
Dir von der Hüfte nieder das eine Schenkelbein,
Daß du im Blute lagest beschwert mit tödtlicher Pein.

„Als ich darauf mit Waffen dir rasch zur Hülfe sprang,
Auf mich einhergefahren kams mit der Tatze Schwang:
Sechs Zähne und ein Auge schlug mir das Unthier aus,
Drum meide, König, meide mit diesem Helden den Strauß!“

Da nun Gunther Hagens wohlgemeinten Rath abermals geringe hielt, so erklärte dieser, daß er am Kampfe keinen Antheil nehmen werde, und setzte sich auf seinen Schild, der Dinge wartend die geschehen sollten.

VII. König Gunther sandte nun Herrn Ortewein zum zweitenmale als Herold zu Walthern, um von ihm den ganzen, unversehrten Hort zu fordern. Walther bot jetzt zweihundert Goldspangen an. Auf Orteweins Weigerung, dieselben anzunehmen, begannen sie zu kämpfen.

Nachdem König Gunthers Dienstmann von Walthers kampfgeübter Hand gefallen, trat Skaramund, der Neffe jenes hervor, um des Oheims Tod zu rächen.

Ruhig erwartete ihn Walther am Felsenthore, und streckte ihn nach kurzem Kampfe nieder. Ihm folgte Werinhard, von Santen, „trojischer Art entstammt"; den traf dasselbe Loos. Hierauf erschien der Sachse Eckefried, der mit höhnischen Worten Walthern frägt, ob er denn ein eitel Luftgebilde sei, ein Schrat [1]) der Wildniß, daß er jedem Hieb entschlüpfe? Und siehe, er erkundete es nur allzubald. Von des Helden Speere getroffen, sank er ins Gras.

VIII. Nun trat auf der Degen Hadawart, der Garonne Erzeugter,

---

[1]) Die Sage bevölkert den Wassichin mit einem gewaltigen Riesengeschlechte und nennt unter denselben Schrat, einen riesenhaften Gott, welchem Tempel und Bäume geweiht waren. Der riesige Schrat, mit welchem auch das schweizerische Schrätteli zusammenhängen mag, ist im Elsaß, in das, im Münsterthale als Alp spukende Schrätzmännel zusammengeschrumpft. — Auch die Bemerkungen über die Schrätzenlöcher, bei Arnsschwang in der Oberpfalz, in Fr. Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 111. sind hier zu berücksichtigen. S. ebenso: Die Sagen des Elsasses, S. 88, 92, 127 u. 128.

Gewissen Siegs gewärtig, ihn trog der eitle Sinn,
Erbat er sich vom König des Gegners Schild zum Gewinn.

Mit frechem Trotze redet er Walthern an und fordert ihn zum Kampfe:

„Du falscher Wurm, voll Tücken auf Lug und Trug erpicht,
Der du im Schuppenpanzer die Glieder bergend schmiegst,
Doch weißt du zu verwunden wie du im Kreis geringelt liegst.

„Die Lanzen und die Pfeile vermiedst du alle schlau:
Sie kamen aus der Ferne und zielten nicht genau;
Ich will mich vor dich stellen: laß sehn, ob du so klug
Den Hieben auch entgehest, die meine Rechte dir schlug.

„Um Eins will ich dich bitten: leg ab den schönen Schild:
Er ist nun mein, der König gewährte mir ihn mild.
Nie einen bessern sah ich noch irgend in der Welt:
Ich möcht ihn nicht verhauen, der meinen Augen gefällt.

„Dir kann er doch nicht frommen, umsonst ist deine Wehr;
Und wenn du Mich auch zwängest, wie diese Recken hehr,
Hier sind mir noch der Freunde, noch der Verwandten viel:
Sie brächten mich zu rächen dich desto eher ans Ziel.

„Man läßt dich nicht von hinnen nach dem was du gethan;
Ja würdest du ein Vogel und zögest Flügel an,
Du büßest doch den Franken so vieler Helden Mord ...."

Auf diese übermüthige Rede entgegnete Walther mit würdevollem Ernste, und der Kampf begann mit furchtbarer Wuth,

Es staunt der Wasgenwald
Ob ihrer Waffen Blitzen, ob ihrer Arme Gewalt.

Doch ließ Walthers Kraft und Waffengeschick den Sieg über den prahlerischen Sohn der Garonne nicht lange unentschieden.

„Erschlagen liegen Fünfe: wer will der Sechste sein?"
Und siehe, es trat auf Patafried, Hagens Schwestersohn.
Dem ruft der Oheim vergebens zu:
„Wohin, Unsel'ger, rennst du? Dort lacht der Tod dich an;
Die Norne [1]) will dich küssen, o Neffe, laß den Wahn:
Mit Walthern dich zu messen, reicht dir die Kraft nicht, Kind."
Den Jüngling trieb der Ehrgeiz, er schlug die Mahnung in den Wind.

Unter vielen Thränen umarmte ihn Hagen, unvermögend seinen kampf- und goldgierigen Sinn zu brechen, obgleich er ihn an seine Mutter und an sein junges Ehgemahl zu Hause erinnerte.

Walther, ein ebenso siegreicher Kämpfer als hochherziger Freund, hatte Alles mit angehört; er wollte des Jünglings schonen und mahnte ihn deshalb vom Streite ab. Da er aber zur Antwort nur Hohn erhielt, bot er sich dem Angriffe des Tollkühnen und traf ihn, nach kurzem Gefechte, tödtlich, mit wohlgeführter Lanze, und hieb ihm, mit dem eroberten Schwerte, das Haupt vom Rumpfe.

Des Freundes Tod zu rächen, eilte nun Gerwig, ein Graf im Wormser Gau, den Felsenrain empor und warf die Axt, der Franken alte Waffe, nach dem unermüdlichen Kämpfer. Walther lenkte den Wurf mit dem Schilde ab, und so sehr sich auch der junge Recke bemühte ihn, bald durch List, bald durch Gewalt zu drängen, er fiel: und Walther löste ebenfalls sein Haupt mit einem Schwertstreich vom Rumpfe.

Nun baten die Uebrigen den König, er möge doch von seinem Vorhaben abstehen, und den unbesiegbaren Helden mit seinen Schätzen der Wege ziehen lassen. Gunther wollte aber nicht auf die Schätze Verzicht leisten, auch nicht die Schmach

[1]) Nornen, so heißen die germanischen Schicksalsgöttinnen.

tragen, einem Einzigen unterliegend, vom Kampfplatze weichen zu müssen.

Während Jene streiten Wer sich zuerst ihm stellt,
Den Helm nahm vom Haupte Walther der kühne Held.
Dort an dem Baumast band er ihn fest; ihm war so heiß.
Nun schöpft' er Luft und wischte sich von der Stirne den Schweiß.

Indeß er sich so kühlte, rannte Herr Randolf auf ihn los; doch seine Lanze prallte von Walthers Panzer ab, „den Schmied Wieland von so gutem Erze gehartet." Auch er erlag bald, nachdem es ihm jedoch zu seiner großen Freude, gelungen, Walthern zwei Locken abzuscheren.

IX. Jetzt zeigte sich Herr Helmnot mit einer ganz neuen Angriffswaffe, und des Sieges fast gewiß. Er schleuderte einen mächtigen Dreizack, der an ein dreifaches Seil gebunden war, nach Walthern. Davon erdröhnte das Schildgehäuse des Helden; die Haken erfaßten die Buckel, und mit lautem Siegesgeschrei, warfen die Franken Schild und Waffe weg und zogen an den Seilen, wähnend den Feind schon in ihren Händen zu haben.

Die an den Seilen zogen, die sei'n euch jetzt benannt:
Herr Helmnot der Neunte, der ist euch schon bekannt.
Der Zehnte war von Straßburg Drogo, der schnelle Mann,
Tannast von Speir, der Eilfte, ein starker Ast aus dem Tann.

Der Zwölfte war Herr Gunther, dem Hagen zum Ersatz.
Die Vier am Seile mühten sich ab in großer Hatz.
Sie zogen All' an Einem und schrien und lärmten laut.
Verächtlich hatt' er lange das eitle Mühen geschaut.

Jetzt währt es ihm zu lange: er ließ, des Helmes blos,
Auf Schwert und Panzer trauend, den Schildrand plötzlich los:

Da stürzten sie zu Boden, die Vier am schnöden Seil,
Frohlockend sah es Walther: da sprang er näher in Eil.

Und ehe sie sich von Fall und Schreck erholen konnten, schlug der Held die drei Recken Helmnot, Drogo und Tannast zu Boden.

X. Es blieb nun noch Gunther. Der schritt zur Felsenwand empor, wo er Hagen traurig auf seinem Schilde sitzen fand. Er beschwor ihn, mit ihm, die gefallenen Freunde zu rächen und endlich den Unbesiegten zu besiegen. Hagen wies zuerst den Antrag ab; er gedachte der Schwüre die er dem Freunde der Jugend gethan, der vielen Treue, die ihm der Bundsgenoß erwiesen. Jedoch trübte sich auch sein Sinn, bei dem Anblick der erschlagenen Waffenbrüder, namentlich seines geliebten Neffen, des jungen Patafried. Gunther, der schlaue, sah ihn schwanken und endlich gelang es ihm, nach vieler Rede, ihn zum Kampfe zu bringen.

Auf Hagens Rath, beschlossen sie Walthern Zeit zum Abzuge zu gestatten, da sie ihn, in seiner Stellung zwischen den engen Pforten des Wasgensteins nicht wohl besiegen könnten.

Der Rath gefiel dem König, er schien ihm dienlich und gut.

Da umhalst er den Getreuen, mit einem freudigen Kuß
Den neuen Bund besiegelnd und solcher That Beschluß.
Sie zogen ab, und fanden auf schatt'gen Höhen bald
Den Pferden süße Weide, sich selbst bequemen Hinterhalt.

XI. Von seinem sichern Felsenthore hatte Walther dies Alles mitangesehen. Die Umarmung zwischen dem Könige und seinem bisher unthätigen Dienstmanne, kam ihm verdächtig vor. Da sie nun plötzlich verschwunden waren, fragte er sich, ob sie weiter gezogen wären, um neue Kämpfer her-

beizuholen, oder ob sie ihn etwa aus dem Verstecke hinterlistig überfallen wollten.

Nach kurzem Besinnen, entschloß er sich die Nacht auf dem Wasgensteine zuzubringen, damit Gunther nicht an seinem Muthe zweifeln und sagen könne, „er sei ihm entronnen, zur Nachtzeit, als ein Dieb."

Mit seinem guten Schwerte hieb er Dornen und Gestrüppe zusammen und verbaute also die Wege zum engen Felsenthore.

Der Anblick der Leichen, die blutig zu seinen Füßen lagen, rührte sein Herz. Er fügte die abgehauenen Häupter wieder Jegliches Leib an, und betete zu Gott:

„Jetzt aus bewegtem Herzen vernimm mein Flehn mit Huld;
Dem Schuldigen vergiebst du und züchtigst nur die Schuld:
O laß in deinem Reiche verjüngt mich wiederschaun
Die meinem Schwert gefallen ich hier erblicke mit Graun."

Nach diesem hochherzigen, inbrünstigen Gebete, erhob sich der Held, und trieb die sechs übrig gebliebenen Pferde seiner besiegten Feinde zusammen und band sie mit Weiden fest.

Vom Kampf' erschöpft löste Walther seine Rüstung, und, nachdem er sich mit der tiefbekümmerten Braut, die seitdem so Vieles mitangesehen und erlitten, an dem in den Schreinen verwahrten Wein und Brode erquickt, kam er mit ihr überein, daß *sie* den ersten Theil der Nacht bei ihm wachen solle; *er* werde dann ihren Morgenschlaf beschirmen.

Walther schlummerte ein, im Vertrauen auf Gott und die Geliebte, während sich Hildegunde die Augenlieder mit Gesang offen hielt.

Allein des Helden Schlaf dauerte nicht lange. Bald sprang er vom Schilde auf, das ihm zum Lager gedient, damit auch Hildegunde der Ruhe genießen könne.

Gestützt auf seine Lanze vertrieb der Held die Zeit,
Die Pferde jetzt umgehend und jetzt die schöne Maid.
Auch trat er wohl zum Walle mit lauschendem Ohr
Und hoffte stets es färbe sich bald das östliche Thor.

Sobald der Morgenstern am Himmel blinkte, machte sich Walther auf, die Waffen der Erschlagenen zu sammlen. Er lud sie, nebst den Spangen und Rüstungen, auf vier der Rosse, die ihm die Feinde gelassen. Auf das fünfte hob er die eben erwachte Braut und bestieg selbst das sechste. Sein eigenes gutes Streitroß, der Löwe, folgte mit den reichbeladenen Schreinen.

Da erblickte das Paar plötzlich, auf dem Hügel gegenüber, zwei rasche Männer sich nahen.

Es waren Gunther und Hagen.

Schnell trieb Walther Hildegunden an, mit den Rossen in das Dickicht zu fliehen; damit er den letzten Kampf mit den Feinden bestehen könne.

Auf Gunthers freche Drohung erwiederte der Held mit keinem Worte. Er wandte sich zu Hagen, den Gefährten seiner Jugend, ihn an alte Treue und Freundschaft mahnend:

„Denk unsrer Jugendspiele, denk unsrer Kinderlust,
Wie wir gesellig aßen und schliefen Brust an Brust:
Stets hielten wir zusammen und giengen Hand in Hand;
Als unzertrennlich waren wir allen Leuten bekannt.

„Wir wurden Bundesbrüder und mischten unser Blut: [1])
Da galt uns diese Freundschaft wohl für das höchste Gut;
Daheim und vor dem Feinde bewies sich oft ihr Werth.
Was ist daraus geworden? Wie hat die Welt sich verkehrt?

[1]) Wenn Helden Freundschaft und Bundsgenossenschaft tranken, so öffneten sie sich oft die Adern und ließen einige Blutstropfen in den mit Wein gefüllten Becher träufeln.

„Vergaß ich doch des Vaters in deinem Angesicht,
Vergaß der lieben Heimat und süßer Kindespflicht.
Wie tilgst du aus dem Herzen die oft gelobte Treu?
Ein Meineid wär's, die Götter zu erzürnen trage Scheu.

„Thu mir in dieser Stunde nicht Haß statt Liebe kund
Und ewig unverbrüchlich besteh der Freunde Bund.
Reich mir die Hand, so sollst du mir hochgepriesen sein,
Ich fülle dir den Schildrand mit des Goldes röthlichem Schein."

Auf diese treuen, von Freundschaft erfüllten Worte, entgegnete Hagen mit hämischer Rede, und warf ihm besonders seines Neffen Tod vor. Den wollte er jetzt rächen oder auf der Stelle sterben.

Nun stiegen die Helden von ihren Pferden, um den Kampf der Zernichtung zu beginnen.

Es währt ihr grimmes Streben wohl bis zum neunten Gang.
Heiß schien die Sonne nieder: Herrn Walther dauert es lang.

XII. Jetzt raffte Walther seine ganze Kraft zusammen. Nachdem er seinen Speer, „wie Sturmeswehn," gegen Hagen geschleudert hatte, ohne ihn zu verwunden, schwang er die raschentblößte Klinge, schlug des Königs Schild weg und hieb ihm, mit gewaltigem Streiche, den ganzen S c h e n k e l weg.

Hagen sah erbleichend des Königs Fall, und sprang herbei, ihn mit seinem eigenen Haupte zu schirmen.

Also kämpften sie in verzweifelter Wuth.

An Hagens Schild zerschellt Walthers Klinge; jener benützt den Augenblick wohl und haut dem Jugendfreunde

.... herab die r e c h t e H a n d
So weit durch Siegesthaten der Erde Völkern bekannt.

Walthers Blut entfloß in Strömen; allein sein Geist blieb hell. Er schob den blutigen Stumpf in den Schildrand, zog sein kurzes Heunenschwert von der rechten Hüfte, die linke Hand damit bewehrend, und

Grausame Rache nahm er an seinem Feind damit,
Das ihm die Lippe spaltend die rechte Schläfe durchschnitt,
Sechs Backenzähne ausriß, dazu das Aug' entstieß.

Also bewährte sich Hagens Traum.

Nun war des Kämpfens genug. Die Helden trockneten „mit Blumen des Blutes heißen Bach."

Walther rief die zitternde Jungfrau herbei, damit sie die Wunden mit linden Linnetüchern verbinde und ihnen sodann „zur Sühne den kühlen Labewein kredenze."

Hagen, dem sie, auf Walthers Geheiß, den ersten Trunk reichen wollte, wies die Ehre ab:

.... „erst bring' ihn deinem Herrn,
Er ist mir überlegen, der Braut gesteh' ich es gern."

Nun begannen die beiden schwer verwundeten Waffenbrüder sich gegenseitig zu necken und Witz um Witz zu tauschen:

Der Franke sprach: „In Zukunft, wenn du den Hirsch erjagst,
Von dessen Leder Handschuh' du zahllos gewinnen magst,

„So fülle dir den rechten mit des Hirschen zartem Haar:
So glaubt man dich zweihändig und doch ist es nicht wahr.
Es war so viel Gerede von deiner starken Faust;
Es kann geschehn, daß Manchem noch vor dem Scheinbilde graust.

„Bald gilt an deinem Hofe ein nagelneuer Brauch:
Du fichtst nun mit der Linken, die Gothen werden's auch,

Und wer noch mit der Rechten sein Weib umarmt und küßt,
Der ist ein Hochverräther, der zappeln muß am Gerüst."

Nun war die Reih' an Walther, daß er die Lanze warf:
„Wie blickst du in die Zukunft mit Einem Aug' so scharf!
Ich kann mit meinen beiden doch besser prophezeihn:
Vernimm, du sollst ein König unter Blinden künftig sein.

„Du wirst auf Einer Seite dem Dienervolk mißtraun,
Beim Gruß mit queren Blicken auf deine Helden schaun.
Wenn Ich den Hirsch erjage, verfehlt die Sau dein Spieß.
Aus alter Freundschaft rathen will ich, Trojaner, dir dieß:

„Sobald du heimkommst, hole dir Milch und Mehl herbei:
Die laß zusammen kochen, so gibt es einen Brei.
Dein Auge wird dich schmerzen, da kommt der Brei dir recht,
Beginnt dich dann zu hungern, so schmeckt die Pappe nicht schlecht."

Also erneuerten sie unter Scherzen „im Blut die Brüderschaft." Und noch fürderhin bewährten die beiden starken Helden ihren Muth und ihre Kraft in manchem Streite.

Sie hoben nun des Kampfes Ursächer, den lahmen König, auf ein Pferd und derselbe trat mit traurigem Sinne, von seinem Dienstmanne begleitet, die Fahrt nach Worms an; während Walther sich mit seiner schönen Braut ebenfalls der Heimat zuwandte, um sich trauen zu lassen.

Nach seines Vaters Tode, bestieg Walther den Thron und gebot während dreißig Jahren über das Volk der Gothen im Waskenlande. Er hatte seinen Sitz in Langres und vollbrachte noch viele Thaten der Kraft und Tapferkeit.

Als ich im September 1846 den Sitzungen der deutschen Sprach- und Geschichtforscher, in Frankfurt am Main, beiwohnte, machte mich der ehrwürdige Präsident der Versammlung, Jakob Grimm, zuerst auf dieses Gedicht, eines der schönsten des deutschen Sagenkreises und ein Kleinod im elsässischen Sagenschatze, aufmerksam, was ich ihm, und gewiß der vaterländische Leser mit mir, zu innigem Dank habe.

Ueber die ursprünglich lateinische Dichtung Waltharius, (Ausgabe von Jakob Grimm,) eine der bedeutendsten sogenannten Klosterdichtungen, da sie Mönche zu Verfassern hatteu, folge hier W. Wackernagels gediegene Besprechung:

„(Das Gedicht Waltharius) erzählt wie zwei an Attila vergeiselte Königskinder, Walther, ein Aquitane d. h. Westgothe, und Hildegund, eine Burgundin, von des ersteren Hofe miteinander fliehen, und dann wie Walther in den Vogesen sich loskämpft von Günther dem Frankenkönige und Hagen und andern fränkischen Helden. Dem Frankenkönige: denn aus den Burgunden am Rhein hat die Sage, seitdem deren Wohnsitz fränkisches Gebiet geworden, selbst auch Franken gemacht: eine Namensübertragung, die hier zuerst erscheint, und in spätern Gedichten dieses Kreises neben dem eigentlichen Namen sich forterhält. [1])

„Verfasser war in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Gerald, ein Sanctgallischer Mönch, er in Gemeinschaft mit Eckehard I, einem Klostergenossen. Hundert Jahr

[1]) „Es ist mithin diese Sage in Anlehnung und Gestaltung durchaus geschichtlich: doch mag auch sie gleich denen von Theodorich, eine Beimischung aus der Göttersage enthalten, wie sie nicht ganz in letzterer wurzelt: in dem Entscheidungskampfe wird Walther einhändig wie Tyr, und Hagen einäugig, wie Hödhr blind ist, welchem er sich auch sonst vergleicht; Hildegund aber vereinigt in sich die Namen zweier Walkyrjen, Hildr und Gunnr."

später hat Eckehard IV die Latinität classischer zu machen gesucht, derselbe, der auch Ratperts deutschen St. Gallusleich in Latein übertragen. Im Waltharius herrscht, nur virgilisch veredelt, noch die Strenge altgermanischen Heldenthumes vor." (Geschichte der deutschen Litteratur, Basel. 1851, S. 71 u. 72.) Die, der mittelhochdeutschen Zeit angehörige deutsche Ueberarbeitung des Waltharius, beurtheilt Wackernagel wie folgt:

„Walther und Hildegund, deren Sage, ursprünglich wohl eine Göttersage, eng und wesentlich mit den Namen Attilas und der Burgunderkönige, aber nicht mit der von Siegfried verknüpft ist, sind nach der lateinischen Dichtung Geralds und Eckehards im dreizehnten Jahrhundert auch Gegenstand einer deutschen geworden. So viel ergiebt sich aus den leider spärlichen Bruchstücken, die wir noch besitzen, daß sich der Verfasser gleich dem der Kudrun am Nibelungenliede gebildet hat: er nennt auch wie dieß die Rheinischen Könige Burgunden, nicht Franken; aber wie er die Nibelungenstrophe in einer fast üppig klangreichen Weise umgestaltet, so sucht er überhaupt weiter zu gehen in höfischer Zierlichkeit: ihm nicht schwer, da ihn kein Anschluß an Volkslieder beengte (von Benutzung solcher, obschon es gewiß deren gab, ist keine Spur vorhanden), die ausländischen Räumlichkeiten aber, in welche die Sage führte, Frankreich und Spanien, einen romantischen Hintergrund und der Erfindung größere Freiheit gewährten. Der Vater Walthers heißt hier Alpker, König zu Langres, bei Gerald Alphere, König von Aquitanen. Es ist mit Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß die Dichtung von der Heidin, in welcher ein überrheinischer Graf Alpharius ein minnigliches Abenteuer besteht, der letzte Nachklang einer verschollenen Sage von jenem Westgothenkönige sei." (Ebend. S. 208 u. 209).

Walther von Aquitanien oder vom Wasgenstein, wie er auch in der Vilkinasage genannt wird, erscheint im Kleinen Heldenbuche noch mehrere male. So, unter andern, in der Zahl der zwölf Recken, welche Chriemhilde, Gibichs schöne Tochter und Gunthers Schwester, zur Bewachung ihres Rosengartens bestellte:

Der Zehnte heißet Walther von dem Wasgenstein,
Der kühnen Fürsten Einer wohl auf und ab am Rhein.

Er bestand den Kampf mit Dietlieb, Biterolfs Sohn, aus Steiermark, so kräftig, daß Beide, obgleich verwundet, für unbesiegt erklärt wurden, und Chriemhilde Beiden des Kampfes Preis: „einen Kuß von ihrem süßen Munde und ein lichtes Rosenkränzlein", nicht wehren konnte.

Auch im Nibelungenliede, (Ausg. von Lachmann, Str. 2281), geschieht Erwähnung von Walther vom Wasgenstein. An dieser Stelle wirft der alte Hildebrand, der Begleiter Dietrichs von Berne, Hagen von Tronje vor, daß er, auf seinem Schilde liegend, keinen Antheil am Kampfe auf dem Wasgenstein genommen, bis alle Helden, außer Gunther, gefallen waren. In unserm Gedichte erscheint Hagen in ehrenvollem Lichte, indem er nur auf seines Herren dringendste Bitten, und vom Schmerze über den von Walther getödteten Neffen, bewältigt, seinen Jugendfreund und Bundsgenossen, endlich zu bekämpfen einwilligt; wogegen er im Nibelungenlied als hinterlistig, verrätherisch, treulos, und, als Siegfrieds Mörder, mit Schmach und Fluch belastet wird.

Den Wasgenstein verlegt Grimm oberhalb Framont, [1]) in eine Verzweigung des Breuschthales, auf die hohe Tonne, einem der höchsten Gipfel des Wassichin, an

---

[1]) S. meine Sagen des Elsasses, S. 196.

dessen Fuße die alte Heerstraße von Elsaß nach Lothringen vorüberführt. Die Sage leitet den Namen Framont von Pharamund, dem fabelhaften Frankenkönige her, der unter dem Wasgenstein begraben liegen soll. (Andere Ableitungen gibt Schöpflin).

Der Wasgenstein ist übrigens nicht die einzige Stelle im Elsaß, an welche sich die alte deutsche Heldensage und namentlich der Kreis der Nibelungen knüpft: Im Münsterthale heißen zwei Berge der Frankenberg und der Amelung; [1]) eine Bergtrift wird der Drachenrain genannt. Ich gebe diese, von Christophorus, unserm ebenso sinnigen als bescheidenen Mitarbeiter gemachte Entdeckung, den Literaturkundigen und Sageforschern zum Bedenken.

[1]) Amelungen ist, in den alten Heldenliedern, der Name der Gothen.

IV.

Beiträge zur Kenntniss der elsässischen Volksmundart.

I. Das Männlein auf dem Blochmund, Volkssage, in Oberlarger Mundart, von Christophorus.

II. Die Ziehk, die Drud unn die Bluäs, Melkerlied aus dem Münsterthal, in Metzeraler Mundart, von Johann Bresch.

unn Für mache, bis die angere zwe heim chömme mit ihrem G'wild, für's z'choche. Jetz sin die zwe fort uff d'Jagd, unn d'r anger hät Holz g'macht unn Für. Wo'n er Für g'ha hät, isch 'n acho, er wöll doch geh luege wie's in dem alte Schloß isch. Er isch ganz d'rin umme gange, unn isch in ä schöne Stube cho, wo 'n ä schöner Tisch g'stange isch. Er setzt sie jetz d'rhinger unn denkt wenn numme öbis z'esse d'ruff wär; er hät's nit soboll denkt g'ha, so isch do g'si was mä hät wölle, do hat er sich's recht schmecke lo. Indem wo er do ißt, chunt ä alt chlei Männli unn heischt im o öbis z'esse. Der Soldat haut 'm ä recht Stück Fleisch ab unn ä Stück Brod unn git's 'm. Das Männli lot's falle unn seit'm Soldat er soll's 'm doch uffhebe, er sig so alt, er chönn sie nimme ducke. Der Soldat will's 'm uffhebe, unn wie 'n'r si duckt, so nimmt das Männli sine zwo Chrucke unn hät'n ganz jämmerli abbriglet, daß 'r si nimme hat chönne rüere, unn isch d'rno verschwunge. Der Soldat hat müeße geh lieghe. Jetz wo die angere zwe heim cho sin, isch niene ke Für g'si, do hei si 'nä g'sucht unn fingene endli uff'm Bett. Wo si 'nä g'frogt hei, was er heig, seit'r er sig chrank unn hät ke Für chönne mache. Do hei si selber müeße geh choche.

Der angere Morgen, wo sie uffg'stange sin, hät's g'heise, der anger Fuselier müeß hüete = n = unn Für mache, bis die angere zwe ab d'r Jagd chömme. Wo si furt g'si si, hät der Fuselier Holz g'holt unn Für ag'macht unn wo 'n er ferig g'si isch, isch'r o in dem alte Schloß umme, unn isch o in die schöne Stube cho, wo d'r Tisch g'si isch, unn hät si o d'rhinger g'setzt unn o denkt: wenn numme öbis z'esse druff wär. Unn wie er's denkt isch alles gnue druff g'si, unn do lot er sich's schmecke. Indem so chunt das alte Männli wieder unn heischt'm öbis z'esse. Do haut'r'm Fleisch unn Brod ab unn git's'm; do

lot's das Männli falle unn seit zum Soldat er soll's'm doch uffhebe, er sig so alt er chönn si nimme ducke. Der Soldat denkt nit Böses, unn will's'm uffhebe; unn wie er si duckt, so nimmt das Männli sine zwo Chrucke unn hät n'ä no mehr g'schlage as der erst. Der Soldat hat müeße geh lieghe. Jetz wo die angere zwe heim cho sin, isch niene ke Für g'si; do hei si n'ä g'sucht unn fingene endli uff'm Bett. Der erste hät gli denkt, es isch'm gange wie mir; der Granädierer hat g'fluecht unn seit er will morn hüete, er will luege-n-öb's ihm o so geht.

Der angere Morgen sin die zwe Fuselier uff d'Jagd unn der Granädierer isch d'heim blibe. Ungerwegs hei's die zwe änanger erzählt wie's änä gange isch in der Stube. Der Granädierer aber hät Holz g'holt unn Für ag'macht; d'rno isch'r in dem Schloß umme gange unn chunt in die Stube wo dä schöne Tisch g'stange isch; er setzt si d'rhinger unn der Apetit isch'm cho, unn denkt wenn numme öbis z'esse uff dem schöne Tisch wär, i glöüb s'thät m'r guet schmecke. Gli isch alles g'nue do g'si; er b'sinnt si nit lang, unn d'rüber här, unn hät g'esse bis'r satt gsi isch. In dem chunt das alte Männli vorüber unn heischt o öbis z'esse. D'r Granädierer seit, wart, Alter, i will d'r gä, unn git'm ä guet Stück Fleisch. Der Alte lot's wieder falle unn seit, er soll's'm doch uffhebe, er sig so alt, er chönn si nimme ducke. Der Granädierer hät's aber g'seh, daß er's mit Fliß hät lo falle, unn seit, wart, du alter Schelm, i will d'r's uffhebe; unn hingere her unn hät'n düchtig abbriglet. Der Alt hät afange schreie, er söll'n numme lo geh, er will'm öbis zeige, das alle drei wohl chunt. G'schwing sag's, seit der Granädierer, oder i schlo di, daß dä nimme chas geh. Das alte Männli seit: Es isch hinger'm Schloßhof, in gem Thurn wo g'rad der Berg absteht, ä rund Loch unn isch ä Zaine ammä fufzig klofterige Seil ag'macht, für abe

in die Tiefe z'lo, unn nidde im Berg sin drei schöni Zimmer, wo drei Riese wohne-n-unn hei drei chönigliche Prinzesse us Bortigal g'stole, über dreihungert Stung vo do, unn hei se g'fange; die müeße 'nä alle Nacht luse, unn Punkt um Zwölf schlofe se in dene Prinzesse ihre Schoße i. Der Chönig, ihr Vater, hät denne wo sie erlöse versproche selbige für ihre Wiber z'gä, mit samt sim Chönigrich. Der wo sie aber will erlöse, mueß mache daß er prezis um Elfe vor'm erste Zimmer isch; es hangt vor jedem Zimmer ä G'schwert, unn wie's Zwölfe schlot, mueß'r das G'schwert nä, unn die Thür uffmache; der Ries' wird der Chopf ufhebe-n-unn do mueß er'm mit dem G'schwert der Chopf abhaue. D'rno mueß er vor's zweite unn dritte Zimmer geh, unn's o so mache; die Prinzesse müeße d'rno in die Zaine steh, unn die obe müeße sie uffezieh. Das Männli seit no, er glaubt, daß er, der Granädierer, sie unn ihn erlöse werd; er hüetet's scho bi dä zwei hungert Johr das alte Schloß Blochme. Unn wo'n er das g'seit g'ha hät, isch'r verschwunge.

Der Granädierer isch in die Chuche z'ruck gange unn hät z'Nacht chocht, so daß alles g'rüst gsi isch wo die angere zwe heim cho sin. Wo sie mitnanger z'Nacht gesse hei, seit d'r Granädierer: d'ihr sit rechte Burscht, d'ihr, i weiß jetz worum d'ihr chrank g'si sind, he, das alte Männli hät ech chrank g'macht, i be ä-n-angere Ma as d'ihr; es hät mich nit brig-let, aber ich ihns; do hät's m'r öbis g'seit unn zeigt, das is alle drei guet chunt, wenn d'ihr trei ammer sind. Derno er-zählt er was'm das Männli g'seit hät, unn seit no er will's woge-n-unn abe geh. Die angere zwe hei'm versproche trei z'si, unn 'm z'helfe.

Der Granädierer setzt si in die Zaine unn lot si abe. Ueber-unge hät'r alles g'funge wie's das Männli g'seit hät. Er wartet bis um d'Elfe z'Nacht vor dem erste Zimmer, unn wie's

Zwölfe schlot, macht er die Thür uff, unn wie der Ries' der Chopf uffhebt, schlot'r 'm'n mit d'm G'schwert im erste Streich weg. Die Chönigstochter springt uff unn fallt'm um'n Hals unn seit: Lieber Herr, i ha no zwo Schwestere hie, erlöset sie doch o; mi Vater isch ä richer Chönig, er wird euch guet belohne. Der Granädierer seit, sie söll nur still sie, er will sie o erlöse. D'rno geht'r vor das zweite Zimmer unn haut dem Ries' o der Chopf ab wie'm erste. Im dritte macht er's nemliche, unn erlöst alle drei Prinzesse. Wo's ferig g'si isch, hei 'm die Prinzesse dancht unn hei 'm jedwedere ihre goldene Chron unn ihre Diämantring gä, unn hei g'seit er söll jetz eine von änä für sie Frau wöhle. Seit der Granädierer: es isch no nit an dem, m'r wölle z'erst zu eur'm Vater. Unn füert sie d'rno für das Loch unn git ä Zeiche sine Kamärade dobe, daß sie zieh'n sölle: sie zieh'n die erste, zweite unn dritte uffe. Jetz isch's guet g'si. Chunt's dem Granädierer i: chönnte ächst die zwe a m'r falsch si, unn denkt i will doch luege; unn geht unn thuet ä schwere Stei in die Zaine. Richtig, wo si halb Wegs dobe g'si isch, lön si die zwe abe falle, unn hei g'meint, jetz sig der Granädierer todt. D'rno hei sie denne drei Prinzesse ihre Pistole uff's Herz g'habe unn hei äne mache ä-n-Eid schwöre unn verspreche, daß sie müeße sage sie zwei heige sie erlößt. Jetz hei si aber ke Reisgeld g'ha; do hei die Prinzesse ihre Halsbänger müeße verchaufe, unn wo sie das Geld g'ha heit, sin si fort in Bortigal g'reißt.

Jetz wei m'r si lo reiße, unn wei luege wie's dem Granädierer gange isch in sim Loch d'niede. D'r hät g'meint er sig verlore; er hät g'jommeret unn g'schroie, es hät'm aber niemä kei Antwort gä. Endli chunt das alt Männli wider, seit zue-n-'m: wenn du mi nit so g'schlage hätsch, i chönnt d'r jetz o helfe. Der Granädierer seit er soll'm verzeihe, er

heig's nit so bös g'meint. Das Männli seit er wöll'm helfe, daß er wieder uff d'Erde chömm. Zuem erste, seit'r, weisch jetz, daß dine zwe Kamärade Schelme a d'r sind, denn sie hei denne Prinzesse mache ä-n- Eid schwöre, daß si müeße sage, daß se si erlöst hei, unn sin mit änä in Vortigal, zuem Chönig ihrem Vater, unn mache jetz Hochzit mit denne zwo ältste; mä suecht nur no ä Goldschmitt für die Chrone z'mache. Du muesch uff die Hochzit geh, du häsch die Chrone scho, unn chasch di licht für ä Goldschmitt usgä. Uff hungert Schritt vo do wirst ä wißer Schimmel atreffe, du muesch uff'n sitze un-n-'m Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung. Du muesch wider absetze, unn wirst ä Choli atreffe, do muesch uff'n sitze un-n-'m Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung. Du muesch no mol absitze unn wirst ä Fuchs atreffe, do muesch wieder uff'n sitze unn'm Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung, unn d'rno bisch dört. D'ruff isch das Männli verschwunge.

Der Granädierer hät alles atroffe wies'm das alte Männli g'seit hät, unn wo 'n'r ab'm letzte Roß abg'stige isch, so isch das alte Männli wieder do g'stange unn seit zue dem Granädierer: jetz bin ich unn du erlöst, unn jetz hesch no drei Stung bis uff Lisabon, dört muesch du dich für'n Goldschmitt usgä. Der Chönig wird di gli lo zue'n 'm cho, unn dir die Chönigschrone verdinge. Du loscht d'r ä-n- eige Huß gä, unn Zit unn Platz, drei Monet für si z'mache, unn losch niemä zue d'r cho, für z'luege. Mä wird di o z'Hochzit lade, du muesch geh, es wird sie derno scho zeige mit dir unn dine Kamärade. Unn wo das alte Männli das g'seit g'ha hät, isch's ganz glänzig worde-n-unn isch verschwunge.

D'ruf isch d'r Granädierer in d'Stadt, wo alles mit rothe Tücher b'hängt g'si isch. Er isch in's Wirthshuß unn hät g'frogt

was das will bedüte, daß alles mit rothe Tücher b'hängt sig. Do seit'm der Wirth, daß's ä große Freud g'si isch, vo wege wil zwe Soldate die drei Chönigstöchtere vo drei Riesen erlöst hei, wit vo do, im änä alte Schloß, unn daß sie jetzt wei Hochzit mache, mit dene zwe Soldate, wo sie erlöst hei. Der Granädierer seit zuem Wirth er sig a Goldschmitt unn chönn Chönigschrone mache. Där geht ä-n-angerno zuem Chönig unn seit's 'm. Der Chönig lot'n gli cho unn frogt'n was er begert für drei Chrone z'mache. Do hät's d'r Granädierer g'macht wies'm das Männli g'seit hät, unn hat die Chrone putzt unn hät sie noh dä drei Monet d'm Chönig brocht; do isch'r o zue d'r Hochzit g'lade worde.

Jetz isch alles lustig g'si, unn jedwederer Gast hät öbis wo'm erfahre-n-isch müeße-n-erzähle. Jetz chunt's o an der Granädierer. Er seit er wiß nit vil, weder er sig ämol Soldat g'si unn sig desetiert mit zwe Fuselier, unn heig si uffg'halte im ä alte Schloß im Sungau, unn hät änä alles erzählt, wie's'm gange isch. D'rno zieht'r die drei Naßtücher uße vo denne Prinzesse, unn zeigt si. Die Jüngste springt gli vom Tisch uff unn seit: Där hät is erlöst! Unn die Schwestere hei d'rno g'seit wie'n änä die zwe hei mache ä-n-Eid schwöre, daß sie müeßte sage, daß se si erlöst hei. Die Hochzitgäst hei gli g'seit die zwe sin nit mehr werth, as daß mä si im Oel versiedet, unn mä hät si gli gno unn im ä Chessi voll versotte. Unn d'r Granädierer hät Hochzit g'ha mit d'r Jüngste, unn isch Chönig worde unn hät guet g'regiert, unn si in Friede g'si bis zue ihrem End.

Worterklärungen. — Oberlarg liegt im Sundgau, zwischen Pfirdt und der Schweizergränze. Der Dialekt ist eigenthümlich, er hat die Gutturaltöne die den Schweizer charakterisiren, daneben aber viele selbständige Laute und Formen.

Desetirt, desertirt; — sie hei, sie haben; — sie wei, sie wollen; — keis, keines; — g'ha, gehabt; — in de Wäller, in den Wäldern; — umme, herum; — cho, gekommen; — Blochmund, der Blauen, franz. Blaumont, Laumont, eine Verzweigung des Jura, auf welchem das Schloß gleichen Namens stand; — do ine, da hinein; — g'funge, gefunden; — 'n anger, einander; — G'wilder, Wildpret; — öbis, etwas; — Miesch, Moos; — d'r hinger, dahinter; — numme, nur; — boll, bald; — lot, läßt; — er sig, er sei; — chunt, kömmt; — geh liegbe, (sich) legen; das Zeitwort gehn wird in der sundgauischen und oberelsässischen Mundart theils als nachdrückliches Füllwort gebraucht, theils auch um anzuzeigen, daß etwas bald geschehen werde. — niene, nirgends; — gli, sogleich; — ducke, bücken; — dä chas, du kannst; — Zaine, Korb; von Zein, Zein, Gerte, besonders von Weiden; — nidde, unten; — luse, die Läuse fangen; — nä, nehmen; — überunge, unten. Mit der Präpos. über wird im Oberelsaß und Sundgau ein höchst drolliger Misbrauch getrieben, sie muß sich zu allen Richtungen des Raums hergeben; man sagt: überunge oder überunte, überobe, überhinte, übervorne u. s. w.; — ferig, fertig; — danckt, gedankt; — ächst, etwa, nördlicher, z. B. in Mülhausen sagt man ächterst; — d'r, er, (nicht: der, dieser); — gell? (gelt?), nicht wahr? — Kohli, schwarzes Pferd, Rappe; — Chessi, Kessel.

Der Herausgeber.

II.

Die Ziekh, die Drud unn die Bluäs,

Melkerlied aus dem Münsterthal, in Metzeraler Mundart,

von

Johann Bresch.

Unn säll isch wuähr, unn isch bekat,
Wer Mälkersma wöll siä,
Der moß Ziekh, Drud unn d'Bluäs au ha,
Soß kann err nitt bestiäh!

Si Ziekh unn allwill Duwack drinn,
Das ösch sin öinzi Froid,
Err daift erächt, unn 's isch em wuihl
Bi'm Viäh duß uff der Woid.

Die Drud leigt duß am Vornätrog
Daß sä em nitt verlächt,
Err nemmt sä 'ruß unn bluäßt sie druff
E Wies diä klängt nitt schlächt.

Der Fürstahl unn die Stoin säin thür,
Drum hett der Mälker d'Bluäs,
Err bluäßt ans Fünklä in der Äsch
Daß äs glich brenne muäß.

Drum isch äß wuähr, unn isch bekat,
Wer Mälkersma wöll siä,
Der moß Ziekh, Drud unn d'Bluäs au ha,
Soß kann err nitt bestiäh!

Worterklärungen. Titel: Ziekh (von ziehen) Tabakspfeife; — Drud (Zeitwort: drude); Alphorn; — Bluäs, Blasrohr, zum Anfachen des Feuers in der Sennhütte.

Strophe 1. säll, dies, das; — wuähr, wahr; — bekat, bekannt; — wöll siä, will sein; — soß, sonst; — bestiäh, bestehn.

Str. 2. ösch, ist; — daift, dämpft; — erächt, recht; — wuihl, wohl; — duß, draussen; — Woid, Waide.

Str. 3. Vornätrog, Brunntrog; — sä, sie; verlächt, austrocknet; — si, sich.

V.

Namenloses Unglück

durch eine Spinne.

Mit einer Urkunde vom Jahr 1491.

(Straßburger Stadtarchiv.)

Von

Ludwig Schneegans.

Es war im Jahre 1491, am nächsten Sonntage nach dem Festtage des H. Blasius, als Jakob, der Bildschnitzer, eines Bürgers Sohn zu Lamsheim, das väterliche Haus verließ, um über Feld zu gehen.

Und als er zu der Kapelle kam, die da geweihet war in der Ehre des H. Medardus, siehe! da stund ein Priester der im Begriffe war die Messe zu lesen.

Der Priester bat den Gesellen, daß er ihm hülfe zu Altar dienen; und mit Freuden erklärte sich dieser hiezu bereit.

Jakob trat alsogleich mit dem Priester zum Altar, und dienete ihm.

Und in der Stillmesse geschah es, daß eine Spinne sich herabließ vom Gewölbe, gerade über dem Kelche.

Immer mehr verlängerte sich, durch das Gewicht der Spinne, der glänzige Faden. Jakob erblickte die Spinne und ihre stä- tige Bewegung. Kaum eine Spanne weit hieng sie noch über dem Kelche... Noch einen Augenblick, und sie wäre hinein gesunken und hätte den bereits geweihten Wein verunreiniget.

Da schlug der Geselle, um dies zu verhindern, mit seinem Hute, nach der Spinne.

Aber, ach! der Streich mißrieth dem Armen! O der schau- dervollen Missethat! Jakob schlug den Kelch mit dem con- secrierten Getränke, sammt den übrigen Gegenständen, vom Altare herunter, daß der ganze Inhalt des Kelches auf die Erde verschüttet wurde....

Als nun Jakob das Blut Christi auf dem Boden fließen sah, erschrack er also sehr, daß ihm die Sinne schwanden und daß der Arme, auf der Stelle, seines Verstandes gänzlich beraubt wurde!

Um den Jammer völlig zu machen, bekam er noch dazu das fallende Weh, [1]) daß ihm mehrere Male das Blut zu Mund und Nase herauslief. Nahe war er dem Tode, und Niemand getraute sich mehr der Hoffnüng Raum zu geben, daß er noch genesen könnte von seinem Uebel. Inniges Mitleid erfüllte Alle die ihn sahen in seinem maßlosen Elende.

Dem damaligen Brauche und Glauben gemäß, wurde St. Valentin, der da, unter sämmtlichen Heiligen, als der Gewaltigste und Wirksamste verehrt wurde gegen die fallende Sucht, angerufen um Hülfe und Rettung. Und um den Heiligen desto eher zu vermögen dem bedauerungswürdigen Kranken seinen mächtigen Schutz und Beistand nicht zu versagen, wurde, in Jakobs Namen, das Gelübde gethan, daß er, wenn er so glücklich wäre die Gesundheit wieder zu erlangen, eine Wallfahrt unternehmen würde, mit dankbarem Herzen, zu dem lieben, mitleidigen Heiligen, und demselben vier Loth Silber darbringen würde, als Sühnopfer für seine Genesung, zu einer Platene [2]) auf einen Kelch. Auch die Mutter Gottes wurde angeflehet durch Jakobs Anverwandte, in ihrer Seelennoth um den Kranken: dreißig Messen gelobten sie für

---

[1]) Diese schreckliche Krankheit bezeichnete man gemeinlich, im Mittelalter unter dem Namen: St. Valentins=, oder wie man damals sagte St. Veltins Siechtag, weil dieser Heilige hauptsächlich gegen dieselbe angerufen wurde. Man nannte sie auch die schwere Noth. Daher der noch heutzutage abscheuliche Schwur oder vielmehr die barbarische Verwünschung.

[2]) Platene heißt der Deckel des Kelches.

ihn Unserer Lieben Frauen zu Aachen, daß die Himmelskönigin huldreich und gnädig herab sehen möge auf den in schwerer Noth befangenen Kranken. Und, um der Heiligen Beistand um desto sicherer gewärtigen zu dürfen, gelobten Jakobs Angehörige ferner noch daß, er selbst, nach der Genesung, zur Vollführung beider Gelübde, das hiezu nöthige Geld einsammeln würde, einem Bettler gleich, unter mitleidigen, mildthätigen und christgläubigen Menschen.

Und wider Aller Erwarten und zu Aller freudigem Erstaunen, genaß der Kranke von seinem Uebel.

Und als er genugsam hergestellt war, da schickte er sich an die in seinem Namen eingegangenen Gelübde zu lösen und die verheißenen Opfer zu vollbringen.

Dem gethanen Versprechen zufolge, machte er sich auf, sobald er wieder einige Kraft sich regen fühlte in seinen Gliedern, um durch Hülfe frommer und wohlthätiger Christenmenschen die verheißene Geldsumme einzusammeln.

Mitleidsvoll gab ihm der Rath zu Lamsheim einen Brie mit an sämmtliche geistliche und weltliche Obrigkeiten im Reiche, an alle Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Knechte, an alle Aebte, Prälaten, Pröbste, Pfarrherren und Altaristen, an alle Burggrafen, Schultheiße, Vögte, Bürgermeister und Räthe insgemein, worin er alle diejenigen, welchen dieser Brief durch Jakob vorgezeiget würde, aufforderte um Gottes, um seiner würdigen Mutter Maria und um des lieben H. Valentin Willen, demselben behülflich zu sein mit Almosen und Steuer, ein Jeglicher nach seinen Mitteln und Kräften, auf daß er in Stand gesetzt würde seine Opfer zu vollbringen, verhoffend daß alle diejenigen, welche ihm mit milden Gaben beiständig sein würden, dafür einst tausendfältigen Lohn empfangen würden im ewigen Leben.

In der Urkunde hatte überdies der Rath von Lamsheim Jakobs Unglücksgeschichte und Gelübde mit kurzen Worten erzählet und bezeuget.

Mit diesem Beglaubigungsbriefe wanderte sofort der glücklich Genesene von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, überall die christgläubigen und mildthätigen Herzen auffordernd ihm Hülfe zu leisten und das heilige Almosen zu geben: und überall gewiß, fand er auch willige Ohren und Hände.

So zog Jakob den Rhein herauf und kam auch auf seiner Pilgerfahrt bis nach Straßburg. Hier in der, mit vollem Rechte, weithin wegen der Wohlthätigkeit ihrer Bewohner berühmten Stadt, scheint er geblieben zu sein, sei es nun daß er hier zu Grabe getragen wurde, oder daß er sich, nachdem er seine Opfer vollbracht hatte, hier häuslich und bürgerlich niederließ, und sodann den Beglaubigungsbrief des Rathes von Lamsheim, zu ewigem Angedenken, dem Magistrate zu Straßburg übergab.

Noch wird diese, mit dem wohlerhaltenen Siegel der Stadt Lamsheim versehene, am Tage der heiligen Apollonia 1491, ausgestellte Originalurkunde, im Archive der altehrwürdigen, ehemaligen freien Reichsstadt am Rheine, aufbewahret. Es lautet dieselbe, in seiner schlichten und anspruchlosen mittelalterlichen Sprache, wie folgt:

» Allenn vnd Jgklichen geistlichen vnd werntlichenn fursten vnd Heren graeffen fryhern Rittern vnd knechten Eptten prelattenn | probsten pfarrehern vnd altaristen Burggraeffen schutheyszen vaigthen Burgenmeistern Rethen vnd gemeynliche allen den diesser | brieff vorkompt vnde gezeuget wirt Entbieten wir die burgenmeister vnd Rait der Stat Lamszheym vnnsern fruntlichen grusz | vnd willigen dienst

Hochwirdigen Durchluchtigen Wolegebornen strengen vesten Ersamen vnd wisen gnedigen hern vnd | guten frunde Wir fuegen uwern gnaden lieb vnd fruntschafft zu wissen Das Jacob byldsnytzer zeuger diess brieffs eynes vnsers | burgers sone von Lampszheym hait wollen vberfelt ghain vff sontag nehst nach sant blasius tag Da ist er kommen zu | einer Capellen gewyhet ynne der eren sant medtharts vnd da ist gestanden eyn priester der hatte mut ein selige wirdige | messe zu vollenbrengen vnd da bait jnne der priester das er yme hulff zu Elter dienen Das dede er willenclichen vnd | gern Vnd ynne der styllemesse hait sich ein spynne von oben herabe gelaissen von dem gewelbe gar by bysz vff den kelche | vnd da das der knecht ersach wolt er der spynnen weren vnde mit sinem huede nach Ir schlagen Da myszriede Ime | leyder der streich vnde schlug den kelch vnde das consecriert gedranck mit sampt den andern partickelen allen von | dem Elter herabe das es gar verschodt wart vnd da es der vurgenante knecht ersach Ist er so hart vnd sere erschrocken | Das er siner vernunfft vnd synne beraubt wart Vnd dorch beraubonghe siner vernunfft da hait ynne angestoissen der | schwere groisse siechtagen des lieben heyligen sant Veltins so manych male das Ime das blut zu munde und nase | ist uszgegangen Das yme keyn mensche sin leben zu verhiesz vnd Inne siner kranckheit ist er verheychenn worden da zu | dem lieben heylichen sant Valentin mit viere loit silbers zu eyner platenen die man decket vber eijnen kylche vnde | auch mit driessig messen zu vnnser lieber frauwen ghen Aiche vnde die opffer zu vollenbrengen Inne dem elende |

vnder fromen cristenglaubigen menschen vnde her vmb so bitten wir die Burgenmeyster vnd Rait der stat Lampszheym alle vorgeschriebene vmb gottes willen syner wirdigen mutter Maria vnd umb des lieben heyligen sant | Veltins willen wo diesser arm knecht zu uch ist suchen das heylige almusen das yr Ime wollent beholfflichen | sin eyn iglicher nach siner vermoglicheit das er die opffer moge vollenbrengen so hoffen wir Ir sollent cynenn grossen lone dar vmb entphaen Inne dem ewigen leben vnd das alles zu warer vrkunde vnde gezugknysze so | hain wir die Burgenmeister vnd Rait der stat Lampszheym vnnser stat eygen Ingesiegel vffentlich gehencket an diessen brieff der geben ist Inne dem Jare da man zalte dusent vierhundert vnd Inne dem eynn vnde nüyntzigsten Jare vff sant Appolonien tag der heyligen Jonffrauwenn. «

Wörtererklärung: werntlichen, weltlichen; — vaigthen, Vögten; — Rait, Räthe; — wir fuegen . . . zu wissen, wahrscheinlich ein Schreibfehler für tuegen, thun; — byldsnytzer, Bildschnitzer; — hait, hat; — ghain, gehn; — bait, bat; — Elter, Altar; — verschodt, verschüttet; — beraubonghe, Beraubung; — groisse siechtagen, große Krankheit; — verheychenn, empfohlen; — loit, Loth; — Aiche, Aachen; — wir hain, wir haben.

Der Herausgeber.

VI.

Vier ältere geistliche Gesänge:

I. Das geistliche Vogelgesang.
II. Wohl auf ihr schönsten Blümelein.
III. In Schwarz will ich mich kleiden.
IV. Ein Gesang von dem Leiden Christi.

Mitgetheilt

von

Christophorus.

I.

Das geistliche Vogelgesang.

Wohlauf ihr kleinen Waldvögelein
Alles was in Lüften schwebt
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein!
Singt all', die Stimm erhebt,
Dann Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr;
Gesang, Feder, Schnabel Waffen
Kommt alles von ihm her.

Adler.

Der aller Vögel König ist
Macht billig den Anfang.
Komm, Adler, komm herfür, wo bist,
Stimm an das Vogelgsang.
Der Vorzug dir gebührt,
Kein Vogel ist dir gleich,
Drum dich im Wappen führt
Das heilig römisch Reich.

Amsel.

Die Amsel dicht't zu Morgen
In ihrem grünen Haus;

Ihr Herr thut für sie sorgen,
Er wart ihr fleißig aus.
Er läßt ihr täglich bringen
Ihr Trank und frische Speiß;
Sie darf nichts thun als singen
Zu Gottes Ehr und Preis.

Bachstelz.

Die Bachstelz thut oft schnappen
Und fangt der Mucken viel,
Es hört nie auf zu knappen
Ihr langen Pfannenstiel.
Den Schweif thut's allzeit schwingen,
Sie läßt ihm nie kein Ruh,
Wann andere Vögel singen
Gibt sie den Takt darzu.

Canari.

Das lieb Canari Vögelein
Kommt her aus frembden Landen,
Er singt gar schön, zart, hell und rein
Wie allen ist bekannt.
Es thut sich häuffig mehren,
Der Jungen bringt es viel:
Gar leichtlich kann's ernähren
Wer's nur haben will.

Duhle. [1])

Die Duhl wird zahm und heimisch g'macht,
Und laßt von wilder Art,

[1]) Dohle.

Fleucht aus und ein, kommt heim zu Nacht
Zu dem der ihr auswart.
Und soll der Mensch nicht fassen,
Die edle Creatur,
Daß er die Sünd muß lassen
Die wider sein Natur.

Emmerling. [1])

Der Emmerling bis zu Abends spath
Singt übel übel hin,
Er sagt: So lang 's Feld Aehren hat,
Ich auch ein Schnitter bin.
Im Feld thut er sich nähren,
Bleibt Tag und Nacht darauf,
Was ihm Gott thut bescheren
Das klaubt er fleißig auf.

Eule.

Die Eul in ihrer Höhle steckt
Und schreit hu, hu, hu, hu,
Der Kukuk manchen sehr erschreckt
Mit seinem ku ku ku.
Die Vögel beide hassen,
Sie lassen ihn' nie kein Ruh,
Wann sie sich blicken lassen
Fliegen alle zu.

Fink.

Zu Morgen früh, zu Abend spath,
Der Fink hat nie kein Ruh,

[1]) Goldammer.

Die Musas in die Grüne lad,
Fein fröhlich tritt herzu.
Früh ist gar gut studieren
Wanns kühl, still, ruhig ist,
Steh auf und thu's probieren.
Du fauler Syntorist. [1])

Fink Andtoß (?).

Fröhlich der Fink am Frühling singt
So so so so, Hey Dieb!
Im ganzen Wald sein Stimm erklingt
Wann's Wetter nicht ist trüb.
Die Dieb will er verjagen
Die er rund auserschilt;
Dem Spatzen thut ers sagen
Der so viel Weitzen stiehlt.

Gümpel.

Ein rother dir gar wohl bekannt
Ist schön, doch nicht viel kann,
Er kommt aus deinem Vaterland
Und ist dein bester Gspann. [2])
Du thust ihn täglich ernähren
Bei dir hat er genist't,
Sein Nam', wann du ihn willst hören,
Heißt Gümpel, der du bist.

Grasmuck.

Die Grasmuck aus der Maßen ziert
Das schöne Vogelgesang;

---

[1]) Für: Syntonist, der mit einstimmt; ein alter musikalischer Ausdruck. — [2]) Genosse, Freund.

Wann Nachtigall ihr Stimm verliert
Singt sie hinaus noch lang;
Sie hupst allzeit herummer, [1])
Sie springt und wird nie müd'
Sie singt den ganzen Summer
Ihr schön holdseligs Lied.

Hahn und Henne.

Die Henn' gar fröhlich gagagagt
Und macht ein groß Geschrei,
Die Bäurin weißt [2]) wohl was sie sagt
Sie nimmt ihr ab das Ei.
Der Hahn thut früh aufwecken
Den Knecht und faule Magd
Sie thun sich erst recht strecken
Und schlaffen bis es tagt.

Imben. [3])

Das honigsüße Imbelein
Sich spath und früh bemüht,
Es sitzt auf alle Blümelein,
Verkostet alle Blüth.
Sehr emsig fleucht herummer,
Tragt ein mit großem Fleiß,
Es sucht den ganzen Summer
Auch für den Winter Speiß.

Königlein.

Das wunder wunzig [4]) Königlein
Wie macht es sich so groß

---

[1]) Ganz oberelsässische Form. — [2]) Elsässische Form. — [3]) Bienen. — [4]) Elsässisch, statt: winzig.

Wie zwinzert's [1]) mit sim Stimmelein,
Merk fleißig auf und los'. [2])
Wie lieblich thut es singen,
Nach Wunsch und nach Begehr;
Wie fröhlich thut es springen
Wie hupelt's [3]) hin und her.

Krametsvogel.

Wann die Krametsvögel streichen
So fangt mans hauffenweiß.
. . . .
. . . . [4])
Der muß sich ernähren
Mit Wasser, Käß und Brod,
Das Blatt wird sich umkehren
Im Himmel nach dem Tod.

Lerche.

Das Lerchel in den Lüften schwebt
Und singt den Himmel an,
Von grünem Feld es sich erhebt
Und tröst' den Ackersmann.
Gar hoch thut es sich schwingen
Daß man's kaum sehen mag,
In Cirkel rund thuts singen
Lobt Gott den ganzen Tag.

Meise.

Das Meisel hangt am Tannenast
Als ob es sich verberg,

[1]) Oberelsässisch. [2]) Süddeutsch, schweizerisch und sundgauisch.
[3]) Sundgauisch. [4]) Lücke in der Handschrift.

Es singt allzeit was gibst, was hast,
Sein alten Zitzeberg. [1])
Man thut ihm lieblich locken
Bis es auf den Kloben springt,
Huplet umher ganz erschrocken
Bis daß man's gar umbringt.

Nachtigall.

O Nachtigall dein edler Schall
Bringt uns sehr große Freud,
Dein Stimm durchstreicht all Berg und Thal
Zu schöner Summer Zeit.
Wann du fängst an zu zucken,
Alle Vögel schweigen still,
Keiner laßt sich mehr blicken,
Keiner mehr singen will.

Omeis. [2])

Du fauler Tropf, der du müßig bist
Die Omeis' schau wohl an,
Dein Meisterin sie worden ist,
Die dich viel lehren kann.
Schau wie sie ist ergeben
Der Arbeit Tag und Nacht;
Schäm' dich, der du dein Leben
Mit Schwätzen zugebracht.

Pfau.

Der Pfau prangt mit der Wannen,
Wann er sein Schweif ausbreit'

---

[1]) Nachahmung des Gesangs der Meise. [2]) Im elsässischen Dialekt: Ameis, Ämeis und Omeis.

Die Füß' schwarz wie ein Pfannen
Sein Hochmuth ihm (v)erleit'.
Die Hoffart aufgeblasen,
Ihr Thorheit nie recht sicht,
Bis sie beißt in die Wasen
Und kommt für's streng Gericht.

Rab.

Der Rab thut täglich singen
Ein groben rauhen Baß;
Heut will 's ihm nicht gelingen,
Drum singt er was was was, [1])
Wer sein Sach schiebt auf Morgen
Will's nicht verrichten heut,
Muß sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

Röthle oder Rothschwänzel.

Das Röthle gar früh aufsteht
Es thut sein bald zur Sach,
Singt an die liebe Morgenröth
Hoch oben auf dem Dach.
Und willst du nicht erwachen,
Du großer fauler Tropf,
Schau besser zu den Sachen,
Sonst bleibst ein grober Knopf.

Rothbrüstel.

Rothbrüstel wie bist du so schön,
Wie zierlich ist dein Stimm

[1]) In dem von mir benützten Manuscripte steht besser: cras cras cras. D. Herausgeber.

Ich merk dir auf, lass' alles stehn
Sobald ich dich vernimm;
Wie lieblich ist dein Zicken,
Wie blutroth ist dein Brust,
Mein Herz thu'st du erquicken,
Ich hör dir zu mit Lust.

Spatz.

Der Spatz sitzt auf der Rinnen
Ruft alle Dieb zusamm,
Es ist hie nichts zu gwinnen,
Wir ziehen in Beham; [1]
Wir lassen uns nicht schrecken
Den wilden Böhmerwald,
Er kann uns wohl bedecken
Am Winter wann es kalt.

Schwalm.

Die schwatzig Schwalm macht alle toll,
Sie plaudert hin und her,
Früh hat sie Kist und Kasten voll
Spath ist Alls leer, leer, leer.
Zu Morgens, wann die Sonn aufgeht
Fangt sie zu schwätzen an,
Zu Abend, wann sie nieder geht
Noch nicht aufhören kann.

Staar.

Der Staar schwätzt, schnattert, pfeifft und singt,
Er ist der alles kann,

[1] Böhmen; in statt nach ist ein Gallicismus, den die ältern elsässischen Schriftsteller nicht machen.

In seinen Kopf er alles bringt
Was er hört, nimmt er an.
Er thut auf Alles losen,
Er merkt auf Alls mit Fleiß,
Wascht oft die schwarzen Hosen,
Doch werden sie nicht weiß.

Storch.

Wann der Storch hört das qua qua qua,
Spaziert er auf dem Moos,
. . . .
. . . .
Er zieht ihm [1]) über die Ohren
Die grünen Höslein ab,
D'Schlacht hat er verloren
Der gut einfältig Schwab.

Stieglitz

Merk auf wie lockt so lieblich
Mir der sehr schöne Stieglitz,
Beißt Distel auf und sticht sich nicht
Er hat ein' großen Witz,
Gar wohl ist er gezieret
Schön gelb und roth bekleidt,
Sein Stimm er nicht verlieret,
Singt fröhlich alle Zeit.

Sittich.

Sittich schön auserlesen,
Der Federn hast du viel.
Wo bist so lang gewesen,
Warum schweigst du so still?

---

[1]) d. h. dem Fröschlein.

— Die Kinder mich jetzt hassen
Den' ich zuvor vorlieb,
Sie schreien auf den Gassen
Heißen mich Zucker Dieb.

Turteltaub.

Die Turteltaub ohn allen Trost
Will nicht mehr fröhlich sein,
Wann ihren Gesell der Habicht stoßt
Traurt sie und bleibt allein.
Wann dir dein Mann, wann dir dein Weib
Der Tod nimmt hin mit Gwalt,
Traur und ein Zeit allein verbleib,
Vergiß es nicht so bald.

Urhahn.

Der Urhahn seiner Henne lockt,
Wann er im Felsen ist,
Als wie verdaumelt [1]) er da hockt,
Merkt nicht des Waidmanns List.
Viel tausend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel,
Am Weiber Netz sie behangen,
Es ziehet s' hinab zur Höll.

Wachtel.

Die Wachtel lauft wann sie schlagen hört
Und meint es sig [2]) ihr Gespann.
Der Waidmann sie so lang bethört
Bis daß ers fangen kann.

---

[1]) verträumt, im Taumel, elsässisch: im Dummel; — [2]) sundgauisch: seie.

Merk auf, also thut fangen
Der leidig Feind gar viel,
Bis sie im Netz behangen,
Pfeifft was ein jeder will.

Wiedehopf.

Der Wiedhopf ist sehr wohl geziert,
Und hat doch ganz keine [1]) Stimm,
Sein Kron er allzeit mit sich führt,
Steckt doch nicht (viel) hinter ihm.
Wie mancher prangt in Kleidern,
Als wann er wär ein Graf;
Sein Vater ist ein Schneider,
Sein Bruder hüt' die Schaf.

Zeisel.

Komm her, du schönes Zeiselein,
Komm geschwind, flieg her behend,
Sing und spring auf dem Reiselein
Und mach dem Lied ein End.
Lob Gott, mein und dein Herren,
Thu fröhlich singen ihm,
Den die Vögel alle verehren
Mit ihrem Gsang und Stimm.

Wohin geht dieses Dichten,
Du edles Federspiel?
Als daß wir uns auch richten
Nach unserm End und Ziel.

---

[1]) ganz keine statt gar keine, ist ächt sundgauisch.

Wie mag der Mensch viel sorgen
Ihm selber machen bang,
Vielleicht heut oder Morgen
Hört er's letzt Vogelgsang.

Sagt an, ihr lieben Waldvögelein,
Wer ist der euch erhält?
Wo fliegt ihr aus, wo kehrt ihr ein,
Wann Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung,
So viel ihr all begehrt?
Es bringt ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all ernährt.

Ihr habt kein Feld, kein'n Heller Geld,
Nichts das die Taschen füllt,
Der Tannenbaum ist euer Gezelt,
Trotz dem der euch was stiehlt.
Euer Pflug [1]) ist lustig singen,
Stets loben Gott den Herren.
Das Herz möcht Eim zerspringen
Bis zu dem Abendstern.

Wer ist euer Koch und euer Keller,
Daß ihr so wohl gemuth,
Ihr trinkt kein Muskateller,
Und habt so freudigs Blut.
Nichts haben, nichts begehren
Ist eure Lieberei,
Ihr habt ein' guten Herren,
Der hält euch all kostfrei.

---

[1]) Wahrscheinlich: Pfleg, Pflegen, Gewohnheit.

Gott sei mein Sach frei heimgestellt,
Dem rechten Wundermann,
Wann Sonn und Mond von Himmel fällt,
Er ist ders machen kann.
Was auf Erden lebt, was im Luft schwebt,
Was sich im Wasser rührt,
Gott all's mit einem Finger hebt,
Ohn alle Müh' regiert.

Ein Jeder seh wo er zu Land geschwimmt,
Und behend hat all's ein End
Gleich wie das Vogelgesang
. . . .
Der dem Storch ruft zu seiner Zeit,
Der Lerch, der Nachtigall
Der führ uns all in die ewig Freud
Aus diesem Jammerthal.

Dort singt die rechte Nachtigall
Das rechte Vogelgesang;
Den ganzen weiten Himmelsaal
Durchstreicht ihr Freuden Klang.
Vor Freud dort ewig singen
Die . . . .
Vor Freud dort ewig springen
Das ganze himmlische Herr.

O . . . . ewig währet,
Zu lang doch keinem währt
. . . .
Je mehr sie wird begehrt.

Wer Gott hie thut verehren,
Ihm dient sein Leben lang,
Der wird dort ewig hören
Das himmlisch Vogelgsang.

Schon vor etwa zwanzig Jahren waren mir Bruchstücke dieses Gedichtes in die Hände gekommen. Sie standen, unter dem Titel: „Das gaistlich Vogelgesang genannt", auf den letzten Blättern einer Familien-Bibel, in Folio, die einem Bauersmann von Weitersweiler, im Unter-Elsaß, zugehörte, mit ziemlich geläufiger Hand, jedoch mit vielen Orthographie-Fehlern, und wahrscheinlich aus dem Gedächtniß aufgeschrieben. Ich theilte diese Bruchstücke (bestehend aus der ersten Strophe und denjenigen betitelt: Amsel, Bachstelz, Fink, Lerch, Rapp, Spatz, Stahr, Schwalm, Storch) im Jahr 1833 dem Morgenblatte mit, woraus sie ein Liebhaber älterer Gedichte 1842 dem Schlettstadter Anzeige-Blatt, mit der Bemerkung einverleibte, daß er dieses Lied häufig im Munde elsässischer Landleute gehört habe. Es ist in der Manier von Friedrich von Spee's Liedern gedichtet, und mit Recht vermuthet Christophorus, daß es einen Sundgauer zum Verfasser habe, vielleicht einen Klostergeistlichen. Er fand es bei einem Bauern in Oberlarg; es scheint ihm im 17ten Jahrhundert ebenfalls aus dem Gedächtniß aufgeschrieben worden zu sein. Auch die beiden nachfolgenden Gedichte sind in der Manier Spee's abgefaßt. Christophorus entnahm sie einem in Pergament gebundenen Heftchen, das dem alten Förster von Oberlarg zugehört, und den Titel führt: Gesang Büechlein, darin zu finden Schöne Geistliche Gesänger, Anno 1780.

Der Herausgeber.

II.

Wohl auf ihr schönsten Blümelein.

Wohl auf ihr schönsten Blümelein,
Her kommet alle heut
Zu der Geliebten mein!
Was G'ruch was Farb ihr seid
Keins bleibt nicht dahinten,
Ihr z'Lieb, der Welt zu Leid,
Will euch zusammen binden
Maria schenken ein.

Ein Maien will ich formieren,
Wann er Maria gefallt,
Wann sie mein Caristeren
Nur für ein Liebstück halt.
Die Lieb soll sein das Wasser,
Das Herz der Wasserkrug;
Der Maien wird frisch faßen,
So lang ich Wasser trug.

Kommt her, ihr schöne Veielen,
Mein Herz vor Freud schon lacht;
Ihr wollt allzeit die erste sein
Und allen Anfang macht.
Ihr riecht an allen Orten,
Ein jeder euch finden kann,
Wahrlich mit diesen Worten
Ruf ich Maria an.

Nach dem kommt Schlüsselblümelein,
Oder das Hiazint,
Will allen Blumen Eingang sein,
Weil man's vor allen findt.
Und allen Eingang Schlüssel
Doch nicht der recht du bist,
Wahrlich des Himmels Schlüssel
Maria Mutter ist.

Narziß wie Balsam riechet,
Sonst Sternenblumen genannt.
Was lebt, was schwebt, was kriechet,
Keinen solchen G'ruch nicht hat,
Als in der Blumen der Sternen
Maria Jungfrau rein;
Ach könnt ich sie recht lehren
Pflanzen ins Herz hinein.

Und du mein herzigs Nägelein,
Was meinst du dann mit mir,
Nicht nur mein Aug will bei dir sein
Das Herz steht auch bei dir.
Mit Treu bin ich erfüllet
So oft ich dich abbrich,
Noch mehr den Lust mir stillet
Wann ich Maria sich.

Was gilts du wirst mir werden
Du schöner Tulipan,
Du bist ein Zier der Gärten
Und zeigst den Frühling an.

Ich weiß daß du von Farben
Gar majestätisch bist.
Maria ist auch gütig,
Die ganze Welt Zeug ist.

O schöne Blumen im Maien,
Wie glänzt ihr jetzt so schön!
Die schönste Blum' mit Treuen
Die thut im Himmel stehn,
Maria ich sie nenne,
Von aller Farb sie ist,
Sie blüht vor andern allen,
Ihr Flor kein End nie ist.

III.

In Schwarz will ich mich kleiden.

In Schwarz will ich mich kleiden,
Herr Jesu, dir zu Ehr,
Dein bittern Tod und Leiden
Mein Herz betrübet sehr;
Von wegen unsern Sünden
Leidest sehr großen Schmerz,
Wer das nicht thut empfinden,
Der hat ein steines Herz.

In Grün will ich mich kleiden,
Der Herr an Oelberg geht,
Dort hebt sich an sein Leiden,
Der Kelch da vor ihm steht.

Fangt dreimal an zu beten,
Sein Angesicht schwitzet Blut,
Ein Engel zu ihm treten,
Im Leiden trösten thut.

In Grasgrün will ich mich kleiden,
Will in den Garten' gehn,
Will sehen des Herren Leiden
Wie d'Juden um ihn stehn.
Sie haben ihn gefunden
Durch falschen Judaß Kuß,
Sie führten ihn gebunden
Wohl durch den Ceder-Fluß.

In Braun will ich mich kleiden,
Die Wang ist braun und bleich,
Von Annas muß er leiden
Ein harten Backenstreich.
Der Heiland wird geschlagen
Die ganze lange Nacht,
Ihm thut an alle Plagen
Die jüdisch wilde Wacht.

In Roth will ich mich kleiden,
Der Herr vergießt sein Blut,
Die Geisel muß er leiden,
Man schlägt ihn mit der Ruth,
Mit starken harten Streichen
Sein Leib ward ganz verwundt.
Ihr Juden laßt erweichen,
Kein Glied ist mehr gesund.

In Purpur will ich mich kleiden,
Vom Purpurmantel lang,
Des Herren Haupt muß leiden,
Ein dörnen Kron durch drang.
Der Himmels und der Erden,
Der alles sieht und richt,
Zu Spott und Schand muß werden,
Man späut ihm ins Gesicht.

In Meergrün will ich mich kleiden,
Das Meerrohr stellen vor.
Die Weisheit muß sich leiden,
Gott hält man für ein Thor.
Wo thut die Weisheit bleiben,
O weiser Salomon,
Die Juden Gspött nur treiben
Mit deinem Scepter und Kron.

In Weiß will ich mich kleiden,
Bedeut das weiße Kleid
Darin der Herr muß leiden
Als wär er nicht gescheidt.
Herodes thut ihn verlachen,
Vermeint er hab ein Sparr.
O unerhörte Sachen!
Gott hält man für ein Narr!

In Wasserfarb will ich mich kleiden,
Pilatus wäscht die Hand;
Des Herren Hand muß leiden,
Der Richter selbst erkannt;

Die Juden schreien zusammen:
Hinaus ans Kreuz mit ihm!
Sie thun ihn alle verdammen
Mit ihrer gottlosen Stimm.

In Grau will ich mich kleiden,
Der Stab gebrochen ist,
Verdammet ist zum Leiden
Der Heiland Jesu Christ.
Das Urtheil ist ergangen
Ueber das höchste Gut,
Am Kreuz der Herr muß hangen,
Daran vergießen sein Blut.

In Aschfarb will ich mich kleiden,
Der Herr ist schwach und matt,
Zu seinem Tod und Leiden
Führt man ihn aus der Stadt.
Sein Kreuz muß er selbst tragen,
Bis er zu Boden fallt;
Die Juden stoßen und schlagen
Reißen ihn fort mit Gewalt.

IV.

Ein Gesang von dem Leiden Christi.

Unser liebe Frau wollte wandern,
Wollte alle Land ausgehen,
Wollte suchen ihren Gott und Herren.
Wer begegnet ihr auf der der (sic) Heide?

Sant Peter der der (sic) heilige Mann,
Sant Peter der heilige Mann,
Der alles weist und kann.

Habt ihr mir ihn nienen gesehn,
Mein allerherzliebsten Sohn
Den ich es (sic) verloren hab?
— Ich hab ihn erst nächt spat gesehn
Vor einem falsch Judene Haus,
Ganz blutig sah er aus,
Vor einem falsch Judene Haus,
Ganz blutig sah er aus.

Was tragt er auf seinem Haupte?
Von Dörnen ein heilige Kron,
Das Kreuz träit Jesus schon,
Das Kreuz muß Jesus tragen
Gen Jerusalem für die Stadt
Wo Jesus gelitten hat.

Maria stund unter dem Kreuze
Sie traurt und weint so sehr
Sie traurt und weint so sehr
Um ihren Gott und Herr.
Maria, du sollst nicht weinen,
Sollst auch nicht traurig sein,
Denn das Himmelreich ist mein und dein.

Der Himmel ist über alles,
Ist über Gut und Geld,
Ist über Gut und Geld,
Ist über die ganze Welt.

Was hat er für uns gelitten?
Den bittern Todtenschweiß.
Der bittere Todtenschweiß
Macht manchem Sünder so heiß.

Was hat er für uns vergossen?
Sein rosenfarbes Blut.
Sein rosenfarbes Blut
Macht manchem Sünder so gut.

Dieses Lied ist im Elsaß sehr bekannt. Stücke daraus, namentlich die Strophe „Maria stund unter dem Kreuze" hörte ich schon vor mehr als zwanzig Jahren, nach einer sanften, wehmüthigen Melodie von mehreren Jungfrauen in der Ruprechtsau singen. Die Formen: weist, nienen, mein (statt meinen) nächt, Judene Haus, träit, Gott und Herr, (statt Herrn,) lassen ebenfalls auf einen elsässischen Verfasser schließen.

Der Herausgeber.

VII.

Volksthümliche Gebräuche

und

abergläubische Meinungen im Elsaß,

welche sich auf gewisse Tage und Feste beziehen,

in ihren Quellen aufgesucht und erklärt

von

August Stöber.

(S. Alsatia für 1851, S. 92—180.)

Meiner, am Schlusse des gleichbetitelten Aufsatzes, im vorigen Jahrgange gemachten Bitte an die Freunde des elsässischen Volkslebens, mir etwaige Berichtigungen und Ergänzungen desselben zukommen zu lassen, ist von vielen Seiten auf eine so bereitwillige und dankenswerthe Weise entsprochen worden, daß ich dieselben, in nachfolgenden Blättern mittheilen will, nebst dem von mir selbst Gesammelten, bevor ich zu dem zweiten, angekündigten Theile meiner Arbeit fortschreite. Ich nehme also die volksthümlichen Gebräuche und abergläubischen Meinungen im Elsaß, wieder in der schon befolgten Ordnung vor: zuerst nach den Tagen der Woche und sodann nach den besonderen Tagen und Festen des Jahres.

A. Die Tage der Woche.

Montags, spätestens Dienstags, läßt man ein Lämmchen oder ein junges Schwein zuerst unter die Heerde. Fährt der Hirte nicht an diesen Tagen, so wartet man bis zur nächsten Woche; denn es ist kein Gedeihen, wenn man junges Vieh an andern Tagen zuerst ausläßt.

Wer am Montag die Nägel abschneidet, bleibt vom Zahnweh frei. (Illzach).

Am Mittwoch und Freitag darf man die Nägel nicht abschneiden, sonst wachsen sie ins Fleisch. (Illzach).

Wer am Freitag die Nägel abschneidet, der bekommt keine Nagelwurzel. (Buchsweiler).

„Die Weiber sollen am Freytag weder flechten, zöpfen noch strelen, sonsten wachsen jhnen viel Leuse.

„Wann man einer Henne am Freytag Eyer vnderlegt, so werden die Hünlein alle von dem Vogel gefressen.

„Wer drei Freytage Morgens, den rechten Fuß zuerst auß dem Bett setzt, deme truken die Schuh das ganze Jahr keine Blateren. [1])

„Wer am Char-Freytag die Stuben mit einem newen Bäsen kehrt, vnd mit demselben zu Sommerszeit über das Köhlkraut fährt, ist dasselbige für den Raupen vnd fressenden Würmen gesichert.

„An einem Char-Freytag gelegte Hünereyer haben die Krafft, eine Brunst zulöschen, wenn man solche in das Fewr wirfft.

„Sambstag. An dem Sambstag und Donnerstag sollen die Knecht vnd Mägd ihre Viehställ nicht misten.

„Wann eine Magd an dem Sambstag ihren Roken oder Kunkel nicht abspinnt, bleichen sich dieselben Fäden nimmer weiß.“

B. Besondere Tage und Feste des Jahrs.

Die Unglückstage, dies nefasti, schwarzen Tage, heißen, wie ich bereits, Alsatia 1851, S. 102, gesagt habe, im Sundgau: Nöllelestage. Für die Erklärung des Namens weiß ich nichts Bestimmtes anzugeben. Ich lasse es einstweilen dahingestellt, ob er von Null oder Noll, wie man auch sagt, also nichtige Tage, Tage an welchen Nichts gelingt, herkömmt; [2]) oder vielleicht mit Nol, Nool (Schweiz)

---

[1]) Ganz wie Moscherosch in der, Alsatia 1851 S. 102, angeführten Stelle.

[2]) Kaiser Augustus hielt die Nonen (nonae), d. h. die 5. und 6.

thöricht, blödsinnig, zusammen hängt. Thatsache ist es aber, daß man in manchen Gemeinden des Elsasses, Verzeichnisse dieser Tage hat. Es folgt hier ein solches, wortgetreu, nach der Abfassung eines Bewohners von Illzach, wo dasselbe von Vielen als unfehlbar anerkannt ist:

„Als nämlich 41 Tage sind unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein griechischer Autor bezeuget, als welcher an denen hernach gesetzten Tagen krank wird, kommt nicht leicht davon. Als

Den 1. 2. 6. 11. 17. 18. Jänner.	Den 1. 5. 6. Juli.
„ 8. 16. 17. Hornung.	„ 1. 3. 18. 30. August.
„ 1. 12. 13. 15. März.	„ 15. 18. 20. September.
„ 3. 15. 17. 18. April	„ 15. 17. Oktober.
„ 8. 10. 17. 30. Mai.	„ 1. 7. 11. November.
„ 1. 7. Juni.	„ 1. 7. 11. Dezember. [1])

„So ein Kind in diesen Tagen gebohren wird, bleibet es nicht lang bei Leben, und so es gleich bei Leben bleibt, wird es armselig und elend.

„Wenn sich Einer in diesen Tagen verheirathet, die verlassen gern einander und leben im Streit und in Armuth.

„Wenn Einer reisen thut, kommt er gemeiniglich ungesund wieder nach Haus, oder leidet am Leib oder seinen Sachen Schaden.

Tage des römischen Monats für unglücklich; er leitete ihren Namen von non, nicht, ab. S. Sueton. Oct. Caes. Augustus, Cap. 92.

[1]) Es ergibt sich hieraus, daß die unglücklichen Monats-Tage folgende sind: 1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 11. 12 13. 15. 16. 17. 18. 20. 30; also 16; die glücklichen 15 sind: 4. 9 10. 14. 19. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 31. Numerische Kombinationen fallen hier gänzlich weg, wie dies sonst oft bei ähnlichem Zahlenaberglauben vorkömmt.

„So soll man auch an diesen Tagen keinen Bau anfangen, kein jung Vieh absetzen, das zur Zucht bleiben soll; es hat kein Gedeihen; viel weniger etwas aussäen oder pflanzen; man fange an was man will, so kommt alles zu Schaden.

„In diesen abgesetzten 41 Tagen sind nur fünf Tag die unglücklichsten, darinnen man auch nicht reisen soll. Als:

Den 3. März, den 17. August, den 1. 2. 3. September.

„Hierbei ist wieder zu merken, daß drei Tage sind, die gar unglücklich sind, und welcher Mensch darinnen Blut läßt, der stirbt gewiß in 7 oder 8 Tagen. Als nämlich:

Den 1. April ist Judas, der Verräther, geboren.
„ 1. August ist der Teufel vom Himmel geworfen worden.
„ 1. Dezember ist Sodom und Gommorrha versunken.

„Welcher Mensch in diesen drei unglücklichen Tagen gebohren wird, der stirbt eines bösen Todes, oder wird von der Welt zu Schanden, und auch selten alt." (Mittheilung von Pfarrer Ringel).

I. In der Neujahrsnacht zieht man in vielen Landsgemeinden Kärtele oder Planeten, und hofft und fürchtet, was dieselben anzeigen. (Pf. R.).

„Andere, sagt Philo, "baken an dem Abend für dem newen Jahr kleine Brötlin, benennen ein jedes mit einem Nammen der im Haus sich befindenden Persohnen, vnd halten darfür, welches Brötlin in dem Baken aufreisse, werde die Persohn, deren Nammen dasselbe getragen, selbiges Jahr sterben, oder wenigst eine gefährliche Krankheit außstehen." S. Magiologia, S. 136.

II. St. Agnes. 21. Jänner. Es ist die Zeit, wo man die Bienenkörbe ausnimmt, daher der Spruch: [1])

Angenes
Macht d'Imme bös.

III. Pauli Bekehrung, 25. Jänner.

Pauli Bekehr,
Nimm der Stecke in d'Hand unn wehr!

(nemlich der Kälte ab).

IV. Petri Stuhlfeier, 22. Februar. In frühen Jahren kommen die Störche an.

„An St. Peters Tag soll man den Hennen Nester machen, sie legen durch das ganze Jahr desto mehr Eyer. Philo, S. 135.

V. St. Christophorus, 15. März. Der angegebene Aberglaube, daß demjenigen, welcher das Bildniß dieses Heiligen, das sich in vielen Kirchen befindet, anblickt, selbigen Tag nichts Böses widerfährt, war schon in frühern Zeiten im Elsaß sehr verbreitet, wie dies Cunrat von Danckrotzheim im Heiligen Namenbuch sagt:

„... desselben tages soltu han
Christoferum den großen man,
Der Christum uff sinre achsseln breit (trägt).
Wer den ansiht dem geschiht kein leit
Des tages so er sin antlit siht. [2])

VI. Fastnachtfeuer sind auch im nördlichen Frankreich, namentlich in den Flandrischen Landen sehr bekannt. In Va-

[1]) Ich schalte hier und an einigen andern Orten, Bauernsprüche aus dem Sundgau ein, die weniger bekannt sind; ich verdanke sie unserm trefflichen Mitarbeiter Christophorus, was die Buchstaben Chr. künftighin anzeigen sollen.

[2]) S. A. W. Strobel, Beiträge zur deutschen Litteratur, Straßburg 1825, S. 116

lenciennes zogen, noch vor wenigen Jahren, die Knaben mit den brennenden Fackeln, Bouhours genannt, durch die Stadt. Auch in Douay, wo sie Bourdir heißen. [1])

In Zimmersheim, wo der Hirzmontag gehalten wird [2]) hatten die Weiber bis vor einigen Jahren noch, das Recht einen Eichbaum zu fällen, und den Erlös davon zu ihrem Feste zu verwenden.

Ein ähnliches Fest, das ebenfalls an die Bona Dea, also an die Ceres-Mysterien erinnert, ist das in Gap gefeierte Fête de la vieille. (Mad. Clément-Hémery).

VII. Aschermittwoch. Zur Vergleichung mit unserer Sitte des Begrabens der Fastnacht am Aschermittwoch, folge hier, die in Madrid an demselben Tage gebräuchliche Sitte enterrar la Sardina, von G. Mühl mitgetheilt, aus der Allgemeinen Zeitung, 11. März 1851.

„Auf Verlangen des General-Vikars von Madrid hat die Regierung einen mehrere hundert Jahre alten Brauch: enterrar la Sardina genannt, der stets am Aschermittwoch statt fand, für immer verboten. Der Brauch bestand darin, daß an jenem Morgen eine Menge Personen, alle festlich und schwarz gekleidet, mit einer Anzahl verkappter Mönche und Priester, die förmliche Todtenhymnen sangen, auf einer ausgeschmückten Bahre eine wie Don Juan aussehende Person in Prozession durch die Stadt trugen, die in ihren gefaltenen Händen, statt eines Kreuzes eine Sardelle hielt. Nachdem meh-

---

[1]) Mad. Clément-Hémery, Histoire des fêtes civiles et religieuses, des usages anciens et modernes du départ. du Nord, Paris 1834. S. 354 u. 355.

[2]) Vergl. Alsatia 1851, S. 122.

rere Straßen durchzogen waren, begab sich der ganze Aufzug vor die Stadt, nach dem Canal hin, wo die Bahre umgeworfen wurde und der die Rolle spielende Gallego, [1]) nachdem er zur Genüge hin und her gezupft worden, etwas übel zugerichtet, wieder unter die Lebenden zurückkehrte. Die eigentliche Festlichkeit hörte hiermit zwar auf, die Theilnehmer aber übergaben sich dann den ausgelassensten Freuden, und kehrten erst spät in der Nacht unter Sang und Klang in die Stadt zurück. Das Verbot hat unter der gemeinen Klasse viel böses Blut gemacht. Der Hauptdeputirte der Opposition ist in den Cortes als Anwalt der Entierre de la Sardina aufgetreten, und man hofft noch immer die Regierung werde das Verbot zurücknehmen. Die erwähnte Sitte war schon lange der Geistlichkeit ein Dorn im Auge, und mit Recht. Man kann es ihr, so wie allen frommen Katholiken nicht verargen, alle Mittel angewandt zu haben, dem Scandal ein Ende zu machen."

VIII. Charfreitag. Am Charfreitag sammelt man in vielen Gemeinden, z. B. in Sausheim, die alten hölzernen Kreuze von den Gräbern, um sie auf dem Kirchhofe zu verbrennen, und mit ihnen den Juden (Judas), der Jesum verrathen hat. Ist das Kreuz auf einem Grabe noch in gutem Stande, so bewahrt man es sorgfältig an einem heimlichen Winkel bei der Kirche bis zum nächsten Jahre, um es sodann mit den andern zu verbrennen. (Pf. R.)

Das Verbrennen des Judas ist noch in andern elsässischen Gemeinden bekannt. Ebenso in Bayern, wo es mit dem Aufrufe geschieht: „Brennen wir den Jaudas!"

---

[1]) Man nimmt hier zu ähnlichen Volksbelustigungen gewöhnlich Gallegos, die gerne Geld verdienen und sich viel gefallen lassen.

(Althennenberg, in Oberbayern). Die Handlung hat den Zweck den Hagelschlag abzuwenden; sie wurde jedoch vor etwa fünfzig Jahren von der Polizei verboten. [1])

IX. St. Georg, Jörjetag, 23. April.

„So lang as (als) d'Frösche vor Jörjetag ruhge (quaken), so lang müehn se sich noch Jörjetag ducke.

„Am Jörjetag soll's Korn in Aehre sinn.“ (Chr.).

X. Der erste Mai wird noch in vielen Gemeinden von Französisch Flandern, durch Umzüge und Pflanzen des Maibaumes auf sehr anmuthige, poetische Weise gefeiert. (Mad. Clément-Hémery. S. 356 u. ff.)

Ebenso in Burgund und der Freigrafschaft. In Lons-le-Saulnier und Chateau-Chalons schmücken die Mädchen von 12 bis 15 Jahren das schönste Kind, das sie finden können, kränzen es mit Blumen und führen es von Haus zu Haus, wobei sie, wie bei dem elsässischen Maienröslein, ein Lied singen, das also lautet:

Etrennez votre épousée,
Voici le mois, le joli mois de mai,
Etrennez votre épousée,
En bonne étrenne,
Voici le mois, le joli mois de mai,
Qu'on vous amène.

Eine sprichwörtliche Redensart lautet daselbst: Elle est belle comme l'épousée du mois de mai. (Mad. Clément-Hémery).

XI. St. Ricasius, 9. Mai. „Etliche stehen am Ricasij Tag frü auf, vnd schreiben für der Sonnen aufgang, über die thüren aller Gemächer in dem Hauß: „Heut ist

[1]) S. Fr. Panzer, Beitr. z. deutsch. Myth S. 212.

Nicasius Tag, der Mäuß vnd Ratten vertreiben mag." (Philo, Magiologia, S. 135).

XII. Himmelfahrt. In Hürtigheim, im Kochersberge, einige Stunden von Straßburg, wird ein Sommerfest unter dem Namen Lundibol gefeiert. Früher trugen die ältern Knaben dabei einen ihrer Kameraden, in Blumen und grüne Zweige gehüllt, durch das Dorf und sammelten Eier und Speck, die sie sodann miteinander verzehrten. Jetzt ziehen nur noch die kleinern Knaben mit langen, geschmückten Weidenstangen umher. (Mittheilung von Pf. Schneider).

XIII. Pfingsten. Witterungsspruch, in Heilig-Kreuz, bei Kolmar. (Chr.).

Regnet's am Pfingstetag,
Bringt's alle Plag.
Ist es schön hell und klar
So bedeut's ein fruchtbar Jahr.

„Das Peitschenknallen an Pfingsten (S. Alsatia, 1851, S. 143) dürfte leicht als ursprünglichen Zweck die Vertreibung von bösen Geistern, und dergleichen, gehabt haben. [1]) Peitschenknallen soll ja auch die Irrlichter entfernen." (G. Mühl.). — Ich bezweifle dies. Es hängt natürlicher mit den auf die Waldrechte, das Bannumreiten bezüglichen Gebräuchen zusammen, von denen nachfolgend die Rede ist, so wie, höchst wahrscheinlich, mit einem frühern, den Pferde schützenden Hausgöttern, geltenden Cultus.

In Jebsheim versammeln sich die jungen Bursche und reiten vermummt durch's Dorf, indem sie altherkömmliche Sprüche hersagen. Sodann umreiten sie den Bann. In

[1]) In Dossenheim erklärt man, das Peitschenknallen solle das Brausen des h. Geistes vorstellen; eine jedenfalls spätere Auffassung dieser Sitte, die eben nicht sehr geschmackvoll ist.

frühern Zeiten waren sie dabei immer von ältern Männern begleitet, welche ihnen die Gränzen des Dorfbannes anzeigten. (Mitgetheilt von Fr. Ehrmann, in Kolmar).

Das Reiten von Eckwersheim nach Riefern. „Nicht von jeher gelangte man auf ebner und gut unterhaltener Straße von Vendenheim nach Riefern, einem nur aus zwei Höfen, dem untern und dem obern, bestehenden Weiler, der einst seinen eigenen Herrn besaß, heute aber zur Gemeinde Berstett gehört. Noch viel weniger war es aber möglich, daß die Bewohner der beiden Höfe, nach dem ziemlich nahe, nordwärts gelegenen Eckwersheim, mit Roß und Wagen gelangen konnten; und doch sollte in der dortigen Mühle ihr Getreide gemahlen und manches andre eben so bedeutende Geschäfte dort oder in der Umgegend verrichtet werden. Riefern gehörte einst der Familie von Berstett, Eckwersheim früher den Grafen von Leiningen, späterhin ward es Hanauisch. — Es scheint daß die beiderseitigen Herrschaften sich entweder wenig bekümmerten um die Verbindungswege, deren sich ihre Unterthanen beim gegenseitigen Verkehr bedienen mußten, oder daß sie, in Ansehung der Verhandlungen, welche über diese Angelegenheit angesponnen wurden, sich nie verständigen konnten.

„Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen! so mochte es wohl auch da heißen, und also ist es auch geschehen — aber wann? — zu welcher Zeit? — ja darauf können die ältesten Bauern zu Eckwersheim und zu Riefern keinen Bescheid geben. Frägt man einen Greis von 80 Jahren, so antwortet er: Mein Großvater selig ist schon als Schulbube nach Riefern geritten, und auch ich bin manchen Pfingstmontag dort gewesen. Aber diese Antwort wird den Leser wenig befriedigen, wenn er nicht zuerst weiß, was zu verstehen sei unter diesem Reiten.

„Einst, das heißt jedenfalls vor 1790, ritten am Pfingstmontage, nach dem Gottesdienste, die Schulknaben von Eckwersheim auf schöngezierten Pferden nach Riefern, um in beiden Höfen daselbst freundlich und gastfrei bewirthet zu werden. Sie empfiengen eine gewisse Anzahl Würste, Kuchen so viel ihnen behagte und Wein zur vollen Genüge; dazu hatten die zwei Schulknaben, die sich im Laufe des Jahrs durch Fleiß und gute Aufführung ausgezeichnet hatten, das Ehrenamt der Seckelmeister und bezogen als solche, von dem obern Hof zwei, von dem untern Hof aber einen Schilling. Nach fröhlich vollendetem Mahle wurden die Pferde wieder bestiegen und in munterm Getümmel der Rückweg zurückgelegt, — ferner, so erzählen alte Bauern von Eckwersheim, mußten alljährlich auf einen bestimmten Tag, etwa Martini, die Hofleute zu Riefern nach Eckwersheim liefern 100 Stück Würste und die Ripplein eines gemästeten Schweines, dazu hatte auch der Müller zu Eckwersheim das Seinige beizutragen, welches sodann bei einem Gemeinde-Trunk in einem Gasthause unter frohem Jubel verzehrt wurde.

„Und weswegen hatten denn die beiden Hofbauern und zum Theil auch der Müller solche Verbindlichkeiten über sich genommen? woher bekamen die Eckwersheimer Gemeindeleute und Schulknaben solche Rechte? — weil einst, vor vielen Jahren, der Gemeinde-Vorstand zu Eckwersheim den Hofleuten zu Riefern eine freie Durchfahrt durch ihren Bann bewilligt hatten, denn der Eckwersheimer Bann gränzt bis an den Baumgarten des obern Hofs, ja manche behaupten, daß selbst noch ein Theil dieses Gartens zum obgenannten Banne gehöre. So lösten sich also die alten Hofbauern zu Riefern und mußten sich zu demjenigen verhelfen, was heutzutage beinahe jedem bewohnten Hause gesichert ist, nämlich dem freien Verkehr.

„Das Reiten von Eckwersheim nach Riefern besteht zwar immer noch, aber sehr Vieles hat es von seinem ursprünglichen Wesen verloren. Aus manchen benachbarten Gemeinden finden sich Bauernsöhne und Knechte ein, theils um ihre jungen, raschen Pferde zur Schau, theils auch um zur Wette zu reiten. Am Pfingstmontag gehts immer noch hoch her in dieser Gemeinde. Auch wurde vor Kurzem erst durch einen jungen Mann aus Eckwersheim gebürtig, der sich aber anderswo, durch sein segensreiches und eifriges Wirken im Schulfache sehr vortheilhaft auszeichnet, ein Preis für das schnellste Pferd ausgesetzt. Kommen übrigens am Pfingstmontage die Schulknaben auf den Riefern Hof, so erhalten sie freiwillig eine ihrem Alter angemessene Zehrung, aber das alte Recht und die alte Kost sind beide im Laufe der neuern Zeit verschwunden.“ (... tz).

Daß die auch noch sonst im Elsasse verbreitete Sitte des Pfingstreitens, wobei die Pferde festlich ausgeschmückt werden, der Ueberrest eines Cultus ist, welchen unsre heidnischen Vorfahren den diese Thiere beschützenden Göttern weihten, scheint mir nicht zweifelhaft. Ein noch jetzt in Schwaben üblicher Gebrauch, welcher dafür sehr bezeichnend ist, bestärkt mich in dieser Vermuthung.

„Im sogenannten Welzheimer Walde, einem Landstriche zwischen dem Kocher- und dem Remsflusse, werden in der Pfingstnacht oder am Pfingstmorgen auf der Miststätte vor jedem Hause, worin sich Pferde oder Rinder befinden, Tannenbäume oder kleine Maien oder Birkenstauden [1]) aufgepflanzt oder eingesteckt. Die Tannen beziehen sich auf die Pferde, die Maien auf das Rindvieh. Die Tannen werden geradwüchsig, mit schönen Wipfeln, von jugendlichem Alter

[1]) Die Birke war dem Donnergotte Thörr, Donar, geweiht.

ausgesucht, bis auf diese von den untern Zweigen befreit, und bis dahin der Stamm mit einer Art Zierde versehen, indem von unten auf ein schmaler, wie ein Band um den Stamm sich windender Streifen der Rinde vermittelst des Messers losgemacht und abgeschält wird, so daß ein gleicher Streifen der Rinde Banden ähnlich stehen bleibt, und mit dem Weißen des entblößten Stammes einen angenehmen Anblick gewährt. So viele Pferde im Stall, so viele Tannen werden hingesetzt, sind es alte oder junge, so sind auch die Tannen theils größer, theils kleiner. — Sie bleiben mehrere Wochen unverrückt stehen; die von der Hitze ausgetrockneten Täunchen werden ausgehoben und beseitigt, die Birken bleiben auf dem Platze und werden mit Dung überdeckt." S. Nork, Festkalender, S. 948—949, nach Gräters Bragur.

Mehrere von A. Kuhn, in seinen Märkischen Sagen und Märchen, S. 314 u. ff. gesammelte Pfingstgebräuche beziehen sich wahrscheinlich ebenfalls auf den angegebenen Cultus, so wie auf später entstandene Waidrechte.

„Jungen und Mägde treiben am Pfingstmorgen Pferde und Kühe zum ersten Male auf die Brachweide, und jeder wetteifert, der Erste dort zu sein. Das Thier des Siegers wird in der Altmark, mit der sogenannten Dausleipe geschmückt, d. h. an den Schwanz der Kuh oder des Pferdes wird ein Maienbusch gebunden; wessen Thier dagegen das letzte ist, der sieht sich dem Spott und Gelächter der übrigen ausgesetzt; es wird draussen mit Tannenreisern, allerlei Grün und Feldblumen ausgeputzt, und heißt die bunte Kuh oder das bunte Pferd.... Eine besondere Eigenthümlichkeit haben in diesem Gebrauche noch die ehemaligen Wendendörfer bei Salzwedel bewahrt, und sie findet sich namentlich zu Seeben. Knechte und Mägde bilden nämlich von Tannenzweigen, Stroh

und Heu eine große Puppe und geben ihr soviel als möglich menschliche Gestalt. Reich mit Feldblumen bekränzt wird die Puppe in aufrecht sitzender Stellung durch allerlei Mittel auf der sogenannten bunten Kuh, die zuletzt hinausgetrieben ist, befestigt und ihr zuletzt eine aus Ellernholz geschnitzte Pfeife in den Mund gesteckt. So führt man die Kuh in's Dorf, in dem, wie in der Regel bei den Dörfern slavischen Ursprungs, der Eingang nur auf einer Seite ist und die Höfe im Kreise liegen. Der Ausgang wird versperrt und ebenso die Zugänge zu allen Höfen, und ein jeder jagt das Thier von seinem Hause fort, bis endlich die Puppe herabfällt oder in Stücke geht, und der Eigenthümer der Kuh den Stall öffnet."

Nicht unwahrscheinlich ist es mir, daß die Puppe in der Mark, so wie der Pfingstlümmel in Deutschland und der Pfingstmummel, der Pfingsthuttel, der Pfingstequack, das Pfingstklötzel, im Elsaß, den die Pferde und Rinder schirmenden Hausgott darstellen sollten, und die am Pfingsttage gesammelten Eier, Speck, Kuchen, Wein, an die Stelle der frühern Opfergaben getreten sind.

Ein anderer noch nicht berührter Pfingstgebrauch, ist das sogenannte Eierlaufen, über welches mir Herr Pfarrer Lucius, von Ernolsheim, folgende interessante Mittheilung gibt:

„Das Eierlaufen findet alljährlich am Pfingstmontag statt, auf einer Wiese, die ganz in der Nähe von Dossenheim liegt. Es nehmen die ledigen Bursche des Dorfes daran Theil. Auch aus den Nachbargemeinden kommen Zuschauer herbei. Sobald man sich in gehöriger Anzahl eingefunden hat, theilen sich die Bursche in zwei Parteien, und die Wetten beginnen. Jede Partei bezeichnet einen jungen Menschen, welcher als besonders leicht- und schnellfüßig gilt.

Jetzt werden hundert Eier auf einen Fußpfad, jedes je einen Schritt von dem andern gelegt. Der Eine muß die Eier aufheben und eines nach dem andern in einen mit Spreu gefüllten Korb tragen, der am Ende der Eierreihe steht. Zerbricht ein Ei, so muß er nochmals von dem Orte wo er es geholt, zurück zu dem Korbe laufen. Während dieser Zeit läuft der Andere nach Ernolsheim, das eine starke Viertelstunde von der Wiese entfernt liegt, wo er, im Beisein von Abgeordneten beider Parteien, einen Schoppen Wein zu trinken und ein versiegeltes Glas zu holen hat. Kömmt er auf die Wiese zurück, bevor der Andere die zwanzig Eier aufgelesen und im Korbe beisammen hat, so ist er Sieger und seine Partei hat die Wette gewonnen; kömmt er aber erst an, wenn der Andere bereits mit seiner Arbeit fertig ist, so muß er sammt seinen Kameraden das gemeinschaftliche Nachtessen bezahlen, bei dem Wein zur Genüge fließen muß. Im ersten Augenblick klingts wohl sonderbar, allein bei weiterm Nachdenken ist es erklärlich, daß der Sieg sehr oft von demjenigen errungen wird, der den Weg nach Ernolsheim zu machen hat."

Das Eierlaufen oder Eierlesen ist auch in Deutschland bekannt, z. B. zu Pfungstadt, im Darmstädtischen, und in Breslau, wo es die Tuchknappen treiben. An beiden Orten werden beinahe dieselben Maßregeln dabei genommen, wie bei uns. Es hat aber daselbst am Ostermontag statt. Ebenso im Berner Kantone (Eierleset) wie dies Jeremias Gotthelf höchst anmuthig in „Michels Brautschau" S. „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", Berlin 1850, Bd. I, S. 133 u. ff. schildert.

Geiler von Kaisersberg belehrt uns in einer Stelle seiner Predigten über Brants Narrenschiff, daß zu seiner

Zeit in Straßburg am Pfingsten, Vermummungen, statt fanden. Die Stelle folgt weiter unten, bei Gelegenheit des sogenannten Bechtens am Weihnachtsabend.

XIV. St. Medardus, 8. Juni. Wenn's am St. Medardus oder Mäderle's Tag regnet, so regnet es 40 Tage und 40 Nächte in Einem fort. Die Sündfluth soll nämlich an diesem Tage ihren Anfang genommen haben. (Illzach; Pfr. R.).

St. Medardus ist bekanntlich auch ein Weinzeichen:

Medard bringt keinen Frost mehr,
Der dem Weinstock gefährlich wär'.

XV. Dreifaltigkeits-Sonntag, acht Tage nach Pfingsten. „Wenn's regnet am Dreifaltigkeits-Sunntig, se mueß d'r Bur d'dritt Band (Bandweide) im Wald lo." (Heilig-Kreuz, bei Kolmar; Chr.).

XVI. Fronleichnams Tag, 19. Juni. „Wie's Rohr am Liewerherrgottstag in dä Gasse dörrt (bei der Prozession), so dörrt o's Gras im Heuet uff de Matte." (Chr.).

XVII. St. Johannis, des Täufers, Tag, 24. Juni. Den zahlreichen im vorigen Jahrgange der Alsatia, mitgetheilten Gebräuchen und Meinungen die sich daran knüpfen, sind noch folgende beizufügen:

Am Johannistage, zwischen 11 und 12 Uhr, Mittags, soll man die Rosen, welche verblüht haben, abbrechen und den Strauch abblättern, so gibt es dasselbe Jahr nochmals Rosen.

Zur selben Stunde soll man auch die jungen Nüsse abbrechen, um Nußwasser zu machen. Besonders gut ist es, wenn man noch, über dem Mittagsläuten, damit beschäftigt ist. Ebenso muß man zu dieser Zeit die Zwiebeln umtreten, und den Knoblauch schlüpfen, damit sie nicht in's Kraut wachsen. (Umgegend von Barr, u. a. O.).

Vergleichungsweise, sind noch einige in französisch Flandern übliche Gebräuche von Interesse.

In Dünkirchen hat am Johannistage eine religiös-groteske Prozession statt, wobei eine, unter dem Namen **Papa Reuss** bekannte, Riesenfigur umhergeführt wird. Der Ursprung dieses Festes, so wie seine Bedeutung sind unbekannt. (**Mad. Clément-Hémery**, S. 169 u. ff.).

In ganz Flandern verbrannte man, vor der ersten französischen Revolution, am Johannistage, eine kolossale Puppe, die einen Mann, vermuthlich einen Zauberer, vorstellte, und am Peterstage, eine Weiber-Puppe, als Herenbild. (**Mad. Clément-Hémery**, S. 364. [1]).

XVIII. Den 3. Juli jedes Jahrs, wenn er auf einen Sonntag fällt, oder den darauffolgenden Sonntag, wird in Wangen seit dem Jahr 1830 ein bürgerliches Volksfest gefeiert, welches seinen Ursprung einem von der Gemeinde glücklich gewonnenen Prozeß verdankt.

„Die Bürgerschaft hatte nämlich bis zur ersten französischen Revolution jährlich einen Bodenzins von 600 Ohmen Wein zu bezahlen. Nach der Restauration wurde die Gemeinde, durch die HH. Teutsch u. Comp. in Straßburg, gerichtlich ersucht, diese Rente, nebst dem Rückstande für neunundzwanzig Jahre neuerdings zu bezahlen oder abzulösen. — Daraus entstand ein schwerer Prozeß, der mehrere Jahre lang durch alle Instanzen geführt und von der Gemeinde im Jahr 1830, den 3. Juli, definitiv gewonnen wurde, indem jene

[1]) Die Bewohner von Florida bringen am Sonnwendetag noch immer der Sonne Opfer dar. Sie füllen einen großen Hirschbalg mit allerlei Kräutern an, schmücken ihn mit Blumenkränzen und knüpfen ihn sodann an einen hohen Baum, um welchen sie herumtanzen und Hymnen zur Ehre der Sonne singen.

Rente als feudal erklärt wurde. Zum dankbaren Andenken an diesen für Wangens Bürgerschaft schweren Kampf und an die glückliche Beendigung desselben, — die ganze Gemeinde wäre im entgegengesetzten Falle für lange Zeit, wo nicht für immer ganz ruinirt gewesen, — wurde, durch einen förmlichen Beschluß des Munizipal-Rathes, besagtes Fest eingesetzt, welches von der ganzen Gemeinde mit allem in einem kleinen Orte möglichen Aufwande gefeiert wird. Dasselbe wird eröffnet mit einem feierlichen Zuge, bestehend aus der Munizipal-Behörde, der Nationalgarde und der ganzen Schuljugend, der sich unter dem Klange der Musik durch die Hauptstraße des Städtchens, bis zu einem Brunnen bewegt, der als Denkmal auf dem öffentlichen Platze errichtet wurde und an diesem Tage Wein fließen läßt. Der Maire hält hierauf eine Festrede an die versammelte Bürgerschaft, um sie an die Veranlassung der Feier zu erinnern und zum Gemeinsinne zu ermahnen. Nach derselben wird unter die Anwesenden Wein vertheilt und die Schuljugend mit Wecken beschenkt." (Mittheilung von Pf. Hoffmann).

XIX. St. Gallus, 16. Oktober. Dieser Heilige, auf welchen die Stadt St. Gallen, in der Schweiz, ihren Ursprung zurückführt, war mit Kolumban und mit andern Gefährten, in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, aus Irland gekommen, um das Evangelium in Allemannien, im Elsaß und der Schweiz zu verbreiten. In den ersten Zeiten hatten sie Zellen auf den Höhen des Wasgau's gebaut. Ein Weiler bei Thal, am Haselbach, im Kanton Mauersmünster, heißt ihm zu Ehren St. Gallen; so wie auch von ihm der Straßburger Kirchhof vor dem National- oder Weißenthurm-Thore St. Gallen heißt, die dabei liegende Wiese Gallenmättel und ein Mühlwasser das Gallenbrüchel.

Diesem Tage, wo es dem Spätherbste zugeht, gelten folgende zwei Witterungssprüche:

Sant Galle
Loßt's z'Obe-n-esse falle. (Sundgau; Chr.). und:

St. Gall
Tribt's Vieh in de Stall

XX. St. Lukas, der Evangelist, 18. Oktober.

Lukas
Macht de Studente d'Oige (Augen) naß.

(Kolmar; Chr.). Die Herbstferien haben nämlich gewöhnlich um diese Zeit ein Ende. Unter der Benennung Studenten sind hier die Zöglinge der katholischen Seminarien zu verstehen.

XXI. Allerseelen, 2. November. Ueber den Gebrauch des Läutens für die armen Seelen, theilt G. Mühl, nach einer Abhandlung des Professors Lasaulx,[1]) folgende Stellen zur Vergleichung mit:

„Glocken werden beim Gottesdienste zuerst erwähnt im mosaischen Ritualgesetze. Dem Hohenpriester Aron soll der Saum des Leibrockes, den er anhat, so oft er in das Allerheiligste eintritt, mit goldenen Glöckchen und Granatäpfeln geschmückt sein, „so daß ein goldenes Glöckchen sei und darnach ein Granatapfel, und abermals eine goldene Schelle und wieder ein Granatapfel, rund um den Saum seines Oberkleides." (Mos. II, 28, 33 u. ff.; 39, 25 u. ff.; Sirach 45, 11). — Hier sind, nach der Erklärung Philons (Philo, I, 452; II, 153 u. 226; Mangey) die Glockentöne ein Symbol von dem Einklang der Welt und der Harmonie der Sphären; wie der jüdische Hohepriester überhaupt als ein Bild des Universums angesehen ward. (Philo,

---

[1]) Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona.

II, 227). Ein ähnlicher Gebrauch, wie Plutarch (Sympos. IV, 5, p. 672, A.), bemerkt, wurde von den Erzbecken in Griechenland bei der nächtlichen Feier der Mysterien gemacht, wo der Hierophant die Erzbecken schlug wenn die Kora gerufen ward, oder, wie es auch heißen kann, um Hülfe rief. Ebenso wurden fromme Abgeschiedene, von denen man glaubte, daß sie rein und frei von schwerer Schuld seien, zu Grabe geläutet, um anzudeuten, daß die Seele in höhere Sphären aufgenommen, „den Reigen beginne mit den leuchtenden Himmelsgestirnen," wie es in jener samothrazischen Grabschrift heißt. Weßhalb man sich dann der Glockentöne überhaupt zu jeder Entsündigung und Reinigung bediente (Apollodor, I, 1). Der Klang des reinen Erzes sollte die Seele rein stimmen und entzaubern von der Macht der finstern Dämonen. (Tibull, I, 8, 22."

Das Glockenläuten bei Gewittern, welche das Volk als von bösen Geistern, Hexen (Wettermacherinnen) herrührend, betrachtet, hat also hier seine Erklärung.—Auch beim Abscheiden von Sterbenden wird die Glocke geläutet, jetzt noch bei Protestanten und Katholiken, als sogenanntes Scheidzeichen, um die frommen Christen zum Gebet für die scheidenden Seelen zu mahnen.

„Als vor einigen Jahren eine Jungfrau, in Erstein gestorben war, gieng die Mutter derselben dreimal um das Todtenbett herum und klingelte, mit einer geweihten Schelle, um die bösen Geister abzuhalten, und den Aufschwung der Seele ins andere Leben zu erleichtern." (M. St.). [1])

XXII. St. Martin, 11. November. Eine Belegstelle zu

[1]) Auch den Feen ist das Glockengeläute zuwider.

der im Mittelalter allgemeinen Feier der Martinsnacht (S. L. Schneegans, Alsatia 1851, S. 65 u. ff.) gibt auch Cunrat von Dankrotzheim, Heil. Namenbuch, S. 120:

.... der milte sant martin
den man beget (feiert) uff sine nacht (Nacht)
mit wines krafft und maniger dracht.

XXIII. St. Andreas, 30. November. Zu den, Alsatia 1851, S. 157—161, aufgezählten Brautstands-Orakeln, kommen noch folgende, in Buchsweiler übliche:

„Wenn man in der Andresen-Nacht (oder auch in der Neujahrsnacht) um die Zwölferstunde, die Stube rückwärtsgehend kehrt, so muß der zukünftige Geliebte oder Bräutigam an Einem vorüber.

„Wenn man um Mitternacht einen Spiegel unter's (?) Kopfkissen legt, so erscheint der Zukünftige darin.

„Wenn man, während es Zwölfe schlägt, unbeschrieen, Wasser am Brunnen holt, so sieht man darin das Bild des Erwünschten. Gewöhnlich aber hat sich im Grunde des Wassers ein „Fabelthier" niedergelassen, das einen mit feurigen Augen anglotzt." (C. K. geb. F.)

XXIV. Fronfasten vor Weihnachten. Zu Heilig-Kreuz, bei Kolmar, glauben die Spinnerinnen noch jetzt, daß Frau Faste sie besuche. (Chr.).

In Schwaben und der Schweiz hat man die Fronfasten ebenfalls personnifizirt und Frau Faste genannt. In Kroatien wird sie, in Gestalt eines alten Weibes, um die Mitternachtsstunde, vor den Thoren, zersägt. [1])

Ueber das Fronfastenthier (Frafastenthier) und die Fronfastenkinder, s. meine Sagen des Elsasses, S. 30.

---

[1]) S. Grimm, D. Myth. S. 742.

XXV. Weihnachten, 25. Dezember. „Zur Weihnachtszeit zeigt man den Kindern das Abendroth, indem man sagt: Wenn ihr brav seid, bescheert euch das Christkind Kuchen, lugt, es backt schon!" (Weissenburg; Pf. R.)

Hanstrapp bläst den Kindern die nicht folgen wollen, die Augen aus. — Auch Berchta macht Vorwitzige oder Schadenfrohe durch Anblasen blind. (Grimm, D. Myth. S. 254).

Das Reden der Thiere, zu gewissen Zeiten, war von den Römern als orakelgebend angesehen. Merkwürdige Stellen sind hierüber nachzusehen in: Valerius Maximus I, 6, (zweimal). Julius Obsequens De Prodigiis, cap. 87. [1])

Die Sperrnacht und das Bechten:

Im Unterelsaß, von Barr bis nach Weißenburg, wird in den Dorfschaften am Christabend Sperrnacht gehalten. Da werden die Rädchen gesperrt, d. h. das Spinnen über die Feiertage eingestellt. Die jungen Leute versammeln sich partienweise, so wie sie sich den Winter über in den Kunkel- oder Maistuben (Mädchenstuben) zusammengefunden hatten, um miteinander zu schmausen und mancherlei Kurzweil zu treiben. Ein Hauptspaß besteht darin, daß sich die jungen Bursche in die Küchen mehr oder weniger bekannter Leute schleichen, um — denn an diesem Abend wird überall gesotten und gebraten — die Pfannen mit dem Essen wegzustehlen.

„Eine ältere Dame, aus Barr, erzählte dem Berichterstatter, daß sie, auch ohne gerade Besuch zu erwarten, jedes Jahr in der Sperrnacht ein Essen auf dem Herde hatte, und zwar in vorgerückter Stunde." (G. M.).

---

[1]) Ich habe dieselben mitgetheilt in der soeben erschienenen zweiten Lieferung meiner Sagen des Elsasses, Nr. 194.

Dieser Gebrauch entbehrt, wie natürlich, jeden Haltes an christlicher Idee und Sitte; ja, er streitet sogar wider dieselben, und muß seine Erklärung in heidnischen Ceremonien unserer Vorfahren suchen.

Wir haben hier offenbar ein Ueberbleibsel des Holla- oder Bertha- (Berchta-) Dienstes.

Frau Holda (Hulda, Holle, Hulle, Holl), deren die Märchen und Volkssagen von Niedersachsen und Thüringen, besonders auch von Hessen, bis ins nördliche Franken und zum Westerwald, noch jetzt gedenken, erscheint in der deutschen Mythologie; als ein höheres Wesen, das den Menschen freundliche, hilfreiche Gesinnung beweist, und nur dann zürnt, wenn es Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Als Luftgöttin bewirkte sie Schnee, daher beim Fallen der Flocken der Ausdruck: „Frau Holle schüttelt ihr Bett," was jetzt in der Kindersprache im Elsaß von den Engeln gesagt wird. Auch bringt sie Fruchtbarkeit und steht dem Spinnen vor. [1])

„Ein ähnliches Wesen, wie Holda, oder ganz dasselbe, unter verschiedener Benennung, erscheint gerade in den oberdeutschen Gegenden, wo jene aufhört, in Schwaben, im Elsaß, in der Schweiz, in Baiern und Oesterreich. Es heißt Frau Berchte, d. i. althochdeutsch Beratha, die Leuchtende, Glänzende, Hehre, wie Holde den glänzenden Schnee erzeugt;

---

[1]) „Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an oder besudelt ihn.... Wenn sie auf Weihnachten im Land einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; Fastnachts aber, wenn sie heimkehrt, muß alles abgesponnen sein; die Rocken stehen dann vor ihr versteckt." S. Grimm, D. Myth., S. 247. Ueber Holda und Berchta sind daselbst die Seiten 244 bis 260 nachzulesen.

schon in dem Sinn des Wortes nach eine gütige, freudebringende, aber selten wird sie noch so vorgestellt, gewöhnlich ist die grauenhafte Seite hervorgehoben, sie tritt als ein fürchterliches, kinderschreckendes Scheusal auf. In den Erzählungen von Frau Berchta herrscht die böse Bedeutung vor, wie in denen von Frau Holda, die gute.

„Auch Berchta führt die Aufsicht über die Spinnerinnen. Ihr Fest muß durch eine althergebrachte Speise begangen werden, Brei und Fische.... Wenn diese fehlen, so schneidet sie dem, der andere Speise zu sich genommen hat, den Leib auf, füllt ihn mit Heckerling und näht mit einer Pflugschar, statt der Nadel, mit einer Eisenkette, statt des Zwirns, den Schnitt am Bauch zu.... In ihrem Haare befinden sich die Seelen kleiner Kinder. Sie heißt die wilde, die eiserne Berchta; auch Frau Percht mit der langen oder der eisnen Nas." (Grimm). [1])

Der schon mehr erwähnte elsässische Cunrat von Dankrotzheim versetzt den Tag an welchem man „die milte behte" feierte, auf den 30. Dezember. Er sagt in seinem Heil. Namenb., S. 123:

darnauch so komet die milte behte
die nach hat gar ein groß gslehte,
die stick zwene broten an den spiß
und briete und machte einen guten friß, (Schmaus)
und geriet in uff uff (sic) die ahffel faffen
und ginge mitte behten affter den gassen
und drug da uff on alles duren (Bedauern)

---

[1]) Aus der Göttersage stieg Berchta in die Heldensage herab; in Frankreich galt sie als Pipins des Kurzen Gattin und Karls des Großen Mutter; ihr gilt die Redensart: Au temps que la reine Berthe filait.

und lud ir guten nachgeburen (Nachbarn)
und ir brûder und ir swester.

Zu diesem Zeugnisse, daß man auch im Elsaß den Berchten-, Bechten- oder Behtentag, wie er bei unsern ältern Schriftstellern genannt wird, mit besondern Gastmalen begieng, was sich aus der heidnischen in die christliche Zeit fortvererbte, kommen nun noch folgende, aus denen weiter hervorgeht, daß der, auf diesen besondern Gebrauch bezügliche Name Bechten, später eine allgemeinere Bedeutung bekam, die jedoch Geiler von Kaisersberg irrig, oder, wie er dies auch oft thut, des Wortspiels wegen, mit dem Weingotte Bacchus zusammenbringt.

In den Statuten der Straßburger Schifferzunft, Fol. 46. (Scherz, Glossar, fol. 108) heißt es, ganz übereinstimmend mit dem noch jetzt üblichen Gebrauche: „Alsdann die hantwercksknecht oder knaben nach alter gewonheit in den wynachtfuirtagen gebechtet, und von einer stuben zu der andern, ouch frummen luiten in ir huisere gelouffen sint, gutzen und noysen, [1]) das sol ouch nit me sin, sonder welhe hantwercksknecht oder knaben bechen wöllent, die mögent louffen uff die stuben, und in der meister huisere ins hantwercks und nit witer by der pene (Strafe, poena) XXX ß. pf.“

Geiler von Kaisersberg gebraucht, wie gesagt, ebenfalls den Ausdruck bechten, wendet ihn aber auf die in Straßburg an Pfingsten gebräuchlichen Vermummungen an:

„Die ander schel (Schelle an der Narrenkappe) ist putzen

[1]) gutzen, guzeln, betteln; ein Gutzler, ein unverschämter Bettler; auch in der Schweiz (Bern, Zürich) gebräuchlich, wo man noch abgutzeln, ergutzeln, abbetteln, erbetteln sagt. — noysen, auch ernoisen, neisen, mit Schmeicheln, auch mit grämlichen Anliegen erbetteln; jetzt noch im Elsaß: nause, nangse, grämlich thun, um etwas Erwünschtes zu erlangen.

antlitter (Masken) tragen, das sein ursprung hatt von den heiden, als man zu Strasburg brucht (im Gebrauch hat) ze pfingsten, da so vil kruizen [1]) darkumen, der hirtz und das unsinnig weib von geistpitzen; lys Ovidium da einer ward yn ein hirtzen verkeret, da must man bechten, [2]) wurst samlen, vom Baecho kumpt das her, item Meyerbertsch. [3]) Item unter den lammen armmen sich etlich an, sie seint blint, lam, rum ... das seint schädlich narren." Predigten über das Narrenschiff, Ausg. von Straßb. 1520, Fol. 153.

In den Statuten des Kapitels zu St. Thomä, in Straßburg, zum Jahr 1540 befindet sich ebenfalls eine, das Bechten betreffende Rüge:

„Nachdem uns glaublich angelangt, wie ir zu Eckebolzheim mit andern Bechten, ouch hirßen oder kolben, wie mans nennet, mit einander zu wuchen und wuchen ungeverlich halten."

Merkwürdig ist es, daß noch heutzutage, der Gebrauch des Bechtens, wiewohl unter anderer Benennung, fortdauert, und daß das Volk auch noch auf andere Weise Berchta's oder Bechta's gedenkt, so heißt z. B. eine als Spukort verrufene Stelle, bei Heilig-Kreuz, wo namentlich Hanf und Flachs gepflanzt wird, der Bechtenwinkel. (Chr.).

---

[1]) kruizen, ein Ausdruck, welchen die Wörterbücher übersehen, bedeutet hier wohl Masken, Vermummungen im Allgemeinen; besondere waren der hirtz, der auch vor Alters häufig als Neujahrslarve vorkömmt, und das unsinnig Weib von Geistpitzen, d. i. von Geispolzheim, bei Straßburg.

[2]) bechten heißt hier vor oder in den Häusern Gaben sammeln, erbetteln. Da dies, wie aus den Statuten der Straßb. Schifferzunft hervorgeht, namentlich Handwerksgesellen thaten, so ist wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß davon der noch in ihrer Sprache übliche Ausdruck fechten von jenen ältern Zeiten herstammt.

[3]) Eine Art Gebäcke?

Von dem in der Christnacht, unter dem Namen Heilwag, Heilewag gesammelten und zu manchen abergläubischen Gebräuchen verwandten Wasser, ist bereits im vorigen Jahrgang, S 168, gesprochen worden. In Heilig-Kreuz, bei Kolmar, gieng noch vor wenig Jahren am Weihnachtabend der Schullehrer oder sein Gehülfe mit den Chorknaben, wovon einer das Weihwasser und den Sprengwedel trug, von Haus zu Haus und besprengte alle Anwesenden dreimal, indem er dazu folgende Worte sprach:

Heiliwog, Gottesgob,
Glück ins Huß,
Unglück druß!

— Die Rose von Jericho. Nur im Vorübergehen, in Ermangelung näherer Sachkenntniß, habe ich im vorigen Jahre, S. 105, auch von der sich in Kingersheim in der Neujahrsnacht öffnenden Rose von Jericho Erwähnung gethan. Ich habe seitdem an verschiedenen Orten von derselben sprechen hören, und durchgängig wird ihr Erschließen in die Christnacht versetzt.

Die Pflanze gehört der Familie der Cruciferen an, ihr botanischer Name ist Anastatica hierochuntica (Linne); sie ist auch unter dem Namen Marienrose, Rose de Marie, bekannt, und wächst in den sandigen Ebenen von Palästina und Egypten; hat eine Höhe von drei bis sechs Zoll, einen ästigen, zottigflaumenden Stengel, an welchem kurze, winkel- und blattgegenständige Trauben sitzen (Oken, Naturgesch. III, 1386). In trockenem Zustande wird die ganze Pflanze zu einem rundlichen Knäuel (etwa wie ein eingeschnurrter Tannzapfen); in Berührung mit Wasser breitet sie sich jedes Mal aus; ist also hygrometrisch. Früher kam sie in den Handel und wurde als sympathetisches Mittel gegen mancher-

lei Krankheiten gebraucht. So schloß man z. B. aus dem schnellern oder langsamern Oeffnen derselben auf eine nähere oder fernere, glücklichere oder unglücklichere Entbindung.

In vielen elsässischen, besonders in katholischen, Landgemeinden, selbst in Städtchen (so in Rappoltsweiler), hat man ein oder zwei solcher Rosen sorgsam in einer Schachtel aufbewahrt, und das Haus das sie besitzt wird glücklich gepriesen. In der Christnacht nun, zwischen Eilf und Zwölf, versammeln sich Verwandte, Freunde und Nachbarn; die Rose wird mit feierlichem Ernste hervorgebracht und in ein Glas Wasser gestellt, wo sie nach einiger Zeit sich mehr oder weniger aufschließt. Ja man behauptet, daß, in sofern dies nicht geschähe, sie sich, in der Mitternachtstunde von selbst in der Schachtel oder im Schranke öffnen werde. Die Art ihres Erschließens bedeutet für's künftige Jahr Gedeihen oder Mißwachs, für die Familie Glück oder Unglück. (R.).

In Heilig-Kreuz besitzt eine Familie eine Rose von Jericho, welche ein Antoniterbruder aus dem Kloster Issenheim, bei Ruffach, seiner Schwester von einer Reise nach Jerusalem mitgebracht hat. (Chr.).

Auch in protestantischen Ortschaften hält man große Stücke auf sie. In Mittelbergheim gilt sie als Wein-Orakel. [1])

Hier noch darüber eine Stelle aus Philo's Magiologia, S. 149 u. 150:

„Es ist ein Aberglaub darfür halten, daß eine gewisse dürre Rose, Rose von Jericho genannt, allein an dem Christ-Fest-Abend in das Wasser gestellt, auf- vnd nach dem Christ-Fest widerumb zugehe.

---

[1]) Der schlaue Pilgrim in Hebels Schatzkästlein, verspricht der Wirthin, die ihn so gut traktirt, eine Rose von Jericho mit von Jerusalem zu bringen.

„Doch ist hier in acht zunemmen, daß Herr Hans Balthasar Widenhuber, Burger der loblichen Statt St. Gallen, vnd alter Obervogt vnd Quartier Hauptmann der St. Gallischen Herrschaft Bürglen, noch dieser gegenwertigen Zeit, eine so genente Rosen von Jericho, in seiner Besizung hat; welche er von seiner Fraw Großmuter, Fr. Sabina Straubin, welche meine Vrgroß-Schwieger gewesen, ererbt, vnd solche nunmehr bey 100 Jahren alt ist. So offt er nun diese dürre Rose in das Wasser stellet, es sey Sommer oder Winter, Ostern, Pfingsten oder Weihnacht, Tag oder Nacht, fangt dieselbige an, nach Verfliessung vngefehr einer Stund, mit höchster Verwunderung der Zusehenden, allgemächlich aufgehen: vnd wann sie auß dem Wasser genommen ist, schließt sie sich so allgemächlich, als sie aufgangen, widerumb zu, welches ich selber in seiner Behausung, neben vielen anderen Ehren-Personen, gesehen hab.“

— Die Loostage, zwischen Weihnachten und Dreikönigs-Tag, werden, wie ich seitdem vielfältig bestätigt gefunden, zu allerlei Befragungen hinsichtlich des beginnenden Jahres benützt. In denselben wird auch, in manchen Gegenden des Unter-Elsasses, das Gesinde zu keiner weitern Arbeit angehalten, als zu der unumgänglichen Fütterung des Viehs. (G. M.).

VIII.

Die Eroberung von Magdeburg betreffend.

I. Brief des Stadtschreibers J. H. Petri, im Namen des Magistrats der Stadt und Republik Mülhausen an H. U. Coßweiler, Hauptmann der Stadt Hall, 27. Juni 1631.

II. Reime auf General Tilly, bei Gelegenheit der Eroberung von Magdeburg.

(Ungedruckt; aus dem Mülhauser Missiv-Protokoll No. 9 gezogen; im Besitz des Hrn. Albert Petry, eines Nachkommen des Chronikschreibers).

Die Eroberung von Magdeburg betreffend.

I.

Brief, im Namen des Magistrats der Stadt Mülhausen, von J. H. Petri, Stadtschreiber:

„Dem Ehren vnnd Notvesten, herren Hanns Vlrich Coßweileren, Hauptmann der Statt Hall, meinem insonders günstigen Herren.

„Ehrenvester ꝛc. Demselben seyen meine bereitwillige Dienst vnnd freundlicher grueß zuevor.

„Deß Herren, an meine gn. Herren abgegebens, den j. Junij datirtes schreiben, haben dieselben, als sie eben bey einander bey deren vmb diese jährlich gebräüchlicher mahlzeit ihres schwehrtags (Schwörtags), versammlet gewesen, durch widerbringeren dieses wol empfangen, darauff demselben ich nicht verhalten wöllen, daß ja mit Magdeburg es nicht erträglicher ergangen als das gemeine geschrey gelautet hat vnnd nun mehr auch demselben so wol als vns vmbständlichen zue wißen sein wirt, wie dieselbe vhralte schier Mueter-Statt der Teütschen, von den Teütschen selbsten in die äschen gelegt, vnnd ärger zuegerichtet worden, als wann sie den Türkhen in die hand gerathen wäre, welches wol zue erbarmen vnnd zue betrauren ist, vnnd den ybrigen ReichsStänden allen ein augspiegel vnnd wahrnung sein khan beßere ach-

tung auff sich selbsten zue geben, vnnd getrost- vnnd [illegible] tiger als bißhär bescheehen, zusammen zuesetzen, dann son- sten ohngeacht aller sinceratioern vnnd holdseligen vertröstun- gen, wa mann die mittel vnnd gelegenheit an hands bekhom- men wirt, kheinem anderen es anders vnnd leidlicher ergehen wirt, wie dann, daß solches mann schon längsten im sinn gehabt, von vielen guetherzigen Patrioten, von vielen jahren wahrnungen außgangen sind, vnnd hat das gegentheil selbsten es nicht verhälen mögen, bezeügt neben anderen auch beyge- schloßenes cartel, so vnserem herren Seckhelmeisteren erst vor zween tag, von einem fürnemmen Oesterreichischen dieneren zuegesannt worden, wiewol jetz verlauten will, daß der Kö- nig von Schweden, neben anderen Stätten, auch Magdeburg für gewiß widerumb erobert, vnnd seinen feünd großen scha- den gethan hab, Gott erhalte seine Kyrchen, vnnd gebe vns hiezue mehr vertrauen vnnd standhafftigkeit, als wir bißhär in rettung vnsers vatterlandts vnnd gemeiner sach erzeigt haben.

„In vnsrer Eydgnoßschafft stehet alles, Gott lob, noch in zimlichem frieden, allein daß etwas streit zwischen einer lob- lichen Statt Zürich, vnnd dem Abbt von Sanct Gallen ein- gefallen, dazwischen sich daz die andere Ort geschlagen ha- ben, vnnd es verhoffenlich noch zue guetem vertrag bringen werden mögen.

„Den Herren, sampt uns aller Göttlichen obacht zue allem wolergehen getreüerlichen befehlend. Datum Mühlhaußen den 27. Junij Anno 1631.

Deß Herren Dienstwilliger

Jacob Heinrich Petri von Basel."

II.

„Was gestalten Herr General Tilli, den 20sten Mäyens, A° 1631, der alten Junghfrauwen zue Magdenburg verheüratheт worden, vnnd seind volgende heüraths note.

Erstens, soll Vlm das heürathguet geben,
2. Straßburg die Morgengaab darlegen,
3. wird Nierenberg die hochzeit halten,
4. Aug- vnnd Regenspurg als brautfüehrer wahlten.
5. König in Schweden ihr vatter sein.
6. schenckht Wirtenberg den wein.
7. Alle vngehorsame Stätt zuesammen,
Volgen der Braut in Gottesnammen,
Die werden bey dieser hochzeit eben,
Gantz schön bluetfarbe khräntzlin geben."

IX.

Die

Dionysenkapelle bei Wolxheim,

nebst einem Hinblick

auf die

Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

Ein mythologisch-legendarischer Beitrag

von

Gustav Mühl.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich alle etwaigen Annotationen, von Seiten der Redaktion, über seine in demselben ausgestellten Forschungen und Ansichten verbeten, und will diese, dem literarischen Publikum gegenüber, allein und vollständig vertreten.

Der Herausgeber.

Die Dionysenkapelle bei Wolxheim,
die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

In der Nähe von Wolxheim, da wo das vorzüglichste Rebgelände dieses längst wegen der Güte seiner Weine im ganzen Elsasse bekannten Dorfes sich befindet, erhebt sich eine dem heiligen Dionysius geweihte Kapelle.

In früheren Zeiten, erzählt die Sage, war das kleine Thal, an dessen Eingange das Gotteshaus steht, der öde und verrufene Aufenthalt allerlei schädlichen und gefürchteten Gewürmes. Als aber unter der Anrufung jenes Heiligen die Kapelle errichtet wurde, verschwand alsobald das Gewürme, und der Ort wurde der Rebenpflanzung zugänglich.

Diese einfache elsässische Sage sehen wir heute als einen höchst werthvollen Fund an, indem sie uns in den Stand setzt einen neuen und nicht unerheblichen Beitrag, von den Ufern des Rheines aus, zur mythischen Geschichte des eben erwähnten Heiligen zu spenden. In der Legende christlicher Märtyrer ist, wie Jedermann weiß, dem Dionysius eine namhafte Stelle eingeräumt, [1]) und dennoch zählt er gerade wieder

[1]) Unter vielen anderen Bestätigungen des hohen Ansehens unseres Heiligen erinnern wir z. B. an die letzten Worte des berühmten Vor=

...Persönlichkeiten, deren ächt geschicht-
...ung von jeher sehr vieles zu wünschen
... das gläubige Mittelalter, von den Zeiten
... Frommen herab, stritt sich über die Zeit
...lichkeiten, welche die Zeugen des Wirkens und
... dieses Heiligen gewesen sein sollen. Ward von
... Einen das erste Jahrhundert nach Christus als die Epoche
seines apostolischen Auftretens angegeben, so wurde seine Er-
scheinung wieder von Anderen in das dritte verlegt; und kaum
hatte sich das Ufergebiet der Seine der Ehre gerühmt den
Schauplatz zu den christlichen Thaten des Dionysius und den
wundersamen Ereignissen seiner Hinrichtung geboten zu ha-
ben, als alsobald der deutsche Rhein dieselben Ansprüche er-
hob. Die Sankt-Emmeranskirche zu Regenspurg, so
gut wie die Abtei zum heiligen Dionysius bei Paris,
stand im Rufe die vollständige Reliquie des gepriesenen Mär-
tyrers zu besitzen, [1]) der übrigen Häupter und Gliedmaßen
nicht zu gedenken, welche in anderen, allenthalben zerstreu-
ten Kirchen demselben Heiligen zuerkannt wurden. Zur mög-
lichsten Lösung dieser Wirrnisse und Streitigkeiten sah man
sich daher bald auf die Nothhülfe einer Annahme von ver-
schiedenen Heiligen desselben Namens zurückgewiesen, und so
kamen nach und nach mehrere besondere Dionysien zu einer
gewissen kirchlichen Anerkennung. Dem geistreichen, wenn

---

kämpfers päbstlicher Oberherrschaft in England Thomas Becket (1170), welcher vor seinen andringenden Mördern seine Seele und das künftige Heil der Kirche „Gott, der heiligen Maria, dem Schutzheiligen des ihn umgebenden Gotteshauses und dem heiligen Dionysius" empfahl.

[1]) Pabst Leo IX bestätigte sogar ausdrücklich die Aechtheit der Regenspurger Reliquie.

aeren Ansichten nicht selten einseitig absto-
puis war es vorbehalten mit tieferem Blicke das
ge Dunkel zu durchdringen. In seinem bekannteren
Werke: de l'Origine de tous les cultes, weiset er nach wie
Dionysius, in seinem noch heute bestehenden kirchlichen An-
sehen, zunächst nur der Erbfolger und Ausläufer des heidni-
schen Dionysos oder Bachus ist. Was Dupuis jedoch nur
in flüchtigen Zügen angedeutet hatte, gelangte etwas später,
durch die gewissenhaften und gründlichen Forschungen von Du-
laure, im ersten Bande seiner Histoire de Paris (S. 106. ff.),
zu dem bestimmten Ansehen einer geschichtlichen Wahrheit.
Wie wir diesem Schriftsteller bereits die vorausgehenden ge-
schichtlichen Angaben entlehnen, so denken wir jetzt am be-
sten daran zu thun, wenn wir, bei Gelegenheit unserer el-
säßischen Sage, die in jenem Werke aufgeführten kritischen
Belege für die Verschmelzung beider Persönlichkeiten, in voll-
ständiger Reihe, unseren Lesern wiederholen.

„Der Gott des Weines hieß in Griechenland Dionysos;
der Heilige trägt denselben Namen.

„Wie dem Patron von Paris, so ward einst das Prädikat
eines Heiligen auch dem Gotte des Weines und noch mehre-
ren anderen heidnischen Gottheiten zugelegt. Ein Dichter des
vierzehnten Jahrhunderts, der sich Geoffroy nannte, schrieb
ein längeres Gedicht über den Gott des Weines, welches das
Märtyrthum des heiligen Bacchus überschrieben ist.
In mehrern Votivtafeln ist des Gottes in dieser Beziehung
gedacht. Wir führen vorzugsweise die nachstehende Inschrift
an, wo der Gott Eleutheros heißt: SILVANO SANCTO
LARVM PHILEMON P. SANCTI ELEVTHERI DD. (Jo-
seph Scaliger, Castigationes, in Sect. Pomp. fest. ad verbum

tung auff sich selbsten zue geben, vnnd getrost- vnnd einmüetiger als bißhär bescheehen, zusammen zuesetzen, dann sonsten ohngeacht aller sinceratioern vnnd holdseligen vertröstungen, wa mann die mittel vnnd gelegenheit an hands bekhommen wirt, kheinem anderen es anders vnnd leidlicher ergehen wirt, wie dann, daß solches mann schon längsten im sinn gehabt, von vielen guetherzigen Patrioten, vor vielen jahren wahrnungen außgangen sind, vnnd hat das gegentheil selbsten es nicht verhälen mögen, bezeügt neben anderen auch beygeschloßenes cartel, so vnserem herren Seckhelmeisteren erst vor zween tag, von einem fürnemmen Oesterreichischen dieneren zuegesannt worden, wiewol jetz verlauten will, daß der König von Schweden, neben anderen Stätten, auch Magdeburg für gewiß widerumb erobert, vnnd seinen feünd großen schaden gethan hab, Gott erhalte seine Kyrchen, vnnd gebe vns hiezue mehr vertrauen vnnd standhafftigkeit, als wir bißhär in rettung vnsers vatterlandts vnnd gemeiner sach erzeigt haben.

„In vnsrer Eydgnoßschafft stehet alles, Gott lob, noch in zimlichem frieden, allein daß etwas streit zwischen einer loblichen Statt Zürich, vnnd dem Abbt von Sanct Gallen eingefallen, dazwischen sich daz die andere Ort geschlagen haben, vnnd es verhoffenlich noch zue guetem vertrag bringen werden mögen.

„Den Herren, sampt uns aller Göttlichen obacht zue allem wolergehen getreüerlichen befehlend. Datum Mühlhaußen den 27. Junij Anno 1631.

Deß Herren Dienstwilliger

Jacob Heinrich Petri von Basel."

II.

„Was gestalten Herr General Tilli, den 20sten Mäyens, A° 1631, der alten Junghfrauwen zue Magdenburg verheürathet worden, vnnd seind volgende heüraths note.

Erstens, soll Vlm das heürathguet geben,
2. Straßburg die Morgengaab darlegen,
3. wird Nierenberg die hochzeit halten,
4. Aug- vnnd Regenspurg als brautsüehrer wahlten.
5. König in Schweden ihr vatter sein.
6. schenckht Wirtenberg den wein.
7. Alle vngehorsame Stätt zuesammen,
Volgen der Braut in Gottesnammen,
Die werden bey dieser hochzeit eben,
Gantz schön bluetfarbe khräntzlin geben."

IX.

Die

Dionysenkapelle bei Wolxheim,

nebst einem Hinblick

auf die

Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

Ein mythologisch-legendarischer Beitrag

von

Gustav Mühl.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich alle etwaigen Annotationen, von Seiten der Redaktion, über seine in demselben ausgestellten Forschungen und Ansichten verbeten, und will diese, dem literarischen Publikum gegenüber, allein und vollständig vertreten.

Der Herausgeber.

Die Dionysenkapelle bei Wolxheim, die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

In der Nähe von Wolxheim, da wo das vorzüglichste Rebgelände dieses längst wegen der Güte seiner Weine im ganzen Elsasse bekannten Dorfes sich befindet, erhebt sich eine dem heiligen Dionysius geweihte Kapelle.

In früheren Zeiten, erzählt die Sage, war das kleine Thal, an dessen Eingange das Gotteshaus steht, der öde und verrufene Aufenthalt allerlei schädlichen und gefürchteten Gewürmes. Als aber unter der Anrufung jenes Heiligen die Kapelle errichtet wurde, verschwand alsobald das Gewürme, und der Ort wurde der Rebenpflanzung zugänglich.

Diese einfache elsässische Sage sehen wir heute als einen höchst werthvollen Fund an, indem sie uns in den Stand setzt einen neuen und nicht unerheblichen Beitrag, von den Ufern des Rheines aus, zur mythischen Geschichte des eben erwähnten Heiligen zu spenden. In der Legende christlicher Märtyrer ist, wie Jedermann weiß, dem Dionysius eine namhafte Stelle eingeräumt, [1]) und dennoch zählt er gerade wieder

[1]) Unter vielen anderen Bestätigungen des hohen Ansehens unseres Heiligen erinnern wir z. B. an die letzten Worte des berühmten Vor-

Die Dionysenkapelle bei Wolxheim, die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

In der Nähe von Wolxheim, da wo das vorzüglichste Rebgelände dieses längst wegen der Güte seiner Weine im ganzen Elsasse bekannten Dorfes sich befindet, erhebt sich eine dem heiligen Dionysius geweihte Kapelle.

In früheren Zeiten, erzählt die Sage, war das kleine Thal, an dessen Eingange das Gotteshaus steht, der öde und verrufene Aufenthalt allerlei schädlichen und gefürchteten Gewürmes. Als aber unter der Anrufung jenes Heiligen die Kapelle errichtet wurde, verschwand alsobald das Gewürme, und der Ort wurde der Rebenpflanzung zugänglich.

Diese einfache elsässische Sage sehen wir heute als einen höchst werthvollen Fund an, indem sie uns in den Stand setzt einen neuen und nicht unerheblichen Beitrag, von den Ufern des Rheines aus, zur mythischen Geschichte des eben erwähnten Heiligen zu spenden. In der Legende christlicher Märtyrer ist, wie Jedermann weiß, dem Dionysius eine namhafte Stelle eingeräumt, [1]) und dennoch zählt er gerade wieder

---

[1]) Unter vielen anderen Bestätigungen des hohen Ansehens unseres Heiligen erinnern wir z. B. an die letzten Worte des berühmten Vor-

zu denjenigen kirchlichen Persönlichkeiten, deren ächt geschichtlich erwiesene Bedeutung von jeher sehr vieles zu wünschen übrig ließ. Schon das gläubige Mittelalter, von den Zeiten Ludwigs des Frommen herab, stritt sich über die Zeit und die Oertlichkeiten, welche die Zeugen des Wirkens und des Todes dieses Heiligen gewesen sein sollen. Ward von den Einen das erste Jahrhundert nach Christus als die Epoche seines apostolischen Auftretens angegeben, so wurde seine Erscheinung wieder von Anderen in das dritte verlegt; und kaum hatte sich das Ufergebiet der Seine der Ehre gerühmt den Schauplatz zu den christlichen Thaten des Dionysius und den wundersamen Ereignissen seiner Hinrichtung geboten zu haben, als alsobald der deutsche Rhein dieselben Ansprüche erhob. Die Sankt-Emmeranskirche zu Regenspurg, so gut wie die Abtei zum heiligen Dionysius bei Paris, stand im Rufe die vollständige Reliquie des gepriesenen Märtyrers zu besitzen, [1]) der übrigen Häupter und Gliedmaßen nicht zu gedenken, welche in anderen, allenthalben zerstreuten Kirchen demselben Heiligen zuerkannt wurden. Zur möglichsten Lösung dieser Wirrnisse und Streitigkeiten sah man sich daher bald auf die Nothhülfe einer Annahme von verschiedenen Heiligen desselben Namens zurückgewiesen, und so kamen nach und nach mehrere besondere Dionysien zu einer gewissen kirchlichen Anerkennung. Dem geistreichen, wenn

kämpfers päbstlicher Oberherrschaft in England Thomas Becket (1170), welcher vor seinen andringenden Mördern seine Seele und das künftige Heil der Kirche „Gott, der heiligen Maria, dem Schutzheiligen des ihn umgebenden Gotteshauses und dem heiligen Dionysius" empfahl.

[1]) Pabst Leo IX bestätigte sogar ausdrücklich die Aechtheit der Regenspurger Reliquie.

auch in allgemeineren Ansichten nicht selten einseitig abstoßenden Dupuis war es vorbehalten mit tieferem Blicke das zeitherige Dunkel zu durchdringen. In seinem bekannteren Werke: de l'Origine de tous les cultes, weiset er nach wie Dionysius, in seinem noch heute bestehenden kirchlichen Ansehen, zunächst nur der Erbfolger und Ausläufer des heidnischen Dionysos oder Bachus ist. Was Dupuis jedoch nur in flüchtigen Zügen angedeutet hatte, gelangte etwas später, durch die gewissenhaften und gründlichen Forschungen von Dulaure, im ersten Bande seiner Histoire de Paris (S. 106. ff.), zu dem bestimmten Ansehen einer geschichtlichen Wahrheit. Wie wir diesem Schriftsteller bereits die vorausgehenden geschichtlichen Angaben entlehnen, so denken wir jetzt am besten daran zu thun, wenn wir, bei Gelegenheit unserer elsässischen Sage, die in jenem Werke aufgeführten kritischen Belege für die Verschmelzung beider Persönlichkeiten, in vollständiger Reihe, unseren Lesern wiederholen.

„Der Gott des Weines hieß in Griechenland Dionysos; der Heilige trägt denselben Namen.

„Wie dem Patron von Paris, so ward einst das Prädikat eines Heiligen auch dem Gotte des Weines und noch mehreren anderen heidnischen Gottheiten zugelegt. Ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, der sich Geoffroy nannte, schrieb ein längeres Gedicht über den Gott des Weines, welches das Märtyrthum des heiligen Bachus überschrieben ist. In mehrern Votivtafeln ist des Gottes in dieser Beziehung gedacht. Wir führen vorzugsweise die nachstehende Inschrift an, wo der Gott Eleutheros heißt: SILVANO SANCTO LARVM PHILEMON P. SANCTI ELEVTHERI DD. (Joseph Scaliger, Castigationes, in Sect. Pomp. fest. ad verbum

MARSPITER.) Der griechische Name Eleutheros entspricht dem lateinischen Liber.

„Wir heben aber diese Inschrift noch darum hervor, weil aus dem darin erwähnten Beinamen des Bacchus, vielleicht aus bloßem Mißverständnisse, ein zweiter Heiliger, Sankt Eleutheros hervorging, und dieser alsdann dem heiligen Dionysius als ein Gefährte zugetheilt wurde.

„Uebrigens erhielt Dionysius, höchst wahrscheinlich in ähnlichem Wege, noch einen anderen Genossen, den Rusticus. Dieser Name erinnert an eines der Feste, welches zu Ehren des Bacchus auf dem Lande gefeiert wurde, und unter der Bezeichnung Rustica oder Ruralia sich von den Urbana, den Festen desselben Gottes in den Städten, unterschied. [1]) Leicht dürfte diese ländliche Festlichkeit, bei welcher sich die Winzer betheiligten und die darum auch Herbst- und Kelterfest [2])

---

[1]) Auch in unserer Fastnacht sind bekanntlich Ausklänge früherer Bacchusfeier nachgewiesen worden. Der obige Gegensatz zwischen Urbana und Rustica wiederholt sich ebenfalls noch bei uns, wo die Herrenfastnacht um eine Woche der Bauernfastnacht voraus geht. Zu bemerken ist freilich, daß die Urbana der Alten in das Frühjahr, die Rustica, wie gesagt, in den Herbst fielen. G. M.

[2]) Die etwas konventionellen Aeußerungen von Freude, welche noch heute unter dem Landvolke selbst bei nichts weniger als ergiebiger Traubenlese und sogar bei allerschlechtestem Wetter sich kundgeben, könnten ebenfalls die abgeschwächte und unbewußte Ueberlieferung früherer Bacchusfeier sein. Die eigenthümlich gellenden Ausrufe, wie sie z. B. in der Gegend von Wolxheim, nur während der Lese und bei keinem anderweitigen freudigen Anlasse ausgestoßen werden, könnten leicht an das alte Evoe oder Euoe erinnern. Auch der noch heute zuweilen vorkommenden komischen Figur, welche im Unterelsasse unter dem Namen Herbstschmuerel bekannt ist, müssen wir hier erwähnen. Zu dieser Rolle wird gewöhnlich ein etwas tölpisches männliches Mitglied des Winzertrupps oder Johns erlesen. Man beschmiert ihm das Gesicht mit Traubensaft; und auch sonst

genannt wurde, den Namen für einen anderen Gefährten des Dionysius hergegeben haben.

„Nach unseren geschichtlichen Forschungen könnte diese Verbindung mit einem Eleutherus und einem Rusticus nicht ohne Wahrscheinlichkeit zunächst von Hilduin, dem Abte zu Saint-Denis herrühren, welcher, ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, im Auftrage dieses Kaisers das Leben unseres Heiligen festzustellen suchte und niederschrieb. Leicht konnte er auf eine alte heidnische Inschrift gestoßen sein, in welcher nicht blos der Name Dionysos, sondern auch der Beiname Eleutherus und die Bezeichnung der Rustica sich vorfanden. Derartige Mißverständnisse sind im Mittelalter keine außerordentlichen Fälle.

„Daß der Bacchusdienst auch in Gallien in Uebung kam, kann wohl nicht mehr bezweifelt werden; dieser Kultus bestand jedoch vorzugsweise in Weinpflanzung: vor den Zeiten Domitians kam aber dieselbe seltener vor, und dieser Kaiser selbst ließ die bereits vorhandenen Reben vertilgen. [1]) Erst zwei Jahrhunderte später, 281 Jahre n. Chr. G., gestattete der Kaiser Probus den Galliern auf's neue den Rebbau. Höchst wahrscheinlich griff erst fünf oder sechs Jahre nach dieser Erlaubniß, also ums Jahr 286 oder 287, der Bacchusdienst um sich, nämlich in der Zeit, wo die neugepflanzten Reben zum ersten Male reichliche Früchte bieten konnten. Und in selbiger

---

ist er allen möglichen Neckereien von Seiten der Gesellschaft ausgesetzt. Diese Figur könnte dunkel an die alten Satyrschwänke erinnern, welche die Herbstfeier der Alten bezeichneten. G. M.

[1]) Die etwaigen staatsgefährlichen Folgen übermäßigen Weingenusses bei den kaum gebändigten Galliern, und der zu jeder Zeit von dem spezifischen Römerthume schief angesehene Bacchusdienst, mochten wohl die Gründe dazu abgegeben haben. G. M.

Zeit auch, im Jahre 287, lassen Tillemont in seiner Histoire ecclésiastique, und Dom Rivet in seiner Histoire littéraire de France, nebst mehrern anderen Schriftstellern von Ansehen, die Verehrung des heiligen Dionysius in Gallien entstehen. Diese gleichen Zeitbestimmungen sind jedenfalls auffallend genug.

„In seiner Eigenschaft als Sonnengott [1]), und mit Hinweisung auf die sieben Planeten und die sieben Tage der Wo-

---

[1]) Diese speziellere Bezeichnung des Bacchus, welche heute seltener ausgesprochen wird, bietet uns Anlaß zu einigen allgemeinern Bemerkungen über diesen Gott und überhaupt über den früheren Geist der Mythologie. Häufig fiel einst der bacchische Begriff mit einer gewissen Verehrung der Sonne und der übrigen Gestirne zusammen. Wenn nämlich Dionysos, wie bekannt, ganz besonders den Segnungen der Herbstreife, namentlich des Weines vorstand, wie sollte sich sein Begriff nicht bald mit der religiösen Beachtung gewisser, wirklicher oder vermeintlicher Einwirkungen der Himmelskörper auf Jahreszeiten, Witterung, und somit auf Gedeihen der Pflanzen und Thiere versetzen? Dann verknüpfte sich, wie wir wissen, der Bacchusdienst schon frühe auch, seinem morgenländischen Ursprunge getreu, mit einer an das tiefere seelische Leben des Menschen streifenden Mystik, welche als ein nächster Ausfluß asiatischer Weltsysteme angesehen werden kann. Es ist z. B. bekannt, daß manche bacchischen Tänze ursprünglich eine religiös sinnbildliche Bedeutung hatten und die Bewegungen und Verschlingungen der Gestirne veranschaulichen sollten, welche als höhere und geläuterte Wesen gedacht wurden. Freilich artete die taumelhafte Ekstase jener Bacchanalien schnelle genug in jene wilde, ausgelassene Sinnlichkeit aus, welche von einer reineren Bedeutung immer mehr absah, und in ihrer überwuchernden Ueppigkeit schon den Regierungen des frühen Alterthums, besonders aber den römischen Staatsmännern zu gewissen Zeiten vieles zu schaffen gab. Ähnliche Erscheinungen sehen wir übrigens noch heute hinter der ascetischen Schwärmerei gewisser religiöser Sekten einherschreiten. Nie jedoch verlor sich ganz die ursprünglichere, mehr an die Erscheinungen der äußeren Natur sich anschließende Gestirnverehrung aus dem bacchischen Kultus, eben so wenig als das Gedächtniß einer wirklich einst mit diesem Dienste verbundenen neuen Kulturstufe. Im Geleite dieser Erinnerungen errang einst, obwohl vielleicht nach längeren Wirren und Kämpfen, der mor-

che, mußte Bacchus bald zu dem Ansehen der übrigen höheren Götter gelangen, und die Zahl sieben zog sich dabei in kenn-

genländische Gott, den zweiten, niedrigeren Gipfel des Parnassus, und drang zu Delphi sogar in das Heiligthum des Apollo. Freilich erfolgte wohl nie dabei eine völlige Verschmelzung beider Gottheiten, was gewiß schon darum schwieriger gewesen wäre, weil der dunkel mystische und wieder so ausgelassene Dionysosdienst sich nur wenig mit der keuschen und nüchternen Verehrung des klaren und ernsten dorischen Gottes vertrug.

Ferner lassen diese Betrachtungen auch bereits ahnen, daß eine ausschließliche, bündige Spezialisirung der einzelnen Gottheiten des Alterthumes bei den verschiedenen Völkern und in gegebenen Zeitläuften jedenfalls sehr unrichtig, wenn nicht geradezu unmöglich wäre. Vielfach greifen die Machtbereiche dieser einstigen Herrscher ineinander, denn höchst vielfach, äußerlich selbst oft sehr verschieden, sind die Naturerscheinungen und die geistigeren Bezüge, deren Hinweise in der Persönlichkeit jeder besonderen namhaften Gottheit niedergelegt wurden. So treffen bereits in der egyptischen Götterkunde die mannigfaltigsten Ansichtsweisen in der Bedeutung des Osiris zusammen, wie wir z. B. aus der Abhandlung des Plutarch über Isis und Osiris ersehen können. Wir führen übrigens diesen Gott auch darum auf, weil der eben erwähnte Verfasser noch ganz besonders den griechischen Dionysos mit ihm in nächste Verbindung bringt. „Die Aegyptier, sagt Plutarch (l. c. § 34), zeigen an vielen Orten Osirisgrüfte, und die Delpher glauben, daß die sterblichen Ueberbleibsel des Dionysos bei ihnen in der Nähe des Orakels beigesetzt sind; die Geweihten bringen ein geheimnißvolles Opfer im Apollotempel, wenn die Thyiaden den Liknites erwecken. Daß die Hellenen den Dionysos für den Herrn und Schöpfer nicht nur des Weines, sondern der gesammten feuchten Natur halten, dafür ist Pindaros ein vollgültiger Zeuge, indem er sagt:

Denn der wonnegebende Gott pfleget der Baumpflanzung Gedeihn,
Zum Lichtglanze des Spätjahrs.

Deßhalb ist auch den Osirisdienern verboten, einen Fruchtbaum zu beschädigen, oder eine Wasserquelle zu verschütten."

Osiris aber, so gut wie Dionysos, wurde nicht bloß als das Prinzip des Urfeuchten, sondern auch wieder als eine Sonnengottheit verehrt (l. c. § 52); ferner ward auch er als Verbreiter edlerer Gesittung durch Ackerbau und Gesetze, wie durch Gesang und

zeichnender Weise durch die ganze Anordnung seines Kultus. Auf mehrern Bildwerken in halberhabener Arbeit und anderen

---

Musik angesehen (l. c. § 13). Und dann sehen wir diesen Gott wieder mit dem geheimnißvoll befruchtenden Mondlichte in Verbindung gebracht (§ 41). Auch ward er sogar der König der Unterwelt genannt (§ 79). Treffend in mancher Beziehung und schön drückt sich nun Parthey, ein neuer Uebersetzer und gewiegter Commentator der gedachten griechischen Schrift über diese Vieldeutigkeit aus: „Möchte nun anfangs, bemerkt er, ein Erklärer der Plutarchischen Abhandlung vor einer so argen Verwirrung zurückschrecken, so muß er sich bei dem Gedanken beruhigen, daß eben nebelhafte Verwirrung und schillernder Wechsel der Gestalten das wahre Element aller Mythologie sei, und daß es ein vergebliches Bestreben wäre, die Angaben des Plutarch unter sich — geschweige denn mit den übrigen Mythologieen bei Herodot, Diodor u. a. in vollständigen Einklang zu bringen. Sobald die Mythologie aus der Unklarheit heraustritt, alsobald hört sie auf Mythologie zu sein; sie zerfällt in Geschichte und Philosophie. Das aber kann von dem Erklärer angestrebt werden, daß er die schriftlich aufbewahrten Mythen mit den Darstellungen der Monumente vergleiche, um eine nähere Verbindung zwischen Wort und Bild herbeizuführen." (Plutarch, über Isis und Osiris, nach neuverglichenen Handschriften, mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Gustav Parthey. Berlin 1840. (Einleitung, S. X). — Allerdings darf doch auch gerade nicht bloße willkürliche oder zufällige Laune und abenteuerliche Zerfahrenheit aller religiösen Begriffe bei den obigen, wenn gleich anfangs überraschenden Zusammenstellungen zur Erklärung angerufen werden. Was zunächst den scheinbaren Widerspruch zwischen Feuchtigkeit und Sonnenlicht in der gemeinsamen Deutung beider hier beregter Gottheiten anbelangt, so muß derselbe sogleich bei dem Hervortreten des tiefer liegenden Momentes verschwinden, welches von vornherein dem Wesen des Osiris und demjenigen des Dionysius zu Grunde lag. Bei Osiris ganz besonders, ließ sich von jeher ein thätiges, schaffendes, befruchtendes Prinzip nachweisen, welches dabei, einem ebenfalls thätigen aber zerstörenden Prinzip, dem Typhon gegenüber, als ein freundliches und wohlthuendes erscheint. Wie sollte aber in Egypten, bei den wundersamen, segensvollen Wirkungen des Nils, die Bedeutung des Osiris nicht vorzugsweise in dem Begriffe eines schöpferischen Urfeuchten hervortreten; und darf es noch befremden, wenn dagegen die alles dort versengende Sonnenglut

alten. Denkmälern, besonders auch auf der schönen goldenen Patera, welche 1774 zu Rennes gefunden und im National-Musäum aufbewahrt wird, sieht man diesen Gott nebst sechs Gefährten, zu welchen er den siebenten bildet.

„Auch in dem Städtchen Bacharach, am Rheine, haben sich Ueberreste des Bacchusdienstes und der damit verbundenen religiösen Gebräuche erhalten. Dort ernennen zur Zeit der Traubenlese die Weingärtner unter sich einen Ausschuß, welcher die Anordnung des jährlichen Bacchusfestes zu besorgen hat, sodann über alle Verstöße gegen die herkömmlichen Gebräuche erkennt und die Betroffenen mit Strafe belegt. Dieser Ausschuß besteht aus sieben Mitgliedern, welche die sieben Trinker oder sieben guten Gesellen heißen. (Statistique générale de la France, département de Rhin et Moselle, p. 102).

---

ebenfalls dem bösartig entgegenwirkenden Ungethüme, dem Typhon, zugeschrieben wurde?

Indessen blieb auch dort die freundlichere Thätigkeit der Sonne in anderen Zeiten des Jahres nicht ohne dankbare Anerkennung; auch sie wurde daher in die vielfache Deutung des Osiris mitaufgenommen. Wie sollte sie aber alsdann nicht um so mehr noch in dem allgemeinen, schaffenden und befruchtenden Prinzip des Dionysos zum Ausdrucke kommen, besonders als die Verehrung dieses Gottes in dem milderen Klima von Hellas und sogar unter den so sehr der Sonne bedürftigen Himmelsstrichen des Abendlandes Verbreitung fand?

Viele derartigen Beispiele und Erläuterungen könnten wir noch beibringen; aber das Bisherige genüget schon von der Annahme zurückzuhalten, als hätten die Völker des Heidenthums, bei angestammter Pietät für ihre Gottheiten, jeder derselben zu gleicher Zeit klarbewußte, festumrissene Einzelbegriffe unterlegt. Bietet doch auch gerade der Zug schwankender Vieldeutigkeit eine Hauptursache, warum sich zu jeder Zeit die Götterkunden jener Völker zu gegenseitiger Durchdringung und leichter Vermischung offen stunden. Freilich wollen wir dann auch nicht gesagt haben, daß z. B. an verschiedenen Tagen des Jahres oder an besonderen Verehrungsstellen die eine oder die andere Bedeutung und Verrichtung jeder einzelnen Gottheit ganz besonders in den Vordergrund treten konnte. G. M.

„Zu Vitry, bei Paris, feierte man zu derselben Zeit des Jahres ein Fest mit ähnlichen Gebräuchen; der Ausschuß, welcher die Beobachtung des althergebrachten Ceremoniells überwachte, bestand ebenfalls aus sieben Weingärtnern, welche die sieben Weisen genannt wurden. Noch heißt das Ortviertel in der Richtung von Paris faubourg de Bacchus.

„Aber auch die verschiedenen Sankt Dionysien der Legende sind von sechs Gefährten begleitet, zu welchen sie selbst den siebenten bilden. Einer dieser Heiligen, der unter dem Namen Sankt Dionysius der Epheser bekannt war, hatte sechs schlafende Gefährten. Der heilige Dionysius von Tivoli war einer der sieben Bitonaten. Sankt Dionysius der Phönizier und ein anderer, genannt der Fürsorger (? le Pourvoyeur), gehörten jeder zu einer Genossenschaft von sieben Personen. Und endlich Dionysius, der Schutzheilige von Paris, zählte unter die sieben Bischöfe, welche miteinander nach Gallien gekommen sein sollten.

„Aber noch andere Uebereinstimmungen lassen sich beibringen: Die vorzüglichsten Gegenstände der Verehrung des letztgenannten Heiligen, in der Abtei seines Namens, waren ein Grab und ein Haupt, beide sehr geschmückt und reich eingefaßt. Und auch im Tempel zu Delphi drehte sich der Dionysiusdienst ganz besonders um diese beiden Gegenstände. An jedem dieser Orte war der bezügliche Angebetete gemartert worden, weil er die Einführung eines neuen Gottesdienstes versuchte: Der Heilige ward durch die heidnischen Gallier enthauptet, der Gott durch die Titanen. [1]) Das

---

[1]) Die in unserer vorausgehenden größeren Anmerkung enthaltenen Betrachtungen über die ineinander zerfließenden Charaktere einzelner Gottheiten, erlauben uns auch nicht die symbolischen Bedeutungen des losgetrennten Hauptes und des Grabes ursprünglich mit einer

Haupt des Heiligen wurde sorgfältig aufbewahrt; dasjenige des Gottes wurde von Minerva aufgehoben, welche es dem Jupiter überbrachte. (Siehe die Legende des heil. Dionysius und das Dictionnaire mythologique von Noël, Bd. I, S. 146).

„Daß das Grab des Dionysius in Delphi verehrt wurde,

---

ausschließlichen, als solche fest umrissenen Sonnengottheit in Verbindung zu setzen. Indessen sind wir doch so ziemlich geneigt die Entstehung und Entwickelung obiger Symbole noch ganz besonders mit dem Wesen der Sonne und ihren jährlichen Phasen in Beziehung zu bringen. Die Verstümmelung, welche nicht selten in der endlichen Lostrennung des Hauptes ihren Ausdruck fand, weiset alsdann auf das Abnehmen und Absterben der Sonnenkraft hin, nachdem dieselbe ihren höchsten Punkt im Sommer erreicht hat. Das Grab ist die Ohnmacht und Verborgenheit der Sonne im Winter; mit dem angehenden Frühling feiert dieses Gestirn seine Auferstehung. Leicht durfte auch der Kopf, als Sitz des Geistes, welchen die Alten sich so gerne als eine Lichtsubstanz dachten, vielleicht aber selbst in Folge seiner runden Gestaltung schon als das entsprechendste Bild der Sonne und als ein mit diesem Gestirn nahe verwandter und besonders von ihr abhängiger Körpertheil angesehen werden.

Auch die Erzählung von einem Haupte, welches bei der Grundlegung des Kapitols, unter den hetrurischen Tarquiniern, sollte gefunden worden sein, und jenem Gebäude den Namen gab, könnte leicht mit einem schon früher dort gefeierten Sonnenkultus zusammenhängen. Hatte doch der sabinische König Tatius, im ursprünglichen, sabäischen Geiste seines Stammes, welcher als ein eigentliches Hirtenvolk vorzugsweise Gestirndienst übte, der Sonne und dem Monde Tempel gebaut, und einer der Sonnentempel aus jener Zeit befand sich ohne Zweifel unter den zahlreichen Kapellen oder Tempeln, welche Titus auf der Anhöhe errichtete, wo sich später das Kapitol erhob. Die religiöse Erinnerung an jenes sagenhafte Haupt scheint übrigens zu keiner Zeit ganz erloschen zu sein. Wir sind ferner ziemlich geneigt das noch heute in Rom aufbewahrte, angeblich ächte Abbild von Christi Angesicht, welches, ein losgetrenntes Haupt vorstellend, sich auf dem sogenannten Schweißtuche der heiligen Veronika befindet, mit jenem Kopfe des Kapitols, oder etwa auch mit einem Bacchus- oder Osirishaupte in eine gewisse Folgeverbindung zu bringen.

bezeugt Plutarch in seiner Abhandlung über Isis und Osiris, § 34. [1]) (Siehe auch Clavier, Notes sur Apollodore, Bd. II, S. 375.) zu Delphi und bei den Methymnäern, wurde Bacchus durch ein Haupt vorgestellt, weßhalb er auch den Namen Kephallän trug. (Euseb. Chronic. lib. 2; Pausanias, Phoc. Kap. 19.) Im Schatzgewölbe der Abtei Saint-Denis, im dritten Schranke, konnte man das Haupt des Heiligen sehen; man nannte es le chef de Saint-Denis.

„Aeußerst merkwürdig ist aber auch der Umstand, daß in demselben Schatzgewölbe, im vierten Schranke, ein kostbares Gefäß aus morgenländischem Agate aufbewahrt wurde, dessen halberhabene Arbeiten sämmtliche zu Festen und Geheimdiensten des Bacchus gehörigen Gegenstände vorstellten. Dieses höchst werthvolle Gefäß befindet sich heute im Musäum der Alterthümer zu Paris. Unter den darauf vorgeführten Gegenständen findet man auch, auf einem Säulenstücke, das Haupt des Bacchus Kephallän, und zwischen ihm und dem Säulenstücke das Pantherfell, welches den Gott kennzeichnet." (Dulaure fügt seinem Werke verschiedene Zeichnungen dieses Gefäßes bei.)

„Heute kann die Entfernung zwischen Delphi und Paris nur noch einen leeren Einspruch bilden. Im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verbreiteten sich bekanntlich fast alle Götterverehrungen des Morgenlandes über das römische Reich. Der Mithradienst kam aus Persien über Rom bis nach Gallien, nach Paris herüber. [2]) Auch die Sekten des

---

[1]) Das Grab des Dionysos, sagt Parthey (l. c. S. 228) wird noch genauer bezeichnet von Cyrillus in Const. S. 11. b. Spanh. *Περσεὺς Διόνυσον ἀναιρεῖ, παρὰ τὸν χρυσοῦν Ἀπόλλωνα.*

[2]) Neben dem Mithradienste kam auch der Cybelenkultus allenthalben zu großer Verbreitung. In unserem Elsaß hat Grandidier

Heidenthumes hatten ihre Verbreiter, ihre Sendboten, deren Eifer weder durch Gefahren noch durch große Entfernungen niedergehalten wurde.

„Noch ein namhaftes Zusammentreffen: Die Bacchusfeste welche, seit frühesten Zeiten und bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts, von den Weingärtnern bei Paris und zu Bacharach gefeiert wurden, und durch die Herbeiziehung eines Bacchusbildes, wie auch durch die obenerwähnte Ernennung von sieben überwachenden Personen sich kennzeichneten, fanden den 7ten und 9ten Oktober jedes Jahres statt. Nun trifft es sich, daß die Geistlichkeit zu Paris alljährlich in der Kirche zum heiligen Benediktus [1]) am siebenten Oktober das Fest eines eigentlich ganz unbekannten, heiligen Bacchus feierte, und der 9te auch heute noch dem Feste des heiligen Dionysius gewidmet ist.

„Wir wollen deßwegen doch nicht, fügt Dulaure schließlich bei, durchaus die geschichtliche Existenz eines Dionysius ge-

---

diesen Letzteren in der Gegend von Zabern nachgewiesen. Aber auch der Bacchusdienst stand mit der Cybelenverehrung in nächster Verbindung: „Der Sabazische Bacchusdienst, sagt Böttiger (Kleine Schriften, Bd. I, S. 30), entsprang aus dem Dienste der phrygischen Cybele, eine Bemerkung, die, seit Heyne dieß in der Vorlesung de religionibus et sacris cum furore peractis in Comment. Soc. Gott. Bd. VIII aus dem Strabo so deutlich gezeigt hat, Niemanden mehr fremd sein kann. Cybele war ἣ κροτάλων τυπάνων τ᾽ ἰαχή, συν τε βρόμος αὐλῶν Εὐ ἅδεν, Homerid, Hymn. XVII, 3. Mit dem Bacchusdienst ging also auch die Flöte zu den Griechen über." G. M.

[1]) Diese Kirche, welche in der Nähe der früher mit Reben bepflanzten Höhe liegt, die den Namen der heiligen Genovefa trägt, wird auch in einer Schenkungsurkunde wirklich mit dem Namen des heiligen Bacchus belegt. (Dulaure). — Bei Gelegenheit des Jahresfestes dieses Heiligen machen wir ebenfalls auf das Zusammentreffen mit dem siebenten Weinmonat aufmerksam. (G. M.)

läugnet haben, welcher einst in Paris das Evangelium gepredigt und dort durch Enthauptung den Tod gefunden hätte. Aber gerade der geringe Erfolg seiner apostolischen Bestrebungen durfte leicht jene unbestimmteren Erinnerungen hinterlassen haben, die ein so günstiges Feld für die Ergehungen des Aberglaubens bildeten. Die Gleichheit der Namen konnte zuerst die Verwechselung mit dem Weingotte veranlaßt haben und bald versetzte sich dann die Verehrung des Heiligen mit allerlei mythischen Momenten und Gebräuchen aus dem Dienste des Bacchus.

„So wandelten die Bewohner der Insel Rügen einen christlichen Heiligen, Sankt Vitus oder Veit, in eine heidnische Gottheit um und nannten dieselbe Suantovitus.“ (Elias Schedius, de Dis de germanis, singrammata N°. 3. Kap. 12; S. 502.)

Wir haben somit die vergleichenden Untersuchungen des gelehrten Dulaure in ihrer ganzen Länge mitgetheilt, indem unsere eigenen Erläuterungen zu der oben erwähnten elsässischen Sage doch immer wieder die von dem französischen Schriftsteller hervorgehobenen Punkte, zu hinlänglicher Bestätigung unserer Behauptungen, in ungefähr gleicher Ausführlichkeit hätten beibringen müssen. Wird es aber jetzt noch Jemanden wundern, wenn wir ohne weiteren Anstand, auch an dem oben bezeichneten elsässischen Orte das Auftreten eines heiligen Dionysius nur durch den Vorgang des Bacchus herbeigeführt annehmen, und diesem Letzteren sogar eine Altarstätte an der Stelle der später errichteten Kapelle zuerkennen wollen? Ist doch längst bekannt, daß im Elsasse, so gut wie im übrigen Rheinthale, der Rebbau schon unter der römischen Herrschaft betrieben wurde. Auch durfte es nicht bloßer Zufall sein, daß die fragliche Oertlichkeit gerade in dem vorzüglichsten

Rebgelände eines Dorfes sich befindet, welches im ganzen Elsasse wegen der Güte seines Weines ausgezeichnet wird.

Uebrigens berührt unsere elsässische Sage noch ein besonderes Verhältniß, welches, unseres Wissens wenigstens, bis jetzt noch nicht in einer Verbindung mit dem christlichen Heiligen hervorgehoben wurde, aber noch ganz eigens zur Feststellung unserer Ansicht berufen ist. Es ist gewiß nicht uninteressant hier in beschränkterer, örtlicher Beziehung wieder jenem kulturbegleitenden Momente der Bewältigung bisher ungebändigter, urnatürlicher Kräfte zu begegnen, welches in halb sinnbildlicher, halb realer Weise auch den alten Mythus des Segen und edlere Gesittung spendenden Dionysos schon bezeichnete, und sowohl in der Zähmung der an den Siegeswagen gespannten Löwen und Panther, als in der glücklichen Bekämpfung und Vertilgung der auch in unserer elsässischen Sage vorkommenden Schlangen seinen nächsten Ausdruck fand.

Und nun wollen wir noch, eine kurze Weile, in beschaulicher Rast auf das freundliche und bescheidene Thal zurückblicken, über welches die kritische Folgerung mit einem Male eine neue, freudig überraschende Bedeutung für uns verbreitet! An dem abgelegenen Orte gemüthlichen Stilllebens dehnet sich nun für uns eine ganze Welt geschichtlicher Erinnerung, und durch die liebliche, vogelheimische Einsamkeit wehet plötzlich jetzt, mit seltsam bewältigendem Gruße, der alte weltberühmte Geist von Hellas und Rom. — Aber der holde Dämon dieses Ortes, welcher längstens mit uns in traulichem Verkehre gestanden: wie lächelt er nun so schalkhaft und liebevoll, wo er endlich als freundlicher Gott Dionysos im enthülleten Glanze seiner weichen und milden Jünglinsschöne

vor uns hintritt! — Da gesellet sich auch jener sympathische römische Sänger des Landbaus und der Aeneis wieder zu uns, jener zarte, reine Dichter, den wir schon lange fast wie einen edleren Freund lieben. Und siehe! schon belebt sich das heimathliche Thal unter dem Zauberstabe des herrlichen Sängers! Goldener Abendglanz legt sich auf die nachbarlichen rebenbekränzten Hügel. Aber im Thale wird's immer lauter: ist's nicht dumpf erbrausendes Cymbelgetön, mit schrillem Pfeifenklange vermischt, was von drüben immer näher und näher einherschallt! — Männer, Frauen und Kinder, grünumlaubte Stäbe schwingend und theilweise mit zottigen Thierfellen vermummt, kommen in lustigem festlichem Zuge herbei. Plötzlich erhebt sich auf dem Bacchusaltare ein hastig erflackerndes Feuer,

.... da springen beim Becher auf weichen
Rasen sie fröhlich umher und über geölete Schläuche,
Scherzen in kunstlos freiem Gesang mit entfesseltem Lachen.
Grauen erregend vermummt in Gebild aus gehöhleter Rinde,
Rufen sie, Bacchus, dich an mit fröhlichen Liedern: dich ehrend
Hängen bewegliche Larven sie auf an erhabenen Fichten.
Dann von reichem Ertrag strotzt rings das gesegnete Weinland.
Fülle gedeiht in der Höhlung des Thals, in den Tiefen der Schluchten,
Und wo irgend der Gott hinwendet das strahlende Antlitz.
Laßt uns denn nach Gebühr mit heimischen Liedern der Väter
Singen des Bacchus Lob, darbringend die Schalen und Kuchen.
Dann soll am Horne geführt der geweihete Bock am Altar stehn:
Und wir rösten das fette Gekrös an Spießen von Hasel.

Unter diesem Jubel bricht endlich die Dämmerung herein; einzelne Sterne blicken schon in ihrer ewigen Ruhe vom ungetrübten Himmel hernieder, und geheimnißvolles Dunkel webt

bereits in den tieferen Gründen des Thales. Auch die Flamme des Altars versinkt nach und nach in dampfender Glut. Aber oben auf der felsigen Anhöhe des nahen Horns erblitzen jetzt wirr durcheinander jagende Fackeln und eine mächtige Flamme schlägt dort mit einem Male weitausstrahlend zum nächtlichen Himmel empor. Immer rascher rufen Cymbel und Pfeife zur Wonne des athemlosen Tanzes, immer lauter erschallt das Evoe unterm Schwingen der gefüllten Becher!

Wir wenden uns nun, am wieder aufgegriffenen Stabe kritischer Forschung, nach einem Dorfe, welches nur eine Stunde von der Dionysenkapelle entfernt liegt. Es heißt Scharrachbergheim, und lehnt sich, in einer ziemlichen Höhe, an den Scharrach, den höchsten unter den allenthalben mit Reben bepflanzten Hügeln, deren Gruppe sich zwischen beiden hier besprochenen Oertlichkeiten hinzieht. Längst dienet die Kirche dieses Dorfes auch zum Gottesdienste der Protestanten, welche übrigens die große Mehrzahl der dortigen Einwohnerschaft bilden; dennoch geschieht es auch heute zuweilen noch, daß katholische Bewohner der Umgegend kleine Wallfahrten nach dem besagten Gotteshause unternehmen, besonders wenn sie oder Eines der Ihrigen von einem andauernden oder schweren Kopfleiden heimgesucht sind. Nun trifft es sich, daß der Schutzheilige jenes Ortes Johannes der Täufer ist, welcher bekanntlich, ebenfalls einst wie Dionysius, enthauptet wurde. Allenthalben in der christlichen Welt war seit den frühesten Zeiten das Ansehen dieses Heiligen höchst bedeutend, und es kann sogar mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß Johannes der Täufer noch in ganz besonders häufigem Maße seine Verehrung einem

früheren vorwiegenden Sonnenkultus unterschob. Allerdings mußte derjenige, von welchem noch Geiler sagte, daß er „gesetzt ist über alle heyligen und hatt die allerhöchste statt im Himmelreich, ußgenommen Maria die muter Gottes," noch ganz besonders zur Ersetzung einer so reinen und großen Gottheit wie die Sonne berufen sein. Zugleich aber fiel sein Fest mit der alten Sunnenwende oder Sungicht zusammen, wo die Sonne, nachdem sie ihren Höhepunkt am Himmel erreicht hat, wieder sinken muß; heißt es doch „daß, so wie die Sonne um jene Zeit nicht mehr weiter empor steigen kann, so konnte auch Johannes nicht mehr werden als der Vorläufer des Messias; dieser mußte, nach Johannis eigenen Worten, wachsen, er selbst aber abnehmen." [1])

Mit diesen Betrachtungen bringen wir auch das erwähnte Moment der Enthauptung, als Ausdruck der so eben in christlichem, wie in naturalistischem Sinne beregten Abnahme, in eine nähere Wechselbeziehung. Auch die Kirche widmete demselben noch einen besondern Gedächtnißtag, und es ist dabei vielleicht kein bloßer Zufall, daß diese Feier nur um einen Tag hinter dem Abschlusse der sogenannten Hunds- oder Siriustage erfolgt, wo die Sonne bereits in merklicher Weise von ihrer Wärme verliert und die Abnahme der Tage schon etwas auffallender wird. In Scharrachbergheim ward einst das kirchliche Gemeindefest vorzugsweise sogar auf diesen Tag verlegt.

Johannes übrigens, dem einst, wenn auch nur mittelbar, Weiber, worunter ein tanzendes, Ursache des Todes waren, konnte vielleicht sogar manchen früheren Heiden an Orpheus, den Sonnenpriester mahnen, welcher einst,

---

[1]) Siehe im vorigen Jahrgange der Alsatia die Besprechungen des Johannisfestes von L. Schneegans und August Stöber.

der Sage nach, von Frauen, die in rasendem Tanze sich schwangen, getödtet und des Hauptes beraubt wurde. Obgleich wir eine solche Vergleichung nicht besonders betonen wollen, so dürfte sie zuletzt doch nicht allzu abenteuerlich erscheinen.

Jedenfalls aber sind wir noch weit mehr geneigt am hier beregten Orte das einstige Bestehen einer Sonnenverehrung anzunehmen, wie sie, noch vor den Zeiten des griechisch-römischen Einflusses, ganz besonders bei dem celtischen Stamme, welcher früher auch das Elsaß ausschließlich bewohnte, im Schwange ging. Die runden glühenden Scheiben, z. B., welche noch heute in jener Gegend, am Fastnachtsonntage oder am Johannisfeste, unbewußter Weise als ein Bild der Sonne von den verschiedenen Anhöhen geschleudert werden, [1]) scheinen einen Ursprung zu haben, welcher noch über die Zeit der römischen Herrschaft zurückgeht; lassen sich doch solche sinnbildliche Gegenstände und Gebräuche auch in Gegenden nachweisen, welche zu keiner Zeit den Imperatoren am Tiberflusse gehuldigt hätten.

Und nun begegnen wir, abermals in geringer Entfernung von der Dionysenkapelle, im Städtchen **Molsheim**, einem dritten Heiligen, dessen Verehrung während des Mittelalters sehr verbreitet war, und dessen hohes Ansehen gleichfalls mit vorausgehenden Sonnen- oder Naturmythen in Verbindung gedacht werden muß: wir nennen den **heiligen Georg**. Wie auch **Ring** in seiner jüngst in zweiter Auflage erschie-

[1]) Am **Johannistage namentlich vom Scharrach**. — Hier gelegentlich auch, in diesem letzteren Worte, eine noch völlig ungelöste Aufgabe für kundige Etymologen. Das Wort scheint uns einstweilen eher einen celtischen als einen germanischen Ursprung zu besitzen.

nenen Abhandlung über diesen Heiligen bemerkte, [1]) ist die bekannte Drachensage nur der alte Sonnenmythus des Perseus und der Andromeda. Auch Apollo bekämpfte siegreich ein schlangenartiges Ungethüm, und derartige Ungeheuer stellten bekanntlich zunächst die schädlichen Erddünste vor, welche durch die Strahlen der Sonne besiegt und zerstreut wurden. Wir erinnern zugleich wieder an Dionysos und unsere obige Schlangensage. Lange auch nach der Zeit, wo das Christenthum dem heiligen Georg eine ethischere Bedeutung zugelegt hatte, wurden in Kleinasien noch Amulette mit dem Bildnisse dieses erkorenen Kriegers getragen, welche, namentlich bei Verwundungen, gegen die verderblichen Einwirkungen von verpestenden Fauldünsten schützen sollten.

Uebrigens noch vor der Verbreitung der Drachensage, welche eigentlich erst im 11ten Jahrhundert, während der Kreuzzüge, in's Abendland herüberdrang, scheint der bereits als Märtyrer hochgepriesene Heilige eine enge Beziehung zu einer früheren Sonnen- oder Frühlingsfeier, zu der Verehrung eines höheren, wohlthätigen Prinzips im Sinne der alten Welt, besessen zu haben. Bei Georg zumal, wie bei Dionysius, ganz dieselben verdächtigen Widersprüche hinsichtlich des eigentlichen Schauplatzes und der Zeit des Lebens und des Todes. Bei ihm auch dieselben Streitigkeiten über die Aechtheit der nach ihm

---

[1]) Quelques notes sur les légendes de Saint-George, par *Maximilien de Ring*. Nouvelle édition. Strasbourg, chez Salomon, libraire éditeur. 1850. — Dieses kleine Werkchen bildet einen höchst beachtenswerthen Beitrag zur Behandlung religiöser und mythischer Geschichte des Mittelalters. Indem wir es hiermit der Aufmerksamkeit aller derjenigen empfehlen, welche für diese Seite neuerer Forschung nicht ohne Interesse geblieben, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, recht bald noch mehre Spezialabhandlungen derartiger Stoffe, und zunächst von dem geehrten Verfasser obiger Monographie selbst, zu besitzen.

benannten, in verschiedenen Kirchen aufbewahrten vollständigen Reliquien, neben welchen noch einzelne Gliedmaßen an anderen Orten dem Heiligen zugeschrieben wurden.[1]) Dann aber auch ein mit Enthauptung endigendes Märtyrthum, und, was noch vorzugsweise zu bemerken ist, Spuren von besonderer Verehrung eines Hauptes und eines Grabes.

Die im Abendlande am gangbarsten gewordene Legende Sankt Georgs, welche einen römischen Kriegstribunen von edler Abkunft und ausgezeichneter Schönheit aus ihm machte, bietet ferner einen andern Umstand, welchen wir nicht als eine bloße Zufälligkeit ansehen möchten. Gerade die heftigsten Widersacher und Peiniger des Heiligen, und an ihrer Spitze der Kaiser Diocletian selbst, werden als besonders eifrige Verehrer des Apollo geschildert, und suchen mit allen Mitteln der Ueberredung und der Gewalt den frommen Jüngling zu einer Huldigung vor dem Altare des heid-

---

[1]) Hier finden wir uns auch gleich zu einer nicht uninteressanten Mittheilung veranlaßt, welche sich ebenfalls auf eine elsässische Oertlichkeit bezieht, und zwar auf eine solche welche nur anderthalb Stunden von Straßburg entfernt liegt. Unter den handschriftlichen Anmerkungen, in einem auf der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrten Exemplare von Bernegger's Descriptio particulae territorii Argent. 1675, befindet sich auch folgende auf das Dorf Pfulgriesheim bezügliche Angabe: „Hat eine schöne Kirch zu Skt Georg genennet, so die Kirch zu Pfetzheim zum Filial hat. Dieser Skt Georg liegt auf der Kirch in einem Trog, gegen welchen hiebevor allerhand Krankheiten halben viel Opfferungen geschehen sind.“ — Sollte nun auch diese kaum gekannte kleine Oertlichkeit dereinst die Ehre einer vollständigen Reliquie des berühmten, hochgefeierten Heiligen beansprucht haben? Wir wären jedoch eher noch zu der Annahme geneigt, als hätte es sich hier ursprünglich von einer weniger bedeutenden Reliquie des Heiligen, vielleicht sogar von einem bloßen Grabbilde desselben gehandelt, wobei das örtliche hohe Ansehen allenfalls auch durch einen früheren heidnischen Vorgang bedingt gewesen wäre.

nischen Gottes zu bewegen. Georg hingegen zwingt zuletzt den stolzen Gott sogar zum Geständnisse daß er nur ein höllischer Dämon gewesen. Gerade die legendarische Hervorhebung dieses ganzen Verhältnisses scheint uns darauf hinzuweisen, daß es dieser Heilige war, welcher zunächst den Apollo verdrängte.

Auch lassen wir keineswegs den merkwürdigen Umstand unbeachtet, daß das Fest des heiligen Georgs von jeher in den Eingang des Frühlings, die ungefähre Osterzeit, fiel, wie einst der Geburtstag des Apollo am siebenten des Frühlingsmonates gefeiert wurde. Dies leitet ebenfalls darauf hin, daß Georg noch ganz besonders an die Stelle des im Lenze mit jugendlicher Kraft sich neu aufschwingenden Sonn- oder Frühlingsgottes kam, welcher mit siegreichen Strahlenpfeilen die traurigen Schatten des Winters und alle schädlichen, faulen Moordünste nach langer Regenzeit zerstreute. Diesen naturmythischen, streithaften Charakter des Frühlingsgottes, prägte aber die Legende später in ein geweihtes christlich ritterliches Ideal um, namentlich in den Zeiten der Kreuzzüge, wo die Sage von der heldenhaften Bewältigung des Drachen und der romantisch damit verbundenen Befreiung der Königstochter die abendländischen Streiter mit einer besondern Vorliebe für jenes glänzende Vorbild erfüllte. Von jener Zeit an, blieb der heilige Georg, neben dem heiligen Michael — einem abermaligen göttlichen Streiter — der Patron der Krieger und des Ritterthums.

Ist es nun aber mehr als bloßer Zufall, wenn in den näheren Umgebungen der oben erwähnten Oertlichkeiten, im Städtchen Molsheim, Sankt Georg als Schutzheiliger auftritt? — Jedenfalls könnten wir leicht in den Verdacht eines allzu systematischen Verfahrens kommen, wenn wir auch das hier beregte Vorkommniß ganz unbedingt an einen früheren

örtlichen Sonnenkultus knüpfen wollten. Wir kennen eben so gut als irgend Jemand den verfänglichen Charakter des Gebietes, auf welchem wir uns bewegen, und wissen längst wie leicht eine gewisse Kühnheit sich in die Schlingen verlockender Hypothesen verliert. Uebrigens dürfte ja der eben erwähnte, ritterlich streithafte Charakter Georgs alleine schon hinreichen um das Auftreten dieses Heiligen an vielen Stellen des Abendlandes zu erklären; wahrscheinlich nur um dieser letztern Eigenschaft willen sah sich derselbe zum Schutzherrn mancher Städte, ja selbst ganzer Länder, wie England, Arragonien und Portugal erhoben. Auch frugen wir uns eine Weile, ob das Auftreten des erwähnten Heiligen in Molsheim, nicht etwa aus dem Umstande hergeleitet werden könnte, daß während langer Zeit das besagte Städtchen einen Hofsitz der mächtigen, reisigen Bischöfe von Straßburg und zugleich den Vereinigungspunkt für einen beträchtlichen Theil der niederelsässischen Ritterschaft abgab. Indessen müssen wir hierbei gleich aufführen, daß Georg schon sehr frühe als Schutzheiliger daselbst vorkommt, und sein Erscheinen sogar in eine Zeit hinaufzugreifen scheint, welche noch jenseits der Kreuzzüge liegt. Denn nicht blos fanden wir die Molsheimer Pfarrkirche unter seinem Namen bereits in einer bischöflichen Urkunde vom Jahre 1345; aber unser Freund, der tüchtige Archivar Ludwig Schneegans, lenkte unsere Aufmerksamkeit auch auf ein Siegel des erwähnten Städtchens, welches nach einer noch viel früheren Epoche hinweist. Die Fertigung dieses Siegels selbst geht freilich nur um ein Jahrhundert der obigen Urkunde voraus; aber dabei bietet es den für uns höchst seltenen und merkwürdigen Umstand einer Darstellung Georgs als Märtyrer, während von den Kreuzzügen herab überall wo kein älteres Herkommen das Gegentheil bestimmen konnte,

der Drachenkampf so gut wie alleinig zum bezeichnen Momente des erwähnten Heiligen wurde. Das beregte Siegel führt nun Georg auf das Rad geflochten vor. Somit könnte aber dieses Siegelbild auch nach einer Epoche hindeuten, wo die heidnischen Erinnerungen an jenen Sonnen- und Naturkultus, den wir in den nächsten Umgebungen nachwiesen, noch höchst lebendig gefunden wurden und daher — warum sollten wir nicht wenigstens die Möglichkeit aussprechen? — noch ganz besonders im Stande waren die Aufstellung des fraglichen Heiligen an jenem Orte hervorzurufen. Wir läugnen auch nicht, daß es uns etwas auffiel, gerade die namhaftesten Vertreter der drei wichtigsten und kennzeichnendsten Feste eines früheren Sonnenkultus, auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Flächenraume zusammentreffen zu sehen: Georg erinnert an die jugendliche, streit- und sieghafte Auferstehung jenes Gestirnes im Frühjahr, Johannes an die Wirkungen der Sonne in ihrer höchsten sommerlichen Macht und nothwendig darauf erfolgenden Abnahme, Dionysius folgt alsdann mit den Segnungen des Herbstes.

Doch, um es ausdrücklich zu wiederholen, nur mit gewissem Vorbehalte geben wir besonders denjenigen Betrachtungen hier Raum, die sich, in ganz speziell örtlicher Weise, auf das Vorkommen des betreffenden Schutzheiligen in dem zuletzt erwähnten Städtchen beziehen. Auch wollen wir uns jetzt keineswegs mehr über eine weitere geschichtliche Ansicht auslassen, nach welcher das örtliche Auftreten sämmtlicher hier vorkommender Heiligen, wie auch dasjenige griechisch-römischer Vorgänger, bereits durch das Vorhandensein eines früheren, und zwar celtischen Sonnen- oder Naturkultus bedingt gewesen wäre, in dessen verschiedene Hauptfeste die später eingeführten Ankömmlinge sich nach ihren eigenen, hergebrach-

...en Charakteren zu theilen wußten. Wir brechen daher ab, nicht aber ohne sämmtliche hier aufgestellten Betrachtungen einer weiteren Berücksichtigung und Prüfung gewiegter Forscher anzubieten. Namentlich dürfte der letzte Entscheid in der hier verhandelten Frage eines nicht zufälligen örtlichen Zusammentreffens mythisch verwandter Heiligen noch ganz besonderen Vorschub durch den Nachweis ähnlicher, sorgfältig bestätigter Gruppen in anderen Gegenden erhalten.

Wie aber auch die endliche Erledigung unserer bis jetzt noch zweifelhafteren Punkte ausfallen möge, immer wird schon dasjenige in unserer Abhandlung, was wir bereits mit einer größeren Sicherheit darzubieten hofften, hinlänglich auf die Nothwendigkeit hindeuten, bei mythischem Studium der verschiedenen Gegenden niemals die Forschung nach früheren oder noch bestehenden Ortsheiligen zu umgehen. Wenn nun auch nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen weniger bedeutsame Umstände, wie z. B. der Name eines Gründers oder der Tag der Stiftung die Wahl des einen oder des anderen Heiligen, als himmlischen Schützers, bestimmte, so dürften doch anderseits wieder manche geschichtlich beachtenswerthe Winke aus der angedeuteten Richtung erfolgen. Darum wäre es auch eine gewiß höchst willkommene Gabe, wenn die fleißigen Sagensammler der verschiedenen Länder möglichst vollständige Tafeln mit den Kirchen- Zunft- und Ordensheiligen der ihnen zugänglichen Gegenden veröffentlichen, und nöthigen Falles, alsdann die einzelnen Namen mit einer raschen Charakteristik der betreffenden Oertlichkeiten begleiten wollten. Bereits bekannte Sagen, welche die Herbeiziehung dieses oder jenes Heiligen in ihrer Weise zu erklären suchen, könnten ebenfalls mit kurzen Wor-

ten wiederholt, oder wenigstens mit dem Citat der bezüglichen Stelle in bereits vorhandenen Sagenwerken begleitet werden. Aber, wie angedeutet, schon die bloßen Namen dürften in manchem Falle den Forscher zu neuen Untersuchungen und Vergleichungen der verschiedenen Länder und einzelnen Gaue, zu neuen interessanten Entdeckungen hinführen.

X.

Das

Pfingstfest und der Roraffe

im Münster zu Straßburg,

ein

mittelalterliches Sittengemälde und Volksbild,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg.

Innig und unauflöslich verbunden mit den innersten und zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes, gehet ein geheimnißvoller, höchst eigenthümlicher und auffallender, beinahe unbegreiflicher und unerklärlicher Zug durch unser Wesen, der, wie sehr er auch in dem grellsten Widerspruche zu stehen scheinet mit den heiligsten Regungen des menschlichen Geistes und Gemüthes, dennoch wieder, unmittelbar und naturgemäß, aus dem innigsten menschlichen Seelenleben hervorgehet.

Tief liegt in des Menschen Herzen ein namenloses, unendliches Bedürfniß nach Verehrung, nach geistiger Hingebung, Erhebung und Veredlung. Hinein geworfen, wie gewaltsam, von der Natur, in eine Welt, auf welcher Alles um ihn her unauflösbares Räthsel für ihn bleibet und Wunder; hineingeschleudert, ohne sein eigenes Zuthun, in eine Ewigkeit, in welcher er auf einen Augenblick nur erscheinet, um, schon den Augenblick darauf, wieder zu verschwinden, von der irdischen Schaubühne, fühlet der Mensch, in dem tiefsten Grunde seines Gemüthes, ein unnennbares Sehnen, ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Ohnmacht und Dürftigkeit, Hülfe suchend, anzuschließen an eine höhere Macht, deren

der Drachenkampf so gut wie alleinig zum bezeichnenden Momente des erwähnten Heiligen wurde. Das beregte Siegel führt nun Georg auf das Rad geflochten vor. Somit könnte aber dieses Siegelbild auch nach einer Epoche hindeuten, wo die heidnischen Erinnerungen an jenen Sonnen- und Naturkultus, den wir in den nächsten Umgebungen nachwiesen, noch höchst lebendig gefunden wurden und daher — warum sollten wir nicht wenigstens die Möglichkeit aussprechen? — noch ganz besonders im Stande waren die Aufstellung des fraglichen Heiligen an jenem Orte hervorzurufen. Wir läugnen auch nicht, daß es uns etwas auffiel, gerade die namhaftesten Vertreter der drei wichtigsten und kennzeichnendsten Feste eines früheren Sonnenkultus, auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Flächenraume zusammentreffen zu sehen: Georg erinnert an die jugendliche, streit- und sieghafte Auferstehung jenes Gestirnes im Frühjahr, Johannes an die Wirkungen der Sonne in ihrer höchsten sommerlichen Macht und nothwendig darauf erfolgenden Abnahme, Dionysius folgt alsdann mit den Segnungen des Herbstes.

Doch, um es ausdrücklich zu wiederholen, nur mit gewissem Vorbehalte geben wir besonders denjenigen Betrachtungen hier Raum, die sich, in ganz speziell örtlicher Weise, auf das Vorkommen des betreffenden Schutzheiligen in dem zuletzt erwähnten Städtchen beziehen. Auch wollen wir uns jetzt keineswegs mehr über eine weitere geschichtliche Ansicht auslassen, nach welcher das örtliche Auftreten sämmtlicher hier vorkommender Heiligen, wie auch dasjenige griechisch-römischer Vorgänger, bereits durch das Vorhandensein eines früheren, und zwar celtischen Sonnen- oder Naturkultus bedingt gewesen wäre, in dessen verschiedene Hauptfeste die später eingeführten Ankömmlinge sich nach ihren eigenen, hergebrach-

...en Charakteren zu theilen wußten. Wir brechen daher ab, nicht aber ohne sämmtliche hier aufgestellten Betrachtungen einer weiteren Berücksichtigung und Prüfung gewiegter Forscher anzubieten. Namentlich dürfte der letzte Entscheid in der hier verhandelten Frage eines nicht zufälligen örtlichen Zusammentreffens mythisch verwandter Heiligen noch ganz besonderen Vorschub durch den Nachweis ähnlicher, sorgfältig bestätigter Gruppen in anderen Gegenden erhalten.

Wie aber auch die endliche Erledigung unserer bis jetzt noch zweifelhafteren Punkte ausfallen möge, immer wird schon dasjenige in unserer Abhandlung, was wir bereits mit einer größeren Sicherheit darzubieten hofften, hinlänglich auf die Nothwendigkeit hindeuten, bei mythischem Studium der verschiedenen Gegenden niemals die Forschung nach früheren oder noch bestehenden Ortsheiligen zu umgehen. Wenn nun auch nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen weniger bedeutsame Umstände, wie z. B. der Name eines Gründers oder der Tag der Stiftung die Wahl des einen oder des anderen Heiligen, als himmlischen Schützers, bestimmte, so dürften doch anderseits wieder manche geschichtlich beachtenswerthe Winke aus der angedeuteten Richtung erfolgen. Darum wäre es auch eine gewiß höchst willkommene Gabe, wenn die fleißigen Sagensammler der verschiedenen Länder möglichst vollständige Tafeln mit den Kirchen- Zunft- und Ordensheiligen der ihnen zugänglichen Gegenden veröffentlichen, und nöthigen Falles, alsdann die einzelnen Namen mit einer raschen Charakteristik der betreffenden Oertlichkeiten begleiten wollten. Bereits bekannte Sagen, welche die Herbeiziehung dieses oder jenes Heiligen in ihrer Weise zu erklären suchen, könnten ebenfalls mit kurzen Wor-

ten wiederholt, oder wenigstens mit dem Citat der bezüglichen Stelle in bereits vorhandenen Sagenwerken begleitet werden. Aber, wie angedeutet, schon die blossen Namen dürften in manchem Falle den Forscher zu neuen Untersuchungen und Vergleichungen der verschiedenen Länder und einzelnen Gaue, zu neuen interessanten Entdeckungen hinführen.

X.

Das

Pfingstfest und der Roraffe

im Münster zu Straßburg,

ein

mittelalterliches Sittengemälde und Volksbild,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg.

Innig und unauflöslich verbunden mit den innersten und zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes, gehet ein geheimnißvoller, höchst eigenthümlicher und auffallender, beinahe unbegreiflicher und unerklärlicher Zug durch unser Wesen, der, wie sehr er auch in dem grellsten Widerspruche zu stehen scheinet mit den heiligsten Regungen des menschlichen Geistes und Gemüthes, dennoch wieder, unmittelbar und naturgemäß, aus dem innigsten menschlichen Seelenleben hervorgehet.

Tief liegt in des Menschen Herzen ein namenloses, unendliches Bedürfniß nach Verehrung, nach geistiger Hingebung, Erhebung und Veredlung. Hinein geworfen, wie gewaltsam, von der Natur, in eine Welt, auf welcher Alles um ihn her unauflösbares Räthsel für ihn bleibet und Wunder; hineingeschleudert, ohne sein eigenes Zuthun, in eine Ewigkeit, in welcher er auf einen Augenblick nur erscheinet, um, schon den Augenblick darauf, wieder zu verschwinden, von der irdischen Schaubühne, fühlet der Mensch, in dem tiefsten Grunde seines Gemüthes, ein unnennbares Sehnen, ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Ohnmacht und Dürftigkeit, Hülfe suchend, anzuschließen an eine höhere Macht, deren

der Drachenkampf so gut wie alleinig zum bezeichnenden Momente des erwähnten Heiligen wurde. Das beregte Siegel führt nun Georg auf das Rad geflochten vor. Somit könnte aber dieses Siegelbild auch nach einer Epoche hindeuten, wo die heidnischen Erinnerungen an jenen Sonnen- und Naturkultus, den wir in den nächsten Umgebungen nachwiesen, noch höchst lebendig gefunden wurden und daher — warum sollten wir nicht wenigstens die Möglichkeit aussprechen? — noch ganz besonders im Stande waren die Aufstellung des fraglichen Heiligen an jenem Orte hervorzurufen. Wir läugnen auch nicht, daß es uns etwas auffiel, gerade die namhaftesten Vertreter der drei wichtigsten und kennzeichnendsten Feste eines früheren Sonnenkultus, auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Flächenraume zusammentreffen zu sehen: G e o r g erinnert an die jugendliche, streit- und sieghafte Auferstehung jenes Gestirnes im F r ü h j a h r, J o h a n n e s an die Wirkungen der Sonne in ihrer höchsten s o m m e r l i c h e n Macht und nothwendig darauf erfolgenden Abnahme, D i o n y s i u s folgt alsdann mit den Segnungen des H e r b s t e s.

Doch, um es ausdrücklich zu wiederholen, nur mit gewissem Vorbehalte geben wir besonders denjenigen Betrachtungen hier Raum, die sich, in ganz speziell örtlicher Weise, auf das Vorkommen des betreffenden Schutzheiligen in dem zuletzt erwähnten Städtchen beziehen. Auch wollen wir uns jetzt keineswegs mehr über eine weitere geschichtliche Ansicht auslassen, nach welcher das örtliche Auftreten sämmtlicher hier vorkommender Heiligen, wie auch dasjenige griechisch-römischer Vorgänger, bereits durch das Vorhandensein eines früheren, und zwar c e l t i s c h e n Sonnen- oder Naturkultus bedingt gewesen wäre, in dessen verschiedene Hauptfeste die später eingeführten Ankömmlinge sich nach ihren eigenen, hergebrach-

ten Charakteren zu theilen wußten. Wir brechen daher ab, nicht aber ohne sämmtliche hier aufgestellten Betrachtungen einer weiteren Berücksichtigung und Prüfung gewiegter Forscher anzubieten. Namentlich dürfte der letzte Entscheid in der hier verhandelten Frage eines nicht zufälligen örtlichen Zusammentreffens mythisch verwandter Heiligen noch ganz besonderen Vorschub durch den Nachweis ähnlicher, sorgfältig bestätigter Gruppen in anderen Gegenden erhalten.

Wie aber auch die endliche Erledigung unserer bis jetzt noch zweifelhafteren Punkte ausfallen möge, immer wird schon dasjenige in unserer Abhandlung, was wir bereits mit einer größeren Sicherheit darzubieten hofften, hinlänglich auf die Nothwendigkeit hindeuten, bei mythischem Studium der verschiedenen Gegenden niemals die Forschung nach früheren oder noch bestehenden Ortsheiligen zu umgehen. Wenn nun auch nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen weniger bedeutsame Umstände, wie z. B. der Name eines Gründers oder der Tag der Stiftung die Wahl des einen oder des anderen Heiligen, als himmlischen Schützers, bestimmte, so dürften doch anderseits wieder manche geschichtlich beachtenswerthe Winke aus der angedeuteten Richtung erfolgen. Darum wäre es auch eine gewiß höchst willkommene Gabe, wenn die fleißigen Sagensammler der verschiedenen Länder möglichst vollständige Tafeln mit den Kirchen- Zunft- und Ordensheiligen der ihnen zugänglichen Gegenden veröffentlichen, und nöthigen Falles, alsdann die einzelnen Namen mit einer raschen Charakteristik der betreffenden Oertlichkeiten begleiten wollten. Bereits bekannte Sagen, welche die Herbeiziehung dieses oder jenes Heiligen in ihrer Weise zu erklären suchen, könnten ebenfalls mit kurzen Wor-

ten wiederholt, oder wenigstens mit dem Citat der bezüglichen Stelle in bereits vorhandenen Sagenwerken begleitet werden. Aber, wie angedeutet, schon die bloßen Namen dürften in manchem Falle den Forscher zu neuen Untersuchungen und Vergleichungen der verschiedenen Länder und einzelnen Gaue, zu neuen interessanten Entdeckungen hinführen.

X.

Das

Pfingstfest und der Roraffe

im Münster zu Straßburg,

ein

mittelalterliches Sittengemälde und Volksbild,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg.

Innig und unauflöslich verbunden mit den innersten und zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes, gehet ein geheimnißvoller, höchst eigenthümlicher und auffallender, beinahe unbegreiflicher und unerklärlicher Zug durch unser Wesen, der, wie sehr er auch in dem grellsten Widerspruche zu stehen scheinet mit den heiligsten Regungen des menschlichen Geistes und Gemüthes, dennoch wieder, unmittelbar und naturgemäß, aus dem innigsten menschlichen Seelenleben hervorgehet.

Tief liegt in des Menschen Herzen ein namenloses, unendliches Bedürfniß nach Verehrung, nach geistiger Hingebung, Erhebung und Veredlung. Hinein geworfen, wie gewaltsam, von der Natur, in eine Welt, auf welcher Alles um ihn her unauflösbares Räthsel für ihn bleibet und Wunder; hineingeschleudert, ohne sein eigenes Zuthun, in eine Ewigkeit, in welcher er auf einen Augenblick nur erscheinet, um, schon den Augenblick darauf, wieder zu verschwinden, von der irdischen Schaubühne, fühlet der Mensch, in dem tiefsten Grunde seines Gemüthes, ein unnennbares Sehnen, ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Ohnmacht und Dürftigkeit, Hülfe suchend, anzuschließen an eine höhere Macht, deren

wundervolles Wirken und Walten überall um ihn her und in ihm selbst sich kund giebt. Sehnend, liebend und hoffend blicket er auf zu den Sternen am nächtlich blühenden Himmel, und beseligende Lichtstrahlen strömen, von dort hernieder, in sein Auge und in sein Gemüth.

Ueberall wo jenes tief religiöse Bedürfniß sich geltend macht, entstehet aber auch, in dem Menschen, auf welche Stufe geistiger und gesellschaftlicher Ausbildung ein Volk gelanget sein mag, ein anderes, ebenfalls aus seinem innersten Wesen entstammendes Bedürfniß.

Dem Grundgesetze der menschlichen Natur gemäß, sucht sich jenes allgemeine, rein geistige und ideal-religiöse Gefühl zu concentrieren und zu verkörpern, und eine äußerliche, dem irdischen Auge sichtbare und erkennbare Form zu gewinnen. Vereint mit dem auf ähnliche Weise festgestellten positiven Glauben, entwickelt sich allmählig der Kultus, mit mehr oder weniger in das Auge fallendem Pomp und Gepränge; und an diesem, schon allein in seiner äußern Erscheinung, hänget sofort der menschliche Geist mit all seiner Liebe und Ehrfurcht; heilig wird ihm dann selbst die äußere, rein körperliche Form seiner Gottesverehrung.

Auf diesem neuen Standpunkte angelanget, schwelget nun der menschliche Geist im Vollgenusse des ihm gewordenen beseligenden Glückes. Nichts, keine Einwirkung von Außen, ist im Stande ihm die keusche Reinheit dieses Glückes zu trüben und, lange Zeit hindurch, genüget es ihm vollkommen.

Bald aber nahet eine Zeit wo die äußere Form und Erscheinung sich immer mehr in den Vordergrund dränget, und bei Vielen sogar gänzlich, die Stelle des innern geistigen Lebens vertritt, dem sie, ursprünglich, blos zum körperlichen Gewande und zur schützenden Hülle gedient hatte.

Allein auch dieser Zustand ist nicht von endloser Dauer. Wie lange derselbe auch den menschlichen Sinn gefangen halten mag, immerhin tritt einmal, früher oder später, ein Zeitpunkt ein, wo der Mensch sich seines Zustandes bewußt wird, und wo er sich sehnet, wäre es auch auf Augenblicke nur, sich frei zu fühlen von den Banden die ihn, wenn auch noch so beglückend, beruhigend und beseligend, umfangen. Und sodann ist es gleichsam als schwanke der menschliche Geist, sich selbsten unbewußt, bis er, mit einem Male, überschlägt in einen neuen, seiner bisherigen Verehrung schroff entgegenstehenden und widerstrebenden Zustand, in dem er sich hernach oft mit leidenschaftlicher, zügelloser Ausschweifung ergehet, als könne und müsse er, auf solche Weise, einiges Gleichgewicht zurückführen in seinen schwankenden, unbefriedigenden Zustand. Noch lebet zwar das Gemüth in dem durch jahrhundertjährige Ueberlieferung geheiligten Glauben und Kultus; nicht mehr kann aber der Mensch dem Bedürfnisse widerstehen zeitweise aus sich heraus zu treten, sich selbsten als Gegenstand seiner Beobachtung sich gegenüber zu stellen; und so kömmt dann eine Phase wo der menschliche Geist sich geneigt fühlet zum Spotte und zum Hohne gegen sich selbsten, ja bis zur Verhöhnung dessen was er, bis dahin, als das Erhabenste und Heiligste betrachtet und verehret hatte, und was er sogar immer noch als solches erkennet und verehret.

Tief verborgen schlummert, im menschlichen Herzen, dieser satyrisch-spöttische Grundzug gegen sich selbsten, seine eigenen Gefühle und Gedanken. Mit leidenschaftlicher, maßloser Uebertreibung ergreifet zumal die geistlose Masse des Pöbels diesen ihr unerklärlichen Umschwung der Dinge, und steigert sich sodann bis zur frevelhaftesten Ausschweifung.

Aus dieser Quelle entsprangen, namentlich, im Mittelal-

ter, die berüchtigten Narren- und Eselsfeste, und sämmtliche Volksfeste ähnlicher Art.

Selbst dann aber wieder, wenn, im Innern des Heiligthumes das Volk das bis dahin für Heilig gehaltene und die althergebrachten Gebräuche des Gottesdienstes verspotten und verhöhnen sieht, und seine Rolle mitspielet bei diesem Spott und Hohne; selbst dann noch kehrt es immer wieder zürücke, in gläubiger Einfalt, zu denselben Altären vor denen es, kaum einige Stunden zuvor, sich ergangen hatte in tolliger Lust und bei denen es sich den für die Kirche und ihre Diener beleidigendsten und schmachvollsten Mißbräuchen und Ausschweifungen hingegeben hatte. An derselben Stätte, wo, so eben noch, sein höhnisches Spottgelächter erschallte, sinket es dann aufs Neue nieder in den Staub und bekreuzet sich die Brust mit zerknirschtem, reuigem Herzen.

So sehen wir, namentlich, das Volk, das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch, in jenem in der allgemeinen, vorzüglich aber in der europäisch-christlichen Kirchengeschichte äußerst merkwürdigen und wichtigen Zeitabschnitte: noch gläubig zugleich und doch schon voller Zweifel und Spott; die von den Vätern überlieferten kirchlichen Gebräuche, aus angestammter Gewohnheit, noch verehrend und befolgend, zugleich aber schon dieselben verhöhnend, in einem Athemzuge.

Aus dem so eben bezeichneten, und ganz besonders im fünfzehnten Jahrhunderte vorherrschenden, höchst eigenthümlichen Grundzuge des menschlichen Gemüthes, entsprang auch der namenlose Unfug, welchen, mehrere Jahrhunderte hindurch, der sogenannte Roraffe, alljährlich am Pfingstfeste im Münster zu Straßburg ausübte; so wie auch die nicht weniger auffallenden und oft noch schandbarern Mißbräuche welche, bis gegen Ende des benannten Jahrhunderts, in derselben

Domkirche, bei Gelegenheit der, nach Wimphelings Zeugnisse, in wahrhafte Bacchanalien ausgearteten Nachtfeste, und dann auch wieder am Feste der unschuldigen Kindlein, bei Gelegenheit des Festes der Chorknaben, Statt fanden.

Die beiden letztern Feste sollen einmal späterhin besprochen werden. Für dieses Mal genüge die gewiß höchst merkwürdige Darstellung des Pfingstfestes und des Roraffen im Münster.

Noch ist zwar des Roraffen Name wohl bekannt in Straßburg; längst aber ist seine Geschichte und ist auch seine Bedeutung vergessen und verklungen im Volke. Nur wenige unter unsern Zeitgenossen sind theilweise noch damit vertraut. Und so lohnet es sich denn schon der Mühe das Pfingstfest sammt dem Roraffen im Münster einmal, vorläufig, zum Gegenstande einer in sich abgeschlossenen kleinen Abhandlung zu machen.

I. Das Pfingstfest im Münster zu Straßburg.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche war das Pfingstfest, an welchem der heilige Geist auf die Jünger Jesu herniedergestiegen war, eines der hohen Kirchenfeste. [1])

---

[1]) Bekannterweise war das Pfingstfest dasjenige, welches die Juden, nach den Vorschriften des dritten Buches Mosis an dem fünfzigsten Tage nach Ostern feierten. Der Name kömmt aus dem Griechischen *Πεντηκοστή*, und bedeutet der fünfzigste (Tag, nämlich).

Mehrere Namen waren gebräuchlich bei den Juden um das Pfingstfest zu bezeichnen. Sie nannten dasselbe auch das Fest der Wochen oder das Wochenfest, weil es, am Schlusse der sieben Wochen gefeiert wurde, welche sie von Ostern an zählten. Daher auch hießen sie es oft den Schluß; so viel also als das Schlußfest.

In der heiligen Schrift wird das Pfingstfest auch der Tag oder das Fest der Erstlinge genannt, weil an diesem Festtage die Ju-

Auch in dem Münster zu Straßburg wurde dasselbe, seit urdenklichen Zeiten, mit ungemeinem Pomp und glänzender

---

den die Erstlinge der Früchte im Tempel zum Opfer darbrachten. Andere Male wird das Pfingstfest ebenfalls der Tag der Ernte geheißen, weil man in Palästina, um die Zeit auf welche dieses Fest fiel, das Getreide abzuschneiden und die Ernte einzuholen pflegte. Man weiß, daß den Juden geboten war alljährlich zwei Kuchen, welche aus jungem Weizen gemacht waren, Jehovah zum Dankopfer darzubringen. Diese Kuchen waren gleichsam als die Erstlinge des Brodes angesehen. Es wurde denselben Sauerteig beigemischt; deswegen wurden sie auch nicht auf den Altar gelegt, von welchem der Sauerteig im allgemeinen verbannt war. Der Hohepriester nahm jedesmal einen der Kuchen für sich; der zweite wurde unter die andern Priester vertheilet.

Die Juden feiern das Pfingstfest während zweier Tage, welche sie gleich wie die Ostern festlich begehen; das heißt an welchen sie weder arbeiten noch irgend ein Geschäft besorgen.

Einer von Leo von Modena, in seinem Werke über die Ceremonien der Juden (III Th., 4 Kap.) mitgetheilten Sage zu Folge, hätte Moses den Juden, an dem Tage auf welchen das Pfingstfest fiel, das Gesetz ertheilet, auf dem Berge Sinai. Daher soll der Gebrauch der Juden herrühren, ihre Synagogen und sonstige Lehr- und Lesehäuser, und selbst ihre Wohnhäuser, mit Rosen und Kränzen zu schmücken.

Bei den Christen ist, wie bekannt, das Pfingstfest dasjenige der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel Christi. Auch wurde dieses christliche Fest vielfach mit dem jüdischen verglichen: denn, gleichwie, um Pfingsten, Gott den Israeliten sein Gesetz mitgetheilet hatte, also erhielten auch die Apostel, das Gesetz, als sie an jenem Festtage, nach der Erzählung der Apostelgeschichte, von dem heiligen Geiste erfüllet wurden.

Das Pfingstfest ist jedenfalls eines der ältesten und auf das feierlichste begangenen christlichen Kirchenfeste. Der gewöhnlichen Annahme zu Folge soll sogar der Pfingsttag einer der drei einzigen Festtage gewesen sein, welche die christliche Kirche das erste Jahrhundert hindurch, bis zu Trajans Zeiten, feierte. Diese drei Tage sollen der Sonntag, der Ostertag und der Pfingsttag gewesen sein. In der ursprünglichen Kirche scheint jedoch das Pfingstfest ohne gesetzliches Gebot gefeiert worden zu sein. Erst im Jahre 365, soll es durch die Kirchenversammlung

Feierlichkeit begangen. Bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und ohne allen Zweifel in den frühern Jahrhunderten schon, zählte das Pfingstfest, und zwar doppelt, zu den vierzehn Hauptfesten an welchen der Bischof selbst dem Gottesdienste vorstund und das Hochamt hielt im Chore der Domkirche. Zu zweien Malen, während den Pfingstfeierlichkeiten, am Vorabende des Pfingstsonntages und sodann an diesem Festtage selbst, sang der Bischof in Person die Messe. [1])

Nicht allein für die Bewohner Straßburgs war aber Pfingsten eines der großen Kirchenfeste. Frühzeitig schon war das Pfingstfest, gleich wie die Weihnachten, die vier Frauentage und St. Adolphs-Tag, welcher Letztere der Tag der Einweihung des Münsters war, ein hohes Fest für den ganzen Sprengel des Straßburgischen Bisthums, und wie wir sogleich sehen werden, für das Landvolk ganz ins Besondere; denn, im Elsasse, wie auch sonst in den meisten christlichen Ländern, wurde das Pfingstfest, von dem Volke, als das Eingangsfest zum Sommer, als eigentliches Sommerfest, begangen.

Dieselben Feierlichkeiten die um Weihnachten beobachtet wurden, fanden auch um Pfingsten Statt im Münster.

Zu wiederholten Malen erdröhnte, mit weithin schallendem

---

zu Elvira in Spanien als gesetzlich gebotenes Kirchenfest festgestellt und eingesetzt worden sein. Von jenem Zeitpunkte hinweg wurde es sodann, alljährlich, mit großen Feierlichkeiten begangen und blieb hernach fortwährend, eines der Hauptfeste der christlichen Kirche.

[1]) Man ersah dies, wie Grandidier, (Essai sur la Cathédrale de Strasbourg, S. 378) bezeuget, sowohl aus dem Rituale der straßburgischen Kirche, welches Baldulf, der Sänger des Hohen Stiftes, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts niedergeschrieben hatte, als auch aus dem Directorium Chori welches der Chorherr und Chronickschreiber Friederich Closener, im Jahre 1364, verfaßte.

Schwunge, das Festgeläute sämmtlicher Glocken. Vesper, Metten [1]) und Messen, folgten sich beinahe ununterbrochen. Zahllose Kerzen erleuchteten den Chor und den endlosen Raum der hochgewölbten Bogenhallen der Domkirche. Zur Vesper, zur Metten und zu den Messen, wurden jedesmal, wie um Weihnachten, die zwölf großen Kerzen angezündet auf dem Tramen — wahrscheinlich auf dem Lettner — und die vierzehen Jungfrauen-Kerzen im Chore. [2]) Majestätisch wogte der Orgelsturm hernieder, durch die weiten Gänge, bei jeglichem Gottesdienste; des Abends und in der Nacht hallte er hernieder, aus der im Dunkel verschwindenden Höhe, wie geheimnißvoll anregende Klänge aus einer andern Welt. Des ganzen Tages über, saß der Kreutzer, [3]) mit einem Schüler, [4]) bei dem Kreuze im Münster, und bei ihnen ein Dritter der da die Gläubigen aufforderte, mit lauter Stimme, Unserer Lieben Frauen zu steuern zu ihrem Baue. [5]) Die ganze Nacht über blieb die Kirche offen. Opferknechte wachten ohne Unterlaß, auf daß die Frommen ihre Gebete vollbringen konnten in Ruhe und stiller Sammlung.

---

[1]) Cantus matutinus, deutsch, verdorben und zusammengezogen, mettin, metten.

[2]) „**Item**," — heißt es in der sogleich anzuführenden alten Frauen-Werk-Ordnung, in dem auf das Weihnachtsfest bezüglichen Abschnitte — „**Item**, zu entzündent an dem obende zu vespern, früge zu „metten vnd zu messen die zwelf kertzen vf dem tramen, „vnd die vierzehen junkfrowen kertzen vf dem kore."
Ein Tramen ist ein Balken.

[3]) Der Aufseher welchem die Hut oder die Bewachung des großen Kreuzes anbefohlen war.

[4]) Einem Seminaristen.

[5]) „Der do ruffet: stürent zu dem wercke," heißt es in dem bereits angeführten auf Weihnachten bezüglichen Abschnitte der Ordnung des Frauen-Werkes.

„Zu pfingesten,“ — heißt es in den, in dem Liber specificationum vom Jahre 1351 niedergeschriebenen höchst merkwürdigen Rechten und Gewohnheiten der Amtleute oder Beamten des Frauen-Werkes,[1] — zu pfingesten so entzündet man „die kertzen, vnd sitzet bi dem krütze, in allen wege, „also zu wihenahten vnd git das gantze hochge„zit,[2] one vier, eilfe schillinge zu orgelende, vnd „fünfzehen schillinge das gantze hochgezit zu „stürmende.“

Einer sehr interessanten Stelle zu Folge, welche uns Specklin aufbewahret hat, forderten alljährlich, an jedem Frauentage, im ganzen Sprengel des Bisthums die Priester ihre Pfarrkinder auf, mit folgenden Worten, ihre milden Gaben zum Dombaue darzubringen: „Lieben „fründt, steuren vnser frawen, zu irem baw von Stras„burg, wer ir genad haben wil, es sey gestollen, geraubt „vnd vnfertig gutt, das lege er darin, der hat hiemit ver„gebung der sinden, es ist vnser frawen ein guttes gutt.“

Eben so war der Gebrauch zu Freiburg im Breisgau, daß derjenige Bürger, der, wie man es hieß, mit der Bitte gieng, und das thurmartige Gefäß trug, das bei dieser Gelegenheit an Sonn- und Festtagen in der Kirche herum getragen wurde und den Klingelbeutel begleitete, von Zeit zu Zeit, den althergebrachten einfachen Aufruf wiederholte: „Steiert zu unser Frauen Bau, daß Euch „Gott vergelte, und unsre liebe Frau!“ (H. Schreiber, Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, S. 239.)

[1] Diese äußerst interessante Ordnung des Frauenwerkes ist noch in zwei gleichzeitigen Handschriften des Archives dieser Stiftung vorhanden. In dem Liber specificationum ist dieselbe folgendermaßen überschrieben: „Dis sint alle die reht vnd gewonheit der am„baht lüte des werkes geordent also hie nach geschri„ben stot.“

[2] Hochgezit, jetzt Hochzeit, bezeichnete, im Mittelalter, jegliches Fest im Allgemeinen, hauptsächlich aber die Kirchenfeste. Erst in neuerer Zeit erhielt dieser Ausdruck den nun gebräuchlichen engern und ausschließlichen Sinn. Was man heutigen Tages Hochzeit nennt hieß man im Mittelalter Brunluft.

„Item so git man den opfer knehten, an dem „pfingest tage, zu der naht huten, zwelf husbröte„lin vnd einen kese vnd ein vierteil wines. Vnd „an dem mentage, vnd an dem zistage, vier schil„ling vmbe fleisch. Vnd an dem mentage früge, „zu imbisse, ein vierteil wines, vnd iegelichem ein „brötelin, vnd zu naht imbisse och also vil. Vnd „an dem zinstage och also an dem mentage. Vnd „an der mittewochen früge och ein vierteil wines, „vnd iegelichem ein brötelin. Item man git den „opfer knehten die drie tage, alle tage, zwen „pfennige zu irm lonn.“

Das Pfingstfest war ebenfalls eines der hohen Kirchenfeste bei welchen, den althergebrachten Gebräuchen der Straßburgischen Kirche zu Folge, die Gegenwart des Stiftsherrn nöthig war, welcher die Sängerei besaß, damit das Fest mit all' seiner Feierlichkeit begangen werden konnte. Nach den Rechten und Gewohnheiten des Hohen-Stiftes war der Sänger mit der Aufsicht des Chors und des Gottesdienstes beauftragt, und bei mehrern großen Festen durfte, ohne seine Gegenwart, der Gesang nicht in seiner vollen Pracht ausgeführet werden. [1]) So erzählet Wimpheling von Bischof Ruprecht von Baiern, daß er, im Jahre 1471, als sämmtliche Stiftsherren, der Pest halber, aus Straßburg gewichen waren, ganz eigens in die Stadt sich verfügte um, bei dem Feste der Lichtmesse, des Cantors Stelle im Chor einzunehmen, und sich in des Letztern Chorstuhl stellte, damit der Gottesdienst nicht

[1]) An den hohen Festen wurde der Vor- und Wechselgesang des Magnificat vier Mal gesungen: das erste Mal vor jenem Gesange selbst, das zweite Mal vor dem Gloria patri, das dritte Mal vor und endlich das vierte Mal nach dem Sicut erat. (Grandidier, a. a. O. S. 379.)

gehindert würde. [1]) In Abwesenheit des Sängers, scheint auch der Schatzmeister denselben ersetzt zu haben.

Man ersieht dies aus folgenden zwei Briefen, vom Jahre **1468**, durch deren ersten der Dom Dechant Graf Johann von Helfenstein und der Domherr, Herr Conrad von Busnang, zuerst Herrn Georgen von Geroldseck, den Sänger der Hohen Stifft, einluden nicht zu fehlen am Pfingstfeste; und durch deren zweiten das Capitel, nachdem Herr Georg geschrieben hatte, daß er dem Feste nicht beiwohnen könne, den Herren von Bitsch, als Schatzmeister, einlud und bat des Sängers Stelle zu vertreten. Man ersiehet auch aus beiden Briefen daß das Taufwasser im Münsterbronnen, [2]) alljährlich, um Pfingsten,

---

[1]) Wimphelings Schüler, der Chronickschreiber Maternus Berler von Ruffach erzählet ebenfalls, nach Wimpheling, diesen recht lobenswerthen Zug aus Roberts Leben. „Er," sagt Berler von diesem Fürsten, „Er was ouch solcher demutikeit das er yn synem „alter die statt deß cantor in dem fest unser frowen der „liechtmetz in der hohen stifft erfült, dan die straßburger„sche pristerschafft hand ein gesatzt, wan der cantor nit „gegenwürdig ist das man ettliche hochzittliche gesang „ettlicher großer fest nitt syngen ist. Und als zu dersel„ben zitt die pestilentz regiret und alle thumherren gewi„chen worent, kam er dar gebetten, und stund in den stul „deß cantor, auff das der gottes dinest nitt gehindert „wurde."

[2]) Bis zur Reformationszeit sollen sämmtliche Pfarreien zu Straßburg und alle diejenigen, welche, außerhalb der Stadt, von dem Erzpriesterthum des heiligen Laurentius oder der Münsterkirche abhiengen, das Wasser zur Taufe aus diesem Bronnen bezogen haben. Aus dieser Ursache war dieser Letztere zu Straßburg, bei dem Volke, unter dem Namen der Kindelsbronnen bekannt.

Die Quelle welche das Wasser lieferte soll schon in der heidnischen Zeit, als der heilige Hain die Stätte bedeckte wo jetzt die Münsterkirche so majestätisch gen Himmel strebt, zum Waschen der Opfer gedient haben.

eingesegnet wurde, denn „der touf den man segenen sol" kann doch wohl nicht von der Einweihung des prachtvollen Taufsteines verstanden werden, den Meister Jost Dotzinger, von Worms, der Werkmeister des Münsters, bereits im Jahre 1453 vollendet hatte und welcher bereits den 21. September des genannten Jahres feierlich war aufgestellet worden.

Da es mir nicht leicht möglich wäre einen passendern Schluß zu finden, für diesen Abschnitt meiner Abhandlung, so theile ich hier diese beiden Briefe mit [1]) sammt demjenigen welchen Graf Friederich von Leiningen, der Schulherr oder Scholaster des Hohen Stiftes beifügte, um den Schatzmeister zu bitten des Abends noch, mit ihrem beiderseitigen Kollegen Graf Wilhelmen von Helfenstein, und mit ihm Graf Friederichen selbst, den Nachtimbiß auf des Letztern Stube einzunehmen.

Hier also die Briefe:

„Dem würdigen edelen hern Joergen herren zu „Hohen Geroltzegk, senger etc., vnserm lieben vet„tern vnd öheim.

„Vnser früntlich dienst vor, würdiger edeler lie„ber vetter vnd öheim. Wir bittent vnd begerent „an üch, mit innigem fliß vnd ernst, vnd alß ernst-

Der Münsterbronnen befand sich in der südlichen Abseite, nahe bei dem Portale das aus dem Hofe der Steinhütte in die Domkirche führt. Er bestund bis zum Jahre 1766, wo man denselben mit einer steinernen Blatte bedeckte. Im Jahre 1696 war ein französischer Soldat hinein gefallen und darin ertrunken.

Heutzutage bezieht noch der Bronnen außerhalb des besagten Portales das Wasser aus derselben Quelle.

[1]) Diese Briefe befinden sich in einem aus dem Archive des Hohen Stiftes herstammenden, nur noch theilweise vorhandenen Copialbuche, welches Briefe des Kapitels von den Jahren 1457, 1458 und 1459 enthält, und welches nunmehr im Besitze des Herrn Professor Oppermann sich befindet.

„lich wir yemer künnent, das ir bestellen vnd schaf-
„fen wellent, das die sengerige vnd gottesdienst
„vff dis groß loeblich hochgezyt die pfingsten do vast
„grosses vnd vil an lit, sunder des touffes halb den
„man segenen sol, als ir selbs wol wissent vnd ver-
„stont, nit vnderwegen blibe vnd darinne ansehent
„vnd betrachten vorabe den almehtigen got, sin
„liebe mutter Maria, ouch der würdigen stifft ere,
„das bedunckt vns üch vast wol gebürlich vnd ze-
„tunde sinde, vnd vmb dheines vnwillens halb nit
„vnderwegen zelossen noch gestalt aller sachen ꝛc.
„Datum feria quinta ante festum penthecostes Anno etc. lviij°."

„Johanns graff zu Helffenstein dechan
„vnd Cunradt herre von Bußnang,
„thumherren."

„Domino thesaurario de Bitis."

Vnser früntlich dienst vor, wolgeborner edeler
„lieber vetter vnd öheim. Als habent die würdi-
„gen vnd edelen her Johann graff zu Helffenstein,
„dechan, vnd her Cunradt von Bußnang, thumherre,
„etc. vnsere lieben vettern vnd öheime, dem edeln
„würdigen hern Joergen von Geroltzeck, senger, vn-
„serm lieben vettern vnd öheime etc. geschriben
„vnd ernstlich gebetten die sengerige vnd gottes-
„dienst vff diß loebelich hochgezyt die pfingesten
„lossen für gen vnd zu geschehen. Der hat inen
„daruff geschriben vnd geantwurt als dißer brieff
„hier inn versloſſen lutet ꝛc. Vnd haruff, lieber
„früntlicher vetter, bitten wir, das cappittel, üch gar
„früntlich, mit innigem fliß vnd ernst, üch darzu

„zu schicken vnd uff morn samstag zu Straßburg ze „sin zu prime zyt vnd die sengerige vnd gottesdienst „zu fürdern vnd ze tunde den darinn an ze sehen, al„mehtigen got vnd die würdige jungfrowe Maria „sinn liebe mutter, auch die würdige stifft vnd al„ler unser ere. Vnd wellent diß nit lossen sunderhir „inne tun als wir üch des vnd alles guten vnzwiffe„lich wol getruwen. Das mag üch der almechtig„got vnd sin liebe mutter Maria wol lonen. So „wöllen wir es ouch vmb üch in allen sachen gern „verschulden vnd verdienen. Datum feria sexta ante „penthecostes Anno etc lviij°."

„Das cappittel der hohen
„stifft zu Straßburg."

„Lieber vetter ich bitte üch früntlich mit ernst, „das ir üch noch by disem fritage zu nacht harinn „gen Stroßburg fügen vnd zu nacht imbs by mir „vnd graff Wilhelm von Helffenstein essent, uff „vnser stuben, dann ich vns den nacht ymbs do selbs „bereiten vnd bestellen wil."

„Friderich graue von
„Lyningen schulherre."

II. Der Landleute Zug und Frieden am Pfingstfeste.

Seit urdenklichen Zeiten, war in der Straßburgischen Diözöse der Gebrauch, daß, am Pfingstfeste, das Landvolk, aus allen Theilen des Bisthums, schaarenweise hereinzog nach Straßburg, mit seinen Kreuzen, Fahnen und Reliquien, [1])

[1]) Mit seinem Heilthum (seinen Heiligthümern) wie man im Mittelalter sagte.

heilige Lieder und Hymnen singend, um dem feierlichen Gottesdienste im Münster, und in den übrigen Kirchen der Stadt, beizuwohnen. Viele, wie bereits angedeutet worden ist, brachten sogar die Nächte des Pfingstfestes, — gleichwie es, in alten Zeiten, auch noch an mehrern andern Festen gebräuchlich war, — in der Domkirche zu, in Gebet und in Andacht.

Unwillkührlich erinnern diese Festzüge des elsässischen Landvolkes, um Pfingsten, an die altjüdischen Pfingst- und Ernte-Feste. Sehr wohl wäre es möglich, daß dieselben unmittelbar aus den Letztern hervorgiengen, wenn sie nicht, vielleicht eher noch, als christianisirte Ausklänge ähnlicher Lenz- und Sommerfeste, aus der heidnischen Vorzeit, an die Letzteren sich anschlossen, und, mit vielen sonstigen Ueberbleibseln ursprünglich heidnischer Sitten und Gebräuche, in das Christenthum herüber kamen.

Höchst wahrscheinlich stehen aber auch, andererseits, diese Pfingstzüge der Landleute des Straßburgischen Bisthums, in näherer Verbindung mit der Baugeschichte der bischöflichen Hauptkirche. Höchst wahrscheinlich waren diese Prozessionen, zu gleicher Zeit, auch ein Erinnerungsfest, welches aus den ältesten Zeiten des Münsterbaues herstammte. Vielfache urkundlich bezeugte Merkmale geben dieser Muthmaßung beinahe die Gewißheit einer geschichtlich erwiesenen Thatsache.

Die Einwohner vieler Städte, Flecken und Dörfer des Bisthumes hatten sich gar sehr an dem Straßburgischen Dombaue betheiligt, und sogar, durch vielfältiges Frohnen und Steuern, viel zu dem raschen und erfreulichen Fortgange der Bauten beigetragen. Alle Gläubigen die, an den Tagen welche in den, von Bischöfen, Päbsten, Kardinälen und Erzbischöfen dem Frauenwerke ertheilten Ablaßbriefen, bestimmt waren, mit wahrhaft reuigem Herzen und aufrichtigem Gemüthe, die Domkirche be-

suchten und darin die vorgeschriebenen Gebete vollbrachten; eben so alle diejenigen welche dem Werke, schenkungsweise oder durch Vermächtniß, milde Gaben und Steuern zuwendeten, als Beisteuer zum Münsterbaue, und alle diejenigen welche thätigen Antheil nahmen am Baue, erhielten Ablaß und Vergebung der Sünden. Fernher, aus allen Theilen des Bisthumes, strömten aber auch, bei jedem neuen Aufrufe, unzählige Massen Volkes herbei, um durch Frohnen oder Steuern, den verheißenen Ablaß zu erwerben. Bis aus Oesterreich und Ungarn sogar sollen Fuhrleute gekommen sein die da Steine herbeiführten, zum Dombau, aus Unserer Lieben Frauen Steingrube im Cronthal.

Gegen Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, während Meister Erwin von Steinbach, mit regem Eifer und glücklichem Gedeihen, den Bau seiner majestätischen Vorderseite oder des Thurmes, wie man in älterer Zeit die ganze westliche Façade nannte, [1]) leitete, und wo, nach dem poetischen Ausdrucke des einen der durch Bischof Konrad von Lichtenberg dem Werke ertheilten Ablaßbriefe, „die Kirche Unserer Lieben Frau, wundersam empor sproßte und blühte gen Himmel, gleich einer Blume des Frühlings, und immer mehr die Augen der erstaunten Beschauer entzückte", scheint der uralt hergebrachte Gebrauch der Landleute noch mehr als zuvor in Aufschwung gekommen zu sein.

Um den Dombau zu fördern, hatten Meister und Rath,

---

[1]) Daher rührt auch, zum Theile, der ziemlich allgemein verbreitete Irrthum welcher Erwin von Steinbach den Plan und den theilweisen Aufbau des jetzigen hohen Münsterthurmes, von der Plateform hinweg, zuschreibet. Dieser Letztere wurde erst beinahe hundert Jahre nach des großen Meisters Tod begonnen, und ist, fast bis zum Schlusse der sogenannten vier Schnecken, das Werk des, zu seiner Zeit, nicht weniger als Erwin berühmten Meisters Ulrich von Ensingen.

im Jahre 1308 einen Beschluß gefaßt welcher, das ganze Jahr über, allen denen Frieden zusicherte, welche Steine, Holz, Wein oder Korn führen würden dem Werke zur Hülfe, und durch den, sowohl die Leute, als auch die Pferde und Wagen, in Schutz der Stadt genommen wurden.

J. Wencker hat uns in seiner handschriftlichen Chronick, [1]) den Text dieser Urkunde aufbewahrt. Dort lautet derselbe folgendermaßen:

„Wir Cune von Kagenecke der meister vnd der „rat von Straßburg tunt kunt allen den die die„sen brief gesehent oder gehörent lesen, das wir „guten friden gebent, für vns vnd alle vnsere „burgere, allen den lüten, allen den pferden vnd „allen den wagen, die zu vnser frouen wercke stei„ne, holtz, win oder korn furent, on alle geuer„de, zu vns vnd von vns ze uarende, von aller „hande sache wegen, one tot geuehte. Vnd dez zu „eime vrkünde so hant wir vnserer stette ingesi„gel an disen brief gehenckt, der wart geben am „pfingest obende do man von gotz geburt zalte dri„zehen hundert ior vnd aht jor.“

Das Jahr, oder kurze Jahre hernach, war ein anderer Beschluß ergangen, welcher dieselbe Absicht zum Ziele hatte. Dieser Beschluß, der erkannt wurde als Herr Wetzel Broger Meister war, [2]) ertheilte vollkommenen Frieden, Allen denjenigen welche nach Straßburg kommen würden an

---

[1]) II. Theil, 1 Buch, fol. 106. Ich habe diese Urkunde, vor etlichen Jahren, meinem nun verewigten Freunde, H. Prof. Strobel mitgetheilt, welcher dieselbe sodann, in seiner Geschichte des Elsasses, zum ersten Male, abgedruckt hat.

[2]) Herr Wetzel Broger war Meister in den Jahren 1309, 1312, 1316 und 1317.

einem der vier Frauenfeste oder an St. Adolphs Tag, als am Feste der Kirchweihe des Münsters, um Ablaß zu holen wegen des Münsterbaues. Jeder der zu diesem Zwecke herein kam in die Stadt, an irgend einem der genannten Festtage, genoß von dort an vollständige Sicherheit oder Frieden, wie man damals sagte, jenen ganzen Festtag über, so wie auch zwei Tage zuvor schon und zwei Tage hernach, um ruhig und ungekränkt bis in das Münster und eben so von dort wieder zurück nach Hause kommen zu können. Während solcher Frist war Jedermann frei vor Gericht, diejenigen allein ausgenommen welche wegen Todgefechten verfolgt und diejenigen welche in der Stadt Bann und Strafe verfallen waren. Wegen keiner sonstigen Ursache, Schuld oder Obliegenheit, vermöge keines sonstigen Rechttitels, konnte man, die freien Tage über, vor den Richter belangt, oder sonst verfolgt oder angehalten werden.

Hier übrigens die kurz gefaßte Urkunde selbst die, bald hernach, einer zweiten zu Grund gelegt wurde, welche in näherer Berührung stehet mit dem Gegenstande der vorliegenden Abhandlung.

„Da her Wetzel Broger meister was sint vnsere
„herren meister vnn rat scheffel vnn ammanne vber
„ein komen, swer in dise stat kommet nach appe-
„laße zu den vier hochgeziten vnser vrowen, daz
„der friden hinne haben sol ane tod geuehte zwe-
„ne tage vor vnser vrowen tage vnn zwene taeg
„dar nach, vnn den selben vnser vrowen tag vber.
„Zv glicher wis sol er och friden haben zu sante
„Adolphes tage, vnn zwene tage vor dem selben
„tage, vnn zwene tage dar nach vnn den selben
„sante Adolphes tag vber.„

Der Stette Rehtbuch von 1322 dehnte sodann denselben Frieden, welchen man bis dorthin blos an den vier Frauentagen und an St. Adolphs Tag genossen hatte, ebenfalls auf das Pfingstfest aus, und auf das bekannte Fest der Runtafel oder der Martsche, an welchem sich, alljährlich, der Adel von Straßburg zu Schmaus und Tanz vereinte, und bei welchem, im Jahre 1332, der denkwürdige Kampf zwischen den Zornen und denen von Müllenheim ausbrach von dem die Zünfte Gelegenheit nahmen um sich den Eingang in den, bis dahin, ausschließlich von Adelichen besetzten Stadtrath zu sichern. Um Pfingsten, begann der Frieden am Vorabende des Pfingst-Sonntags, und dauerte hernach die ganze festliche Woche hindurch, bis zum Schlusse des ersten Sonntages nach Pfingsten.

Es mag nicht uninteressant und hier wohl der geeignete Ort seyn die ganze betreffende Stelle aus der Stadt Rechtbuch von 1322 mitzutheilen. Dieselbe lautet folgendermaßen:

Von den friden der landlüte vnn ir giselschefte.

„Swer in dise stat kvmt zv den vier hochgeziten „vnserre vrowen tag, vnn zv sante Adolfes tage, „der sol fride hinne haben zwene tage dar vor vnn „zwene tage dar nach, vnn die selben vnser vro-„wen tage, vnn sante Adolfes tag gerwe, für ge-„rihte, ane tot gevehte, vnn die vz geslagen vnn „die in der stette besserunge sint.“

„Es sol ovch maniglich fride hinne han die pfin-„kest woche, vnn sol der fride an gan, an dem „pfinkest abende fruege, vnn sol wern den pfinkes-„tag vnn die woche gantz vnze an den sunnentag nach „dem pfinkestage, vnn denselben svnnentag gerwe.

„Zv gelicher wise sol ovch maniglich fride han die
„runtauele, der fride gat an dem sunnentage frue-
„ge an, so man vier wochen vleisch gisset nach dem
„oster tage, vnn wert die woche gantz vnze an den
„sunnentag dar nach, vnn den selben sunnentag
„gerwe, für gerihte, ane tot gevehte, vnn die vz
„geslagen, vnn die in der stette besserunge sint.
„Wurt aber jeman siech, wunt oder verfert, oder
„sin ros, oder sin pfert, in disen vor geschriben
„vriden hinne, die sülnt in dem selben vriden hinne
„sin vnze sv genesent ane geverde. Vnn sint dise
„vriden also zv verstande das nieman den andern
„an grifen sol mit gerihte sin lib noch sin gut,
„vmbe deheine schulde noch gelübde. Vnn wer
„vnser burger das breche der bessere drizig schil-
„linge dem rate, vnd sol jenen ledig lazen des ge-
„rihtes. Tvnt aber vnser burger deheine ander
„vnfuge ane gerihte, wurt das claget, so sol es
„meister vnn rat rihten nach den schulden als er
„danne getan het, vnn bessert doch von des friden
„wegen nvme dann drizig schillinge."

Dieses Friedens der allen denjenigen zu Theil wurde welche, auf die benannten Festtage, in die Stadt kamen um den Ablaß im Münster zu erlangen, geschieht auch Meldung, in dem bereits angeführten Liber specificationum des Frauenwerkes vom Jahre 1351, in welchem gleich auf dem ersten Blatte des Werkes Freiheiten aufgezählet werden. Dort heißt es wie folget:

„**Dis ist des werkes friheit**"

„Wer in die stat zu Strozburg kumet zu den vier

„hochgeziten vnser frowen, vnd zu sant Adolfs tag,
„der sol friden haben für geriht zwen tage darvor
„vnd zwen dor nach, vnd die selben vnser frowen
„tag, vnn sant Adolfes tag gantz, es si danne to
„gesehte, oder vz geslagen were, oder der an der
„stette besserunge were.

„Es sol och glicher wis mengelich friden haben
„zu pfingesten, vnd sol der fride ane vohen an dem
„pfingest abende fruge, vnd sol weren den pfingest
„tag vnd die gantzen pfingest wochen vntz an den
„sunnentag, noch dem pfingest tag, vnd den selben
„sunnentag gerwe.

„Es sol och mengelich friden han durch das jore
„vnd alle zit, der mit wägenen oder mit karchen
„stein füret dem werke.“

Von dieser Zeit hinweg, wo der von dem Stadtrathe ertheilte Frieden auch auf die Pfingstfeste ausgedehnet worden war, strömte alljährlich ein zahlloses Volk in die Stadt, herein und zog sodann von Kirche zu Kirche, hauptsächlich in die prachtvolle Mutterkirche des Bisthums. Des ganzen Tages über, während der Pfingstwoche, bis tief in die Nacht, sah man überall die langen Prozessionen der Landleute durch die Straßen wallen, und von Gasse zu Gasse hörte man, beinahe ohne Unterlaß, ihre Lobgesänge und Litaneien ertönen.

Nach dem Hochamte, oder vielleicht je nach der Zeit um welche die Landleute herein gekommen waren in die Stadt, zogen dieselben sodann, aus dem Münster, mit blinkenden Kreuzen und fliegenden Fahnen, vor Unser Lieben Frauen Haus, um den sogenannten Pfingstpfenning dort abzuholen. Uralt hergebrachten Gebräuchen zu Folge theilte hernach der Schaffner den Einwohnern gewisser Städte und Dörfer, eine

bestimmte Geldsumme aus, den Einen mehr, den Andern weniger, je nachdem es die Ueberlieferung und die Gewohnheit festgesetzt hatten; ohne Zweifel, je nachdem die verschiedenen Ortschaften, vor Zeiten, mehr oder weniger bedeutende Beihülfe geleistet hatten am Dombau.

Die schon zu zweien Malen angezogene Ordnung von 1351, welche die Rechte und Gewohnheiten der „Ambaht lüte“ (Beamten) des Frauen Werkes aufzählt, enthält hierüber folgende merkwürdige Bestimmungen. Dort heißt es also:

„Diz sind die dörfer den man zu pfingesten pfennige git.“

„Item zu dem ersten den von Kestenholtze fünf „schillinge. Item den von Scherwilr fünf schil„linge. Item den von Berse [1]) fünf schilling. Item „den edel lüten von Geyspoltzheim fünf schillinge, „vnd den geburen ovch fünf schillinge. Item den „von Düngesheim bi Mutziche fünf schillinge. Item „den von Baldeburne [2]) fünf schillinge. Item den „von Westhofen fünf schillinge. Item den von Dan„kratzheim fünf schillinge. Item den von Wangen „fünf schillinge. Item den von Marley [3]) fünf „schillinge. Item den von Wahsselheim fünf schil„linge. Item den von Ensheim fünf schillinge. „Item den von Mutziche fünf schillinge. Item den „von Mollesheim fünf schillinge. Item den von „Epfich fünf schillinge. Item die von Bergsbü„tzenheim fünf schillinge. Item den von Flerburge „zwene schillinge. Item den von Bibelnheim zwene „schillinge. Item den von obern Ehenheim einen

[1]) Börsch. [2]) Ballbronn. [3]) Marlenheim.

„schillinge. Item den von Witbruch einen schil-
„linge, so eht sü einen bovm bringent."

All diese Gebräuche zeigen an, daß das Pfingstfest, jedenfalls, eines der Hauptfeste war zu Straßburg, für das ganze Bisthum, hauptsächlich aber für die Bewohner des bischöflichen Landes längs der Breusch hin, für diejenigen einiger Ortschaften gegen Schlettstadt und Zabern zu, und einiger andern aus der Umgegend von Straßburg selbst.

III. Die Roraffen an der Orgel.

Unten an der Orgel im Münster, wahrscheinlich an der herabhängenden Spitze, an dem sogenannten Orgelfuße, waren, ehemals, die Bilder, wie es scheint, zweier affenartigen Figuren angebracht, welche mit Hülfe der Blasbälge in Bewegung gesetzt werden konnten. Ihre Kunststücke scheinen hauptsächlich darin bestanden zu haben, daß sie die Mäuler weit aufsperrten und dann wieder zuschlossen, gleich als gähnten sie aus Herzensgrund. Vermuthlich waren diese Figuren auch auf solche Weise angelegt, daß sie noch andere Bewegungen und Gestikulationen, etwa mit den Armen, machen konnten. Es dürften dieselben wohl von der Zahl jener phantastisch monstruösen, halb thier- halb menschenartigen Bilder gewesen seyn, wie man deren überall, an den mittelalterlichen Kirchen, und an dem straßburgischen Münster zumal, trifft. Sie waren ohne Zweifel, von der Art, wie die noch vorhandene, ehemals für den Werkmeister des Lettners ausgegebene ungethümartige Figur, oben an dem großen Pfeiler welcher die Kuppel trägt gegen Süden; wie die, ebenfalls noch vorhandene, gleicherweise für den Werkmeister gehaltene, gegen dem Münsterthurme schauende und auch monstruöse Figur auf dem Kamine des Eckhauses der Bruder-

hofgasse und des ehemaligen Oelgäßleins — heutigen Tages das Himmelreich-Gäßchen — in welchem Hause, merkwürdig genug, die Münsterwerkmeister bis zu Erwins Zeit gewohnt hatten; und wie noch mehr andere ähnliche Figuren.

Diese Bilder nun hieß man, seit alter Zeit, ich weiß nicht aus welcher Ursache, die Roraffen an der Orgel.[1]) In den meisten Texten ist die Rede von den Roraffen, also wenigstens von zwei Figuren. Oft aber auch blos von dem Roraffen; also wie von einer einzelnen Figur. Aus

[1]) Woher wohl diese sonderbare Benennung hergerührt haben mag, wüßte ich vorerst nicht mit zuverlässiger Gewißheit zu erklären. Vielleicht kam es daher daß jene, ohne allen Zweifel, aus Holz geschnitzten Bilder durch starke, wahrscheinlicher Weise durch Rohre bis zu ihnen gehende Drathe, in Bewegung gesetzt wurden.

Diese affenartigen, unter dem Namen die Roraffen bekannten Figuren, sind nicht zu verwechseln mit zwei andern Statuen, welche sich noch heutigen Tages unterhalb der Orgel, auf Postamenten, an der Mauer, zu beiden Seiten des Orgelfußes befinden.

Zur Linken des Beschauers stehet ein Stadttrompeter, in kurzem rothbraunem kriegerischem Kleide, mit rother Kopfbedeckung, mit roth und weiß in den Stadtfarben prangenden Beinkleidern, mit einer Trompete, von welcher ein langes Tuch herniederhängt, auf welchem die Mutter Gottes gemahlt ist mit dem Kinde, mit ausgereckten Armen, wie auf der alten Stadtfahne. Diese erste Figur ist schlank und jugendlich, elegant und halb kriegerisch gehalten in der Kleidung. Sie durfte wohl einen sogenannten Stadtpfeifer oder Stadttrompeter darstellen.

Zur Rechten stehet ein älterer, bärtiger und kräftig gebauter Mann, in langem blauem Ueberkleide, rechts mit einer Tasche versehen auf welcher seine Rechte ruhet; in der Linken einen Stab oder ein zusammengerolltes Papier haltend.

Beide Statuen wurden ehemals durch Räder- und Drathwerke, von der Orgel aus, in Bewegung gesetzt. Der Trompeter führte dann sein Instrument zum Munde und hernach wieder vom Munde hinweg,

einer Stelle in Dr. Heckhelers handschriftlichem Werke über den straßburgischen Münster, ersiehet man ferner daß dieser Roraffe,,ehmals, auch unter dem Namen des Bretstellenmannes bekannt war. [1]) Uebrigens ließe sich der so eben berührte scheinbare Widerspruch, vielleicht ganz einfach, dadurch erklären und heben, daß zwar zwei solcher affenartigen Figuren an der Orgel sich befanden; daß man aber auch oft von dem Roraffen sprach als von einer in sich abgeschlossenen, individuellen Persönlichkeit. Auf diese Weise und sprichwörtlich redet, namentlich, der berühmte Domprediger Dr. Geiler

---

gleich als bliese er. Der Mann rechts, den Grandidier, wohl irrigerweise, als einen Meistersänger bezeichnet, (S. 281.) schlug den Takt mit seinem Stäbchen oder mit seiner Papierrolle.

Auch der ebenfalls noch vorhandene Simson, unten an dem Orgelfuße, wurde ehemals, auf gleiche Weise wie die beiden so eben beschriebenen Figuren, in Bewegung gesetzt, und riß sodann taktmäßig dem Löwen den Rachen auf.

Unten an der Console welche Simson trägt sammt dem Löwen sind musicirende Engel angebracht; an jeder Console der beiden andern Statuen aber zwei Figuren die zu streiten scheinen.

Sämmtliche Bildwerke stammen, nebst dem Orgelgehäuse, vom Jahre 1489 her. Schon zu Grandidiers Zeit aber gieng das Räderwerk nicht mehr.

Auf dem noch vorhandenen gemalten Original-Aufrisse, nach welchem die Orgel, im besagten Jahre, durch Friederich Krebser von Anspach, erbaut wurde, findet sich von all' diesen Bildern blos Simson mit dem Löwen vor.

[1]) Unter den Merkwürdigkeiten an der, wie Dr. Heckheler mit vollem Rechte sie rühmet, fürtrefflichen Orgel, zählt er zuerst: „darunter 1) den Bretstellen Mann sonsten Rohraff genannt." (S. 98.)

Eben so zählt schon Schadäus unter den ehemals sogenannten Wortzeichen im Münster, welche man den Fremden wies: „den Rhoraffen vnder der Orglen." (S. 76.)

Auf gleiche Weise auch Künast, in seinem handschriftlichen Werke „Argentoratum sacro profanum: der Rohr-Aff unter der Orgel."

von Kaisersberg, in seinen Predigten, sehr oft von dem Roraffen und den Roraffen.

Wie dem nun gewesen sein mag, so viel ist sicher daß diese sogenannten Roraffen zu gewissen Zeiten und Tagen ihre Kunststücke zum Besten gaben. Man ersieht dies aus einem Texte des Mathematikers Dasypodius auf welchen ich bald zurückkommen werde. Es läßt sich leicht begreifen, daß schon allein das fortwährende Auf- und Zusperren der rachenartigen Mäuler dieser Affen, durch die ununterbrochene Bewegung und das hiedurch verursachte Geklapper, keineswegs geeignet war die Andacht der Gläubigen, unten im Schiffe, zu mehren, sondern vielmehr deren Auge und Ohr oft mehr als der Gottesdienst, in Anspruch genommen haben mag; was sodann der guten Leute Frömmigkeit durchaus nicht zu Statten kommen konnte und zu vielfachen Störungen des Gebetes und Gottesdienstes Anlaß geben mußte. Ja selbst die Stiftsherren und Geistlichen im Chore, scheinen sogar oft mehr hinauf geschaut zu haben zu den Roraffen an der Orgel als auf den Altar und in das Breviarium, und durch das gedankenlose Anschauen des einförmigen Aufreißens und Zuschließens der Affenmäuler, selbst zum Gähnen angereizet worden zu seyn. Dr. Geiler von Kaisersberg, welcher gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, dem armen Roraffen hart zusetzte, sagt einmal in einer der Predigten welche er über seines würdigen Freundes, Dr. Sebastian Brants Narrenschiff im Münster hielt, strafend von den Stiftsherren: „Die siebent Schell der Chor„narren ist schweigen vnd gienen oder dem Ror„affen zusehen." In mehrern andern alten Texten ist die Rede von Prälaten welche, statt Antheil zu nehmen an dem Gottesdienste im Chore, blos damit die Zeit zubringen

träumend hinauf zu gaffen und zu starren zu den Roraffen an der Orgel und mit ihnen zu gähnen um die Wette. Von diesen hieß es deswegen spottweise, daß sie dadurch ihre Pfründen verdienten. [1])

Bemerkenswerth ist auch ferner, daß diese sogenannten Roraffen nicht erst an der Orgel, welche im Jahre 1489 verfertiget wurde und in das sechzehnte Jahrhundert hinüber reichte, angebracht wordeu waren, sondern daß sie sich offenbar schon an den ältern Orgeln vorgefunden haben müssen. Jedenfalls reichet der Ursprung dieser Roraffen oder des Roraffen an der Orgel bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und namentlich über das Jahr 1352, zurück. Es erhellet dies aus einem alten Liede von dem Streite des Roraffen an der Orgel mit dem Hahnen oder Göcker oben auf der, in dem letztgenannten Jahre verfertigten ältesten Münsteruhr. Dasypodius dessen, in seinem Berichte über die, im Jahre 1571 begonnene berühmte astromische Uhr, als eines gar alten Liedes gedenket, und in welchem der Roraffe als der ältere bezeichnet wurde. [2])

Es ist demnach gewiß daß diese Roraffen jedenfalls schon an der, im Jahre 1327 durch Meister Claus Carle den Stadt-

---

[1]) So heißt es, u. a., in zweien von Scherz aus den Glossarien Schilters und Frischs entlehnten und in seinem eigenen Glossarium (S. 1316) angezogenen Stellen: „Da werden pfruinden wol verdient so man den rohraffen zu gient" (gähnt); und dann wieder: „solche canonici schweigen vnd gienen im chor oder sehen den rohraffen zu."

Auch diese zwei Texte, wenn mich die Erinnerung nicht trügt, sind aus Dr. Geilers Predigten gezogen.

[2]) Siehe diesen Bericht in Schilters Anmerkungen zu Königshovens Chronik, S. 575.

Werkmeister verfertigten Orgel, sich befunden haben; nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie, auch hier schon, blos als eine Wiederholung oder Nachbildung ähnlicher Figuren wieder erschienen, welche bereits die frühern Orgeln von 1260 und 1290 geziert haben mochten. Dafür sprechen das überall als uralt bezeichnete Vorhandensein der Roraffen unten an der Orgel, und die historisch erwiesene Thatsache, daß sie Jahrhunderte hindurch das Vorrecht genossen, die Einwohner Straßburgs und die Fremden welche das Münster besuchten zu ergötzen durch ihr Gähnen und Klaffen. Dafür spricht auch fernerhin das bereits angeführte von Dasypodius als *ein gar altes* bezeichnete Lied, und die festbegründete und dauerhafte Popularität des Roraffen zu Staßburg, wo noch heutzutage sein Name, wenn auch nicht seine eigentliche Bedeutung, ziemlich allgemein bekannt ist. [1])

Das Lied selbst glaube ich, mich zu erinnern einmal in meiner Jugend in Händen gehabt zu haben. In neuerer Zeit jedoch ist es mir, leider! nirgends mehr vorgekommen. All meine Nachforschungen, dasselbe irgendwo aufzufinden, sind bis dahin fruchtlos geblieben. Gerne hätte ich es, als Anhang, am Schlusse dieser kleinen Abhandlung, beigegeben.

[1]) Der Roraffe spielte, in der That, eine bedeutende Rolle im straßburgischen Volksleben. Die ältern Dichter zumal lassen ihn häufig auftreten in ihren Gedichten. So, zum Beispiele, legte der Verfasser der alten Reime, die ehmals in der Zunftstube der Bäcker, unter den auf die Eroberung des Schlosses Waffelnheim bezüglichen Bildern, sich befanden, dem Herrn des Schlosses folgende zwei Verse in den Mund:

„*Hett ich den Rohraffen schlaffen lohn*
„*So wehr min Schloß ganz bliben stohn.*"

Eben so ließ auch der Roraffe seine Stimme vernehmen, warnend und drohend, in zwei Gedichten aus der Zeit des unseligen bischöflichen Krieges von 1592. In vielen andern ist ebenfalls von ihm die Rede.

Allbekannt und allbeliebt war, in der That, bei unsern Vorfahren, der Roraffe und sein dreistes, selbst in dem Gotteshause zu schallendem Lachen regendes Treiben. Am Pfingstfeste namentlich herrschte er lange Zeit hindurch im Münster, nicht allein über das von nah und fern herbeiströmende Landvolk, sondern selbst über die Geistlichen im Chore. Mehr denn einmal übertönte seine gellende Stimme den Kirchengesang der Stiftsherren, in Begleitung von dem schetternden Gelächter des Volkes unten im Schiffe.

Am Pfingstfeste, ganz ins Besondere, trat der Roraffe auf in seiner vollen Glorie und genoß, längere Zeit hindurch, ungetheilt seines wohlerworbenen Ruhmes, bis nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Hahn auf der Uhr ihm, doch auf einige Zeit nur, das Reich streitig machte im Münster.

Bevor ich also des Roraffen Treiben am Pfingstfeste erzähle, mag ein Wort über seinen berüchtigten Streit mit dem Hahnen hier, an geeignetem Orte, mit einfließen.

IV. Des Roraffen und des Hahnen Streit.

Es war eine lustige, viel bewegte Zeit als noch der Roraffe als unumschränkter Herrscher waltete im Münster, über die fröhliche Laune des Volkes im Schiffe drunten. Wie oft erschallte nicht lautes, helles Gelächter zu ihm hinauf aus der Kirche und rauschender Beifall! Auch freute sich nicht allein

---

Auch auf sonstige Weise wurde zu Straßburg des Roraffen Andenken bewahrt. Ebenso befand sich noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts, unter den alten Kanonen und Büchsen im ehemaligen Zeughause zu Straßburg: „ein Scharff-Metzer der Rohraff genannt, darauff ein Männlein zum Absehen stund.“ So war, u. a. unten in der sogenannten Klein-Stadelgasse ein Haus, welches ehemals zum Roraffen geheißen wurde.

der Roraffe selbst, alljährlich wenn Pfingsten wieder nahte. Viele sehnten sich mit ihm und so sehr als er nach der Wiederkehr des theuern Festes, und freueten sich im Voraus auf die Späße und Possen welche er wieder treiben würde, zur Abwechslung mit dem an jenem Feste beinahe ununterbrochen fortdauernden Gottesdienste in der Domkirche. Viele freuten sich, jedes Jahr aufs Neue mit ihm, die Landleute wieder emporschauen zu sehen zur Orgel, in ihrer heiligen Einfalt, mit ihren dumm verblüfften und verdutzten Gesichtern, mit so weit geöffneten Mäulern als dasjenige des Roraffen selbst, und mit ihren vor Erstaunen rund aufgeblasenen Nasen.

Anders sollte es aber werden als einmal der Göcker oder Guller stolz prangend droben stund bei der pracht- und wundervollen Uhr. Da mußte selbst der Roraffe die bittere Erfahrung machen daß des Volkes Gunst nicht länger währet als, wie das alte Sprichwort sagt, als Frauenlieb und Aprillenwetter, und daß eben keine Regierung ewig dauert auf Erden.

Von dort hinweg war es dann jedesmal ein Rennen und Jagen im Münster, wenn Mittag nahte; und, zu seinem endlosen Aergernisse mußte der Roraffe selbst es mit ansehen wie Alles dem Hahnen zulief, ohne nur zu ihm mehr hinaufzublicken, gleich als hätte es niemals einen Roraffen gegeben an der Orgel!

Schön war es aber auch zu sehen und wundersam wenn es zwölfe schlug auf der Uhr, und die drei Könige aus Morgenland sich ehrerbietig verneigten vor der Jungfrau mit dem Kinde; schön war es wenn die Cymbalen ertönten; und erst dann noch wenn, nach dem es Zwölfe geschlagen, der Göcker den Hals ausreckte und mit den Flügeln schlug, und hernach krähte, einem lebendigen Hahnen gleich, daß es weithin nachhallte

und nachschallte die ganze Kirch entlang, und daß Alle sich nicht genugsam darob verwundern konnten. Wen hätten auch all' diese Herrlichkeiten nicht in gerechtes Erstaunen gesetzt und in Bewunderung, da ähnliches niemals zuvor weder gesehen noch gehöret worden war im Münster!

Doch dem armen Roraffen droben an der Orgel, wurde es wehmüthig ums Herz als er sich, mit einem Male, so verlassen sah und vergessen, von der neugierigen Menge, die er, so lange Zeit hindurch, belustiget und ergötzet hatte mit seinen Späßen und Bewegungen. Wer könnte es ihm auch verargen, daß der schnöde Undank Derer die ihm, noch vor Kurzem, ihre ungetheilte Gunst zugemessen hatten, ihm nun schwer zu Herzen gieng und tief in die Seele schnitt! Zogen jetzt doch Alle an dem ehemals so hoch Bewunderten eilfertig vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, der Uhr zu, um sich dort zu erlustigen an dem eintönigen Gekrähe eines einfältigen, gemeinen Gullers!

So aber war, damals schon wie heute, der Gang der Welt. Der gute Roraffe mochte gähnen und schreien so sehr er auch wollte, und den Rachen aufreißen so weit er nur konnte: all' seine Mühe war vergebens. Dem Hahnen lief Alles zu, und dieser genoß nun, in vollem Maße, das trügerische Glück der Aprillenblüthe der Volksgunst.

So leichten Kaufes jedoch konnte der Roraffe nicht einwilligen, nach so lange besessener alleiniger Herrschaft, von einem Tage zum andern, Krone und Szepter niederzulegen, oder doch wenigstens die bis dahin ausschließlich genossene Huldigung des Volkes zu theilen mit einem verhaßten, Hahne!

Laut schrie er hernieder von der Orgel zu der Menge und beklagte sich bitterlich über den ihm nun, so unverdienter Weise, zu Theil gewordenen schwarzen Undank! Gewaltig und ohne

allen Rückhalt schmälte er herab auf den abgeschmackten Göcker am Uhrwerke. Nicht aber wollt' es ihm frommen! Vergessen waren, für einige Zeit wenigstens, von der wetterlaunigen Menge, die zahllosen frohen Stunden welche er dem damaligen Geschlechte und schon dessen Vorfahren gegeben hatte. Heißt es doch schon seit lange her: Sic transit gloria mundi!

Nichts half ihm all sein Schmählen, Schimpfen und Brüllen; nichts all sein Klagen über die unverzeihliche Ungerechtigkeit der Menschen und die Unbeständigkeit alles irdischen Glückes und Ruhmes!.... Ruhig krähte der Guller fort, auf seinem Thürmchen droben, unbekümmert um des schwer Gekränkten Zorn und Wuth. Nicht unwürdiger Weise war ihm selbst ja des Volkes Gunst geworden, und verächtlich sogar ließ er sich, eines Tages, gegen den zürnenden Affen vernehmen: es stehe dem Volke gänzlich frei und jedenfalls stehe ihm besser an das prachtvolle Uhrwerk mit der Mutter Gottes und den drei Königen zu bewundern, und sodann auch seinem täuschenden Gesange zuzuhören, als eines veralteten sündhaften Witzboldes affigen Bewegungen und abgedroschenen Späßen zu lauschen, und sich an dessen, nur allzu oft plump-derben Ausgelassenheiten zu ergötzen ...

Furchtbar geriethen die zwei an einander, die erstaunte Menge auffordernd den Streit zu entscheiden durch ein volksthümliches, schiedsrichterliches Urtheil.

Niemand aber, drunten im Münster, getraute sich den Kampf zu schlichten, weder zu Gunsten des Affen noch zum Vortheile des Hahnen. Weder der große noch der kleine Rath, ungeachtet all' ihrer Weisheit und Fürsichtigkeit, waren erleuchtet und muthig genug um das Urtheil zu fällen zwischen den zwei erzürnten Gegnern.

Und so geschah es denn, am Ende, daß des Roraffen

und des Hahnen Streit, dem Scharwächter am Scharwächterhause heimgewiesen wurde, solchen Kampf hinzulegen und zu schlichten. [1])

Aber selbst dieser getraute sich nicht, trotz all' seiner Salomonischen Weisheit und Gerechtigkeit, ein vollgültiges Endurtheil auszusprechen, obgleich er, von dort hinweg, Jahrhunderte hindurch bewegungslos da stund am Scharwächterhause und sich darauf besann und nichts anderes mehr sinnen und denken konnte.

Und so kam es dann schließlich daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwischen dem Guller und dem Roraffen unentschieden geblieben ist, und daß Niemand gefunden wurde der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug gewesen wäre, um die jenem Streite zu Grunde liegende äußerst schwierige und verwickelte Rechtsfrage zu lösen.

---

[1]) Dasypodius, in seinem bereits erwähnten Berichte, gedenket folgendermaßen des Roraffen- und des Hahnen Streit, in dem auf das erste Uhrwerk von 1352 bezüglichen Abschnitte (S. 575):

„Von diesem Werck," sagt Dasypodius „haben wir gantz „und gar nichts können haben, von wegen des, daß alles „zu viel alt und rostig war, und in äussersten Abgang „kommen, außgenommen der alte Göcker oder Han, wel„cher sehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt ist, und „zur selbigen Zeit auch ein seltzam Wunderding gewesen, „daß ein Han also krähen solte, welches bezeugt ein gar „altes Lied von dem Hanen im Münster, und dem Rhor„affen, in welchem der Rhoraff als der älter ist gewe„sen, sich beklagt, es laufe ihm niemand mehr zu, ihm „und seim Thun, das dazumahl auf gewisse Tag bräuch„lich war zu sehen, sondern jederman lauffe zu diesem „Hanen, und wolle sein Hanengeschrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, so zwischen dem „Hanen und Roraffen entstanden, dem Scharwächter am „Scharwächterhauß heim gewiesen, der solchen Kampff „und Streit hinlegen und richten solte."

Werkmeister verfertigten Orgel, sich befunden haben; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie, auch hier schon, blos als eine Wiederholung oder Nachbildung ähnlicher Figuren wieder erschienen, welche bereits die frühern Orgeln von 1260 und 1290 geziert haben mochten. Dafür sprechen das überall als uralt bezeichnete Vorhandensein der Roraffen unten an der Orgel, und die historisch erwiesene Thatsache, daß sie Jahrhunderte hindurch das Vorrecht genossen, die Einwohner Straßburgs und die Fremden welche das Münster besuchten zu ergötzen durch ihr Gähnen und Klaffen. Dafür spricht auch fernerhin das bereits angeführte von Dasypodius als ein gar altes bezeichnete Lied, und die festbegründete und dauerhafte Popularität des Roraffen zu Staßburg, wo noch heutzutage sein Name, wenn auch nicht seine eigentliche Bedeutung, ziemlich allgemein bekannt ist. [1])

Das Lied selbst glaube ich, mich zu erinnern einmal in meiner Jugend in Händen gehabt zu haben. In neuerer Zeit jedoch ist es mir, leider! nirgends mehr vorgekommen. All meine Nachforschungen, dasselbe irgendwo aufzufinden, sind bis dahin fruchtlos geblieben. Gerne hätte ich es, als Anhang, am Schlusse dieser kleinen Abhandlung, beigegeben.

[1]) Der Roraffe spielte, in der That, eine bedeutende Rolle im straßburgischen Volksleben. Die ältern Dichter zumal lassen ihn häufig auftreten in ihren Gedichten. So, zum Beispiele, legte der Verfasser der alten Reime, die ehmals in der Zunftstube der Bäcker, unter den auf die Eroberung des Schlosses Wasselnheim bezüglichen Bildern, sich befanden, dem Herrn des Schlosses folgende zwei Verse in den Mund:

„Hett ich den Rohraffen schlaffen lohn
„So wehr min Schloß ganz bliben stohn."

Eben so ließ auch der Roraffe seine Stimme vernehmen, warnend und drohend, in zwei Gedichten aus der Zeit des unseligen bischöflichen Krieges vorr 1592. In vielen andern ist ebenfalls von ihm die Rede.

Allbekannt und allbeliebt war, in der That, bei unsern Vorfahren, der Roraffe und sein dreistes, selbst in dem Gotteshause zu schallendem Lachen regendes Treiben. Am Pfingstfeste namentlich herrschte er lange Zeit hindurch im Münster, nicht allein über das von nah und fern herbeiströmende Landvolk, sondern selbst über die Geistlichen im Chore. Mehr denn einmal übertönte seine gellende Stimme den Kirchengesang der Stiftsherren, in Begleitung von dem schetternden Gelächter des Volkes unten im Schiffe.

Am Pfingstfeste, ganz ins Besondere, trat der Roraffe auf in seiner vollen Glorie und genoß, längere Zeit hindurch, ungetheilt seines wohlerworbenen Ruhmes, bis nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Hahn auf der Uhr ihm, doch auf einige Zeit nur, das Reich streitig machte im Münster.

Bevor ich also des Roraffen Treiben am Pfingstfeste erzähle, mag ein Wort über seinen berüchtigten Streit mit dem Hahnen hier, an geeignetem Orte, mit einfließen.

IV. Des Roraffen und des Hahnen Streit.

Es war eine lustige, viel bewegte Zeit als noch der Roraffe als unumschränkter Herrscher waltete im Münster, über die fröhliche Laune des Volkes im Schiffe drunten. Wie oft erschallte nicht lautes, helles Gelächter zu ihm hinauf aus der Kirche und rauschender Beifall! Auch freute sich nicht allein

---

Auch auf sonstige Weise wurde zu Straßburg des Roraffen Andenken bewahrt. Ebenso befand sich noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts, unter den alten Kanonen und Büchsen im ehemaligen Zeughause zu Straßburg: „ein Scharff-Metzer der Rohraff genannt, darauff ein Männlein zum Absehen stund." So war, u. a. unten in der sogenannten Klein-Stadelgasse ein Haus, welches ehemals zum Roraffen geheißen wurde.

der Roraffe selbst, alljährlich wenn Pfingsten wieder nahte. Viele sehnten sich mit ihm und so sehr als er nach der Wiederkehr des theuern Festes, und freueten sich im Voraus auf die Späße und Possen welche er wieder treiben würde, zur Abwechslung mit dem an jenem Feste beinahe ununterbrochen fortdauernden Gottesdienste in der Domkirche. Viele freuten sich, jedes Jahr aufs Neue mit ihm, die Landleute wieder emporschauen zu sehen zur Orgel, in ihrer heiligen Einfalt, mit ihren dumm verblüfften und verdutzten Gesichtern, mit so weit geöffneten Mäulern als dasjenige des Roraffen selbst, und mit ihren vor Erstaunen rund aufgeblasenen Nasen.

Anders sollte es aber werden als einmal der Göcker oder Guller stolz prangend droben stund bei der pracht- und wundervollen Uhr. Da mußte selbst der Roraffe die bittere Erfahrung machen daß des Volkes Gunst nicht länger währet als, wie das alte Sprichwort sagt, als Frauenlieb und Aprillenwetter, und daß eben keine Regierung ewig dauert auf Erden.

Von dort hinweg war es dann jedesmal ein Rennen und Jagen im Münster, wenn Mittag nahte; und, zu seinem endlosen Aergernisse mußte der Roraffe selbst es mit ansehen wie Alles dem Hahnen zulief, ohne nur zu ihm mehr hinaufzublicken, gleich als hätte es niemals einen Roraffen gegeben an der Orgel!

Schön war es aber auch zu sehen und wundersam wenn es zwölfe schlug auf der Uhr, und die drei Könige aus Morgenland sich ehrerbietig verneigten vor der Jungfrau mit dem Kinde; schön war es wenn die Cymbalen ertönten; und erst dann noch wenn, nach dem es Zwölfe geschlagen, der Göcker den Hals ausreckte und mit den Flügeln schlug, und hernach krähte, einem lebendigen Hahnen gleich, daß es weithin nachhallte

und nachschallte die ganze Kirch entlang, und daß Alle sich nicht genugsam darob verwundern konnten. Wen hätten auch all' diese Herrlichkeiten nicht in gerechtes Erstaunen gesetzt und in Bewunderung, da ähnliches niemals zuvor weder gesehen noch gehöret worden war im Münster!

Doch dem armen Roraffen droben an der Orgel, wurde es wehmüthig ums Herz als er sich, mit einem Male, so verlassen sah und vergessen, von der neugierigen Menge, die er, so lange Zeit hindurch, belustiget und ergötzet hatte mit seinen Späßen und Bewegungen. Wer könnte es ihm auch verargen, daß der schnöde Undank Derer die ihm, noch vor Kurzem, ihre ungetheilte Gunst zugemessen hatten, ihm nun schwer zu Herzen gieng und tief in die Seele schnitt! Zogen jetzt doch Alle an dem ehemals so hoch Bewunderten eilfertig vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, der Uhr zu, um sich dort zu erlustigen an dem eintönigen Gekrähe eines einfältigen, gemeinen Gullers!

So aber war, damals schon wie heute, der Gang der Welt. Der gute Roraffe mochte gähnen und schreien so sehr er auch wollte, und den Rachen aufreißen so weit er nur konnte: all' seine Mühe war vergebens. Dem Hahnen lief Alles zu, und dieser genoß nun, in vollem Maße, das trügerische Glück der Aprillenblüthe der Volksgunst.

So leichten Kaufes jedoch konnte der Roraffe nicht einwilligen, nach so lange besessener alleiniger Herrschaft, von einem Tage zum andern, Krone und Szepter niederzulegen, oder doch wenigstens die bis dahin ausschließlich genossene Huldigung des Volkes zu theilen mit einem verhaßten, Hahne!

Laut schrie er hernieder von der Orgel zu der Menge und beklagte sich bitterlich über den ihm nun, so unverdienter Weise, zu Theil gewordenen schwarzen Undank! Gewaltig und ohne

allen Rückhalt schmälte er herab auf den abgeschmackten Göcker am Uhrwerke. Nicht aber wollt' es ihm frommen! Vergessen waren, für einige Zeit wenigstens, von der wetterlaunigen Menge, die zahllosen frohen Stunden welche er dem damaligen Geschlechte und schon dessen Vorfahren gegeben hatte. Heißt es doch schon seit lange her: Sic transit gloria mundi!

Nichts half ihm all sein Schmählen, Schimpfen und Brüllen; nichts all sein Klagen über die unverzeihliche Ungerechtigkeit der Menschen und die Unbeständigkeit alles irdischen Glückes und Ruhmes!.... Ruhig krähte der Guller fort, auf seinem Thürmchen droben, unbekümmert um des schwer Gekränkten Zorn und Wuth. Nicht unwürdiger Weise war ihm selbst ja des Volkes Gunst geworden, und verächtlich sogar ließ er sich, eines Tages, gegen den zürnenden Affen vernehmen: es stehe dem Volke gänzlich frei und jedenfalls stehe ihm besser an das prachtvolle Uhrwerk mit der Mutter Gottes und den drei Königen zu bewundern, und sodann auch seinem täuschenden Gesange zuzuhören, als eines veralteten sündhaften Witzboldes affigen Bewegungen und abgedroschenen Späßen zu lauschen, und sich an dessen, nur allzu oft plump-derben Ausgelassenheiten zu ergötzen ...

Furchtbar geriethen die zwei an einander, die erstaunte Menge auffordernd den Streit zu entscheiden durch ein volksthümliches, schiedsrichterliches Urtheil.

Niemand aber, drunten im Münster, getraute sich den Kampf zu schlichten, weder zu Gunsten des Affen noch zum Vortheile des Hahnen. Weder der große noch der kleine Rath, ungeachtet all' ihrer Weisheit und Fürsichtigkeit, waren erleuchtet und muthig genug um das Urtheil zu fällen zwischen den zwei erzürnten Gegnern.

Und so geschah es denn, am Ende, daß des Roraffen

und des Hahnen Streit, dem Scharwächter am Scharwächterhause heimgewiesen wurde, solchen Kampf hinzulegen und zu schlichten. [1])

Aber selbst dieser getraute sich nicht, trotz all' seiner Salomonischen Weisheit und Gerechtigkeit, ein vollgültiges Endurtheil auszusprechen, obgleich er, von dort hinweg, Jahrhunderte hindurch bewegungslos da stund am Scharwächterhause und sich darauf besann und nichts anderes mehr sinnen und denken konnte.

Und so kam es dann schließlich daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwischen dem Guller und dem Roraffen unentschieden geblieben ist, und daß Niemand gefunden wurde der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug gewesen wäre, um die jenem Streite zu Grunde liegende äußerst schwierige und verwickelte Rechtsfrage zu lösen.

---

[1]) Dasypodius, in seinem bereits erwähnten Berichte, gedenket folgendermaßen des Roraffen- und des Hahnen Streit, in dem auf das erste Uhrwerk von 1352 bezüglichen Abschnitte (S. 575):

„Von diesem Werck," sagt Dasypodius „haben wir gantz „und gar nichts können haben, von wegen des, daß alles „zu viel alt und rostig war, und in äussersten Abgang „kommen, außgenommen der alte Göcker oder Han, wel„cher sehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt ist, und „zur selbigen Zeit auch ein seltzam Wunderding gewesen, „daß ein Han also krähen solte, welches bezeugt ein gar „altes Lied von dem Hanen im Münster, und dem Rhor„affen, in welchem der Rhoraff als der älter ist gewe„sen, sich beklagt, es laufe ihm niemand mehr zu, ihm „und seim Thun, das dazumahl auf gewisse Tag bräuch„lich war zu sehen, sondern jederman lauffe zu diesem „Hanen, und wolle sein Hanengeschrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, so zwischen dem „Hanen und Roraffen entstanden, dem Scharwächter am „Scharwächterhauß heim gewiesen, der solchen Kampff „und Streit hinlegen und richten solte."

Inzwischen aber verschwand der Roraffe selbst von der Orgel [1]), nachdem er vergeblich gehofft und gepocht hatte, wie noch so Viele andere vor und nach ihm, auf sein altes gutes Recht und auf Gerechtigkeit der Menschen.

Jedoch, bevor er abtrat, wurde ihm noch das theilweise für die zuvor erlittenen Unbilden entschädigende Glück zu Theil, die Menge wieder zurückkehren zu sehen in das so lange verödete Schiff der Kirche, um sich neuerdings zu belustigen an seinen Späßen, trotz des Hahnen kreischenden Krähens und Flügelschlagens, gleich wie ehemals, in der schönen, für den tief Beleidigten unvergeßlichen Zeit, wo noch Niemand etwas gewußt hatte von einem Hahnen im Münster.

So glänzend als der Roraffe es je zuvor gethan hatte, trieb er nun wieder sein Gähnen und Spaßen an der Orgel droben, und am Pfingstfeste zumal erwarb er sich auf's Neue des Volkes volle Gunst.

V. Der Roraffe am Pfingstfeste.

Um Pfingsten, da war aber auch des Roraffen Hauptfest im Münster.

Wann majestätisch alle Glocken tönten im Glockenhause und im Thurme droben; wann bereits die Orgel erdröhnte und die Affenbilder unten daran unermüdlich die Rachen auf- und zusperrten, gähnten, klafften und klapperten, und die Landleute von nah und fern, aus allen Theilen des Bisthums, heranzogen zum Dome, mit ihren Kreutzen, Fahnen und Reliquien, da schickte sich der Roraffe an sein schönstes Fest zu feiern.

---

[1]) Unbekannt ist es wenn er hinweg kam. Wahrscheinlicherweise wurden die berüchtigten Affenbilder an der Orgel, bei Gelegenheit der nach der Reformation vorgenommenen Wiederherstellungen der Münsterorgel unterdrückt und weggethan.

An der Orgel droben, in der Höhe, befand sich eine roh gearbeitete bauernartige Figur. [1]) Hinter diese versteckte sich, jedesmal am Pfingstfeste, irgend ein pfiffiger, meist auch unverschämter Kauz, bisweilen ein Laie, oft auch ein Pfaffe [2]), je nachdem der Mann gerade sich vorfand. Und, im Augenblicke wo die Landleute, aus dem ganzen Bisthume, prozessionsweise hereinzogen ins Münster, mit ihren Kreuzen und Bannern, und mit den Reliquien und Heiligthümern ihrer Kirchen, singend und Gott lobpreisend und die Heiligen; im Augenblicke wo die ländliche Prozession also ihren Einzug hielt in den bischöflichen Dom, begann der Roraffe sein frevelhaftes Spiel.

Schon allein durch seine lächerlichen und unschicklichen Bewegungen zog er die Aufmerksamkeit der Landleute auf sich; noch mehr aber durch die weltlichen, ausgelassenen und schändlichen Lieder, mit welchen er die Landleute bei ihrem Eintritte in das Gotteshaus begrüßte, und welche er, mit hell tönender Stimme, ihren heiligen Hymnen zum Empfange entgegenbrüllte, daß es furchtbar nachschallte durch die Gewölbe und die hohen Gänge der Domkirche entlang. Aus vollen Lungen brüllte der Roraffe und übertönte nicht allein der

---

[1]) Der Stiftsherr Peter Schott, der uns das Andenken dieser alljährlichen ächt mittelalterlich volksthümlichen Szene, in einem merkwürdigen Texte, den ich sogleich mittheilen werde, aufbewahret hat, bezeichnet diese Statue blos als «rusticanam quendam imaginem, in sublimi sub organis,»

Grandidier nimmt, aber wohl irrigerweise, für diese Figur die bekannte sechs und dreißig Schuh hohe Statue des H. Christoph, welche sich bis zur Reformation im Münster, ebenfalls ohnfern der Orgel befand. (Essai sur la cathédrale de Strasbourg, S. 73.)

[2]) Pfaffheit und Pfaffen waren, wie bekannt, die Ehrennamen der Geistlichkeit und der Geistlichen im Mittelalter.

Bauern Lobgesänge und Litaneien, sondern selbst den Gesang der Stiftsherren und Geistlichen im Chore. Allsobald auch verlor sich der Gläubigen Andacht unten in der Kirche. Ihre Frömmigkeit gieng in Zerstreuung über; die Seufzer der gerührten tief ergriffenen Pilgrime verwandelten sich in lautes Lachen und dies in solchem Grade, daß oft durch das Getobe des Roraffen und das Gelächter und Getöse des Volkes der Gottesdienst im Chore und der Meßdienst an den Altären gestört und unterbrochen wurden. Gleichviel galt es dem Roraffen welch' ein Gottesdienst gefeiert wurde in der Kirche und im Chore, ob Messe, ob Predigt, ob Firmung. Nichts vermochte seinem unverschämten Treiben Einhalt zu thun; ja, er scheute sich sogar nicht laut zu singen, zu jauchzen, zu lachen und zu brüllen während des Hochamtes selbst, während der Vesper und Complet. Mit hell aufschallendem Gelächter spottete und schrie er hernieder zu dem Landvolke, verhöhnte und verlachte dessen dumme Einfalt, ohne Ende; dann spottete er wieder der Stiftsherren und Pfaffen die sangen im Chore oder Messe lasen an den Altären; und hernach sang er wieder immer neue „spöttisch-schandbare Lieder," in welchen er abermals der Kirche und der Geistlichkeit eben so wenig schonte als der armen Landleute.

Wohl stund dann manch Bäuerlein da verblüfft und verdutzt, und kratzte verlegen hinter dem Ohre und wagte es kaum noch emporzuschauen zum Roraffen. Wohl ärgerten und entsetzten sich auch sonst viele Gläubige ob der schandbaren Lieder und ob des rohen Gebrülls des frevlen Gesellen an der Orgel droben, und noch mehr über die unerhörten sündhaften Lästerungen und Schmähungen, welche der lose freche Kumpan sogar gegen die Kirche und die Pfaffheit auszustoßen sich nicht fürchtete. Mehr denn Einer im Schiffe drun-

ten machte, betroffen und erschrocken, des Kreuzes Zeichen; und Viele, ohne Zweifel, giengen kopfschüttelnd von dannen aus dem so schmählich verhöhnten und entweiheten Gotteshause.....

Desto inniglicher aber freute sich der Roraffe seines Triumphes; und um so derber, beherzter und verwegener fiel sein Spott hernieder in die Kirche. Ungleich viel mehr waren ja drunten im Schiffe die Gefallen fanden an seinem Brüllen, Lachen, Toben und Singen, und die jedesmal helle auflachten, aus vollem Halse, über die sündhaftesten Lästerungen und über all die unerhörten Spottfluthen, welche der pfiffige Geselle, ohne Unterlaß, von der Orgel hernieder schüttete über die Pfaffen drunten im Chore und noch mehr über die dummen arglosen Bäuerlein, die da gekommen waren von entfernten Strecken um den Kirchengesängen zu horchen und der Messe beizuwohnen in ihrer einfältigen Andacht...... Je lauter man kicherte, lachte und Beifall zollte, drunten in der Kirche, desto toller trieb der Roraffe nur sein Spiel; und Niemand war da, der sich getraut hätte ihm zu wehren und das unflätige sündhafte Lästermaul zu schließen. [1])

---

[1]) Hier wird es nun der geeignete Ort seyn, um die bereits angezogene höchst merkwürdige Erzählung mitzutheilen, welche der im Jahre 1490 verstorbene berühmte Peter Schott, Stiftsherr zum jungen Sankt Peter, des gleichnamigen Ammeisters, des Hauptstifters der Kanzel und der Prädikatur im Münster, würdiger Sohn, und der ausgezeichnetsten Schüler Wimphelings einer, von dem tollen Treiben des Roraffen macht und des durch ihn verursachten Skandals.

Es befindet sich diese Erzählung in einem Briefe, in welchem Peter Schott dem ehrwürdigen Vater Emerich Kemel, dem minre Bruder (Baarfüßer) und päbstlichen Nuntius, auch noch sonstige Angaben mittheilt über andere althergebrachte Misbräuche welche, zu seiner Zeit noch, im Münster Statt fanden. Hiezu, sagt Schott, sei er angetrieben worden durch die Liebe zur Wahrheit, welche den apostolischen Nuntius beseelte und von welcher dieser so vielfältige Proben abgelegt hatte in

So war es jedes Jahr eine neue Freude für den Rorassen und für seine zahlreichen Verehrer, wenn das Pfingstfest wieder=

---

den schwierigen Geschäften, die er, während seines Aufenthaltes zu Straßburg, entledigt hatte. Die betreffende Stelle des Briefes befindet sich fol. 116. a. in der höchst interessanten Auswahl von Briefen des Peter Schott, welche sein Lehrer Jakob Wimpheling, nach des Stiftsherrn Tode, traf und, im Jahre 1498, bei dem vielleicht mit dem Verstorbenen verwandten Buchdrucker, Johannes Schott, drucken ließ unter dem Titel:

»*Petri Schotti Argentinensis Patricii : Juris vtriusque Doc-*
»*toris consultissimi: Oratoris et Poetae elegantissimi : graecae-*
»*que linguae probe aeruditi: Lucubraciunculae ornatissimae.*«

Die auf den Rorassen bezügliche Stelle jenes Briefes lautet buchstäblich getreu wie folgt:

»*Item rusticanam quendam imaginem : in sublimi sub or-*
»*ganis : in ecclesia maiori collocarunt. Qua sic abutuntur.*
»*In ipsis sacris diebus Penthecostes: quibus ex tota dyocesi*
»*populus processionaliter cum sanctorum reliquiis: deuocionis*
»*et laudandi dei gracia canens et iubilans: matricem ecclesiam*
»*subintrare consueuit: Nebulo quis piam se post illam imaginem*
»*occultans : incomptis motibus : voce sonora: prophana et inde-*
»*cora cantica eructans : veniencium hymnis obstrepit : eosque*
»*subsanando irridet : ita ut non solum illorum deuocionem in*
»*distractionem: gemitus in cachinnos vertat: sed et ipsis*
»*clericis diuina psallentibus: sit impedimento: immo diui-*
»*nis missarum solemniis (quos non longe inde celebrare contin-*
»*git) ecclesiastici immo diuini cultus celatori longe abominan-*
»*dam et execrandam afferat perturbacionem.*«

Mit vollem Rechte legt Schott, am Schlusse seines Briefes, die, jedem Leser sich aufdrängende Frage vor: Wer wohl strafbarer seyn möchte, ob diejenigen, welche thätigen Antheil nahmen an solchen, die Kirche entheiligenden Possenspielen, oder diejenigen welche, ausgestattet mit der gehörigen Macht um solche zu verhindern und zu unterdrücken, dieses zu thun vernachlässigten?

Der Brief selbst ist ohne Datum.

kehrte, und gewiß ließ er niemals die kostbare Zwischenzeit unbenützt vorübergehen, ohne alljährlich neue Spottlieder, Späße und Witze zu bereiten.

VI. Der Fischer Umzug und Salmentragen am Pfingstfeste.

Nicht der Roraffe allein ließ es sich angelegen seyn, an dem Pfingstfeste die armen Landleute zu verhöhnen und zu ärgern, wenn sie, mit Kreuzen und Fahnen und mit ihren Reliquien, singend und lobpreisend in die Domkirche zogen: gerade an jenem Feste hielt auch, uralten Gebräuchen zu Folge, eine Ehrsame Zunft der Fischer, alljährlich, ihr Zunftfest, mit einem feierlichen Umzuge und mit Salmentragen; und jedesmal machten es sich die lustigen Zunftgenossen zur Pflicht, diesen Anlaß zu benützen, um durch ihre wilde Freude die guten frommgläubigen Bäuerlein in ihrer Prozession, im Gebete und in Anhörung des Gottesdienstes zu stören.

Des Morgens, an jenen Festtagen, während in dem Münster, so wie in den andern Stiftskirchen und in sämmtlichen Pfarreien zu Straßburg „löbliche Kreutzgänge und Prozessionen" gehalten wurden, hatten die Fischer die „spöttlich schimpflich Gewohnheit," die Stadt zu durchziehen mit tollig ausgelassenem Lärmen und Toben. Kreischende Pfeifen voran, zogen sie einher, tanzend und springend, laut auflachend, jauchzend und brüllend, Salmen und Sälmlinge zur Schau tragend, die gar lustig plätscherten, prasselten und sprangen im Wasser wie die Fischer selbst drum herum. So gieng es jubelnd und tobend von Straße zu Straße, durch die zahllos gaffende Menge. Manche unter den Zuschauern ließen sich mit fortreißen, durch der Fischer Jubel, und schlossen sich dem Zuge an; denn damals, wie noch heute,

fehlte nie bei ähnlichen Gelegenheiten die neugierige, jeglichem Schauspiel holde, vergnügungssüchtige Menge. Mehr denn einer, welcher von Hause weggegangen war um der Messe und dem Hochamte in der Kirche beizuwohnen, lief, den Morgen über, den Fischern nach und lachte, lärmte und sprang mit ihnen um die Wette.

Schon allein dieses tolle, gottlose Treiben mit ansehen und anhören zu müssen auf der Straße, bei dem Gange zur Kirche, war für Viele, die da einherschritten voller Andacht, ein namenloses Aergerniß. Noch weit mehr aber wurde der Frommen Widerwärtigkeit dadurch gesteigert, daß die Fischer sammt ihren lustigen Kumpanen und Trabanten, gefolgt von der lärmenden Menge und der lieben, damals wie heutzutage unverbesserlichen Gassenjugend, es immerfort darauf absahen und auch stets einzurichten wußten, daß sie hauptsächlich in der Nähe der Kirchen, ihr wildes Toben und Jubeln erschallen ließen. Schlimm und geschickt wußten sie es jedesmal zu treffen, daß ihr lärmender Zug an den langen, betenden Prozessionen vorbei mußte. Ungestüm und unaufhaltsam drängten sodann die Fischer voran und durchschnitten, einer stürmenden Meereswoge gleich, den von starrem Erstaunen ergriffenen Zug der Landleute, die bewegungslos wie Bildsäulen da stunden, einen Augenblick, ob des frevlen Unternehmens der Fischer. Diese, leicht kann man es sich denken, ließen es sodann auch nicht fehlen an Spott und Hohn. Pfiffige, spitzige, derbe und ausgelassene Witze fielen ohne Zahl; denn es war hergebrachte Sitte, daß man sich Alles erlauben durfte bei dem Umzuge. Sodann auch wußten die Fischer es jedesmal also anzuordnen, daß ihr Zug sich immer längere Zeit in der Umgegend der Gotteshäuser verweilte. Während des Gottesdienstes erschallte dann von außen lautes Gelächter,

Pfeifen, Jauchzen und Brüllen, daß oft die Gläubigen in den Kirchen mehr von den Schand- und Spottliedern und von dem wirrtobenden Lärmen und Jubeln der Fischer und ihrer Gehülfen hörten, als von den Gesängen der Priester im Chore.

Und dies war nun vollends, so sehr wie der Roraffe, ein Aergerniß für alle Frommen.

Des Raths Gebot.

Wen konnte es somit Wunder nehmen, daß solch' gränzen- und schamloser Unfug die bittersten Klagen und den gerechtesten Tadel hervorrief? Alle diejenigen, welche der Kirche ihre Ehrfurcht noch nicht entzogen hatten, erhoben sich einstimmig gegen der Fischer schandbaren Mißbrauch beim Umzug. Und, als sogar von den Kanzeln herab diese „spöttisch schimpfliche Gewohnheit" der Fischer heftig gerügt und verdammet wurde, da konnten Meister und Rath länger nicht mehr zögern.

Allzu laut und allzu einstimmig sprach sich die öffentliche Stimme aus, als daß die damaligen Gewalthaber sich hätten enthalten können einzuschreiten, um diesem unchristlichen Gebrauche ein Ende zu machen.

Am Montage nach dem Sonntage der Dreifaltigkeit des Jahres 1466 erfolgte der Beschluß der Herren Räthe und der Einundzwanziger. Dieser Beschluß schaffte zwar der Fischer Umzug und Salmentragen nicht ab, allein er steuerte dem bis dahin bei demselben Statt gefundenen Unfuge für die Zukunft, indem er den Fischern verbot ihren Umzug fernerhin vor Mittag zu halten. Die frommen Herren Räthe und ihre würdigen Genossen die Einundzwanzig verwiesen sie tadelnd und ermahnend auf die Landleute, welche den ganzen Vormittag dem Gottesdienste und der Andacht wiedmeten und erst des Nachmittags sich erlaubten dem Vergnügen zu leben.

Diesem guten und löblichen Beispiele sollten von nun an die Fischer ihrerseits folgen und, gleichwie die Landleute, den Morgen der Kirche und dem Gebete weihen, um sodann, erst des Nachmittags, und zwar in ehrbaren Schranken, der heitern Laune, der Freude und den althergebrachten Belustigungen sich hinzugeben.

Noch wird in dem städtischen Archive das Conzept des obrigkeitlichen Beschlusses von 1466 aufbewahret. Es lautet derselbe folgendermaßen:

„Got zu lobe, der würdigen muter Marien zu „eren, vnd allen lieben heiligen zu danckberkeit, „hat das erber lantfolck von den doerffern, noch „gutem loebelichem harkummen, die cristenlich gut „gewonheit alle jar mit iren crützen vnd mit irem „lobe sange in den pfingest virtagen alhar gon „Strosburg loebelich crütz genge zu tun zur hohen „stifft vnd zu andern stifften. Aber do gegen ist „ein spoettlich schympfflich gewonheit der vischer „pfiffens dantzens vnd springens vnd salmen tra„gens lange vber sehen, das doch vnzimlich ge„schehen ist, des morgens in solichem crütz gange „mit getrenge durch das lantvolck in den gassen, „als ob sü, mit solichem dantzen vnd salmen tra„gen, des lantfolcks crütz genge spotteten. Sem„lich[1]) nu got ein gesmehe vnd der stat vnere ist, vnd „von frommen lüten dick[2]) beret auch an etlichen „bredigen gemeldet vnd ernstlich beret ist, das dz „den vischern oder andern die das tunt vnbillich „gestattet werde. Angesehen das doch die von Il-

[1]) Solches. [2]) oft.

„lekirch vnd ander dorfflüte so vernünfftig sint, „das sü erst nach imbs an fohent zu dantzen vnd „am morgen got vor augen haben vnd erent, das „nu von den vischern vnd andern billich auch ge„schen nach imbs. Dar vmb ist ein notdurfft got „zu eren solich vnzimlich dantzen pfiffen vnd „spoetlich salmen tragen in semlichen lobelichem „crütz gange vor imbs nit zu gestatten, vnd ha„ben vnser herren meister vnd rat vnd die XXI „erkant, das den vischern gebotten sin sol by V lib. „d. [1]) semlich dantzen, salmen tragen oder mit „pfiffern affter[2]) wege gon zu pfiffen in den pfin„gsten vor imbs nit me zu tun, dann wollent sie „dantzen salmen tragen oder mit pfiffern affter „den gassen gon pfiffen das mögent sü tun nach „imbs. Actum feria secunda post dominicam trinitatis Anno „ etc LXVI."

VII. Doctor Geilers Kampf gegen den Roraffen.

Somit gewann also, durch den so eben mitgetheilten Beschluß, die spöttlich schimpflich Gewohnheit der Fischer, am Pfingstfeste, für immer ein Ende.

Weit schwieriger hielt es aber dem noch viel tollern und anstößigern Treiben des Roraffen, im Gotteshause drinnen, geziemende Schranken zu setzen oder gar dessen Brüllen, Toben und Spotten gänzlich abzuschaffen. Und doch gab er noch weit mehr Anlaß als der Fischer Umzug zum Aergernisse der ländlichen Pilgrime, und deshalben zum Einschreiten sowohl der kirchlichen als auch der weltlichen Gewalt. All des Affen Trei-

[1]) Bei fünf Pfund Pfenningen, Straßburger Wehrung. [2]) auf.

ben war ja eitel Hohn und Spott und Verachtung, nicht allein für die guten einfältigen Bäuerlein, sondern auch für die Kirche selbst, für die Geistlichkeit und den ganzen römischen Gottesdienst, wie nicht minder ein Aergerniß für alle Gläubigen und Frommen.

Seit Jahrhunderten aber hatte der Roraffe ungehindert sein spöttisches Spiel fortgesetzet in dem Münster, und so feste Wurzeln hatte dieser, in einem Gotteshause unerhörte Gebrauch, im Volke gefasset, daß Vielen sogar das durchaus gotteslästerliche Getreibe des Roraffen nicht mehr auffiel, und daß es, wie es scheint, bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Niemand in den Sinn kam diesem gränzenlosen Mißbrauche entgegen zu treten. Der Beschluß von 1466 genügte um der Fischer unanständigem Betragen, mit einem Schlage, ein Ende zu machen; und ebenso genügte, zwanzig Jahre später, ein anderer Beschluß des Rathes um die nicht minder anstößigen Nachtfeste im Münster, welche ebenfalls seit Jahrhunderten bestanden hatten, abzuschaffen : der Roraffe aber brüllte und spottete fort, unverdrossen und ungestöret, und die Gewalthaber der Stadt, welche der Fischer und der Nachtfeste Unfug ein Ende machten, getrauten sich nicht sich auch an den losen Spaßvogel zu wagen um ihm sein all zu verwegenes Lästermaul zu schließen. So groß ist der Einfluß welchen die Gewohnheit ausübet bei dem Menschen, auf Geist und Gemüth. So innig hatte sich der Roraffe in das straßburgische Volksleben hineinverwebet und verwachsen, daß selbst die Gewaltigsten es nicht wagten sich zu erheben, offen und unumwunden, gegen den im Vollgenusse der Volksgunst schwelgenden lasterhaften Affen.

Wer sollte es glauben? Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinüber trieb

der so glorreich bevorzugte Günstling des Volkes, ungestöret, sein verhöhnendes Gespötte in der Hauptkirche des Bisthums, zur namenlosen Belustigung der neugierigen Menge, zur höchst erquicklichen Ergötzlichkeit sämmtlicher unglaubigen Freigeister und leichtfertigen Frevler der damaligen Zeit, und zum namenlosen Aergernisse für alle Frommen und für die Landleute ganz ins Besondere.

Dem ehrwürdigen Domprediger, Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg, blieb es vorbehalten sich zu erheben, kraftvoll wie überall, gegen diesen schändlichen Unfug. Wenn auch alle schwiegen, selbst diejenigen welche wider Willen der tyrannischen Herrschaft des Roraffen sich beugten, so konnte doch nichts des würdigen Mannes Unwillen zurückdrängen in die edle, muthige Brust, und nichts ihn abhalten, offen und unerschrocken den Kampf zu beginnen gegen den allgemein beliebten Hofnarren des Volkes! Wie hätte Geiler auch geschwiegen, einem Affen gegenüber, er der sich nicht scheute vor Kaiser und Bischof, vor Fürsten, Herren und Prelaten, mit unerschütterlicher, unbeugsamer Festigkeit aufzutreten gegen die Mißbräuche seiner Zeit; er der unabläßig eiferte gegen die Sittenlosigkeit der damaligen Geistlichkeit, welcher er, mehr denn einmal, von der prachtvollen Münster-Kanzel herunter, die ihm zu Ehren, errichtet worden war, ernst mahnend, warnend und drohend die unausbleiblichen, bereits nahe bevorstehenden Folgen der Zerrüttung der Sitten und des Glaubens vor Augen gestellet hatte!

Im Jahre 1482 hatte Geiler, von jener Kanzel hernieder, gegen den nicht minder schändlichen Unfug der Nachtfeste im Münster gedonnert. Im Laufe der Zeiten waren diese in wahrhafte Bacchanalien ausgeartet. Nichts, bei diesen nächtlichen Festen, hatte mehr an ursprünglich christliche Kirchenfeste er-

innert. Längst schon war die Reinheit und die Einfalt des Gemüthes entschwunden, welche sie einst hervorgerufen hatten und nachdem Dr. Geiler seine strafende Stimme erhoben hatte gegen die gränzenlos pöbelhaften Mißbräuche und Ausschweifungen zu welchen die ursprünglich so andachtsvollen Nachtfeste in der Domkirche Anlaß gegeben hatten, da entfernte ein Machtspruch des Bischofs und des Rathes diesen entheiligenden Gräuel aus dem Hause Gottes.

Eben so festen, unerschrockenen Muthes und unverhülleten Wortes, bekämpfte auch Dr. Geiler des Roraffen längst schon allzu nachgiebig erduldetes Unwesen.

Bereits im Jahre 1496 erhob sich der Doctor im Münster — so wurde Geiler geheißen im Volke — gegen den Roraffen an der Orgel. Dienstags vor Mathaei erschien er auf der Pfaltz, vor den Herren Räthen und Einundzwanzig, und drang gewaltig darauf, daß endlich einmal der für Kirche und Geistlichkeit so schmachvollen Herrschaft des Roraffen ein Ziel gesetzet würde.

Dieser ersten Schilderhebung des Doctors geschieht Erwähnung in J. Wenckers äusserst werthvollen und höchst unrichtiger Weise, unter der Benennung Brants Annalen bezeichneten, Auszügen aus den alten Rathsprotokollen, doch nur in folgenden kurzgefaßten Worten: „2da ante Mathaei. „Die XXI. Item der doctor zum münster seit des „roraffen halb, begert den hiendenan zu lossen."

Für dieses mal, blieb jedoch des Doctors Antrag ohne Erfolg.

Ihn aber schreckte dies keineswegs ab fest zu verharren bei seinem einmal gefaßten Entschlusse.

Fünf Jahre hernach erneuerte er, mit noch größerm Nachdrucke, seinen Kampf gegen den Roraffen. Von dem Magistrate selbst war Geiler aufgefordert worden sein Gutdenken einzu-

[1]) Fol, 129 b.

reichen über vielfache Uebelstände, Mängel und Mißbräuche, und die passendsten Maßregeln anzuzeigen wie denselben abgeholfen werden könnte. Um dieser Aufforderung zu genügen, verfaßte Geiler einen Vortrag, in welchem er auf Abschaffung von ein und zwanzig Gebrechen und Mißbräuchen antrug, und gewaltig kämpfte für die Freiheit der Geistlichkeit. Auch gegen den Unfug des Roraffen ereiferte Geiler sich abermals in diesem Vortrage, den er persönlich vor dem Rathe ablas, und forderte neuerdings daß jener Unfug für immer abgeschafft würde. [1])

[1]) Wencker hat uns, in seiner Chronick, (Tom. II. 4 Abth. S. 4 b.) die Zahl und Reihenfolge der verschiedenen, in Geilers Vortrage berührten Punkte aufbewahret.

Hier, was er darüber mittheilet:

„Ermahnung Dr. Keysersperger s.

„Sub titulo Dr. Johans Keyserspergs artickel so er dem Rath zu „Straßburg vberantwort hatt, sich dornoch haben zu beßern vnd zu „richten, hat er anno 1501 vor Rath gelesen:

„1. Den Closterfrawen soll man ihr gutt nicht sperren.
„2. Closterlüten ihr erb frey laßen.
„3. Den priestern in testamentssachen kein eintrag thun, weil „geistliche frey.
„4. Den Layen zu testiren freyheit laßen, das widrige Statut „cassiren.
„5. Auch gegen weltlichen, so weits die Keyserlichen rechten „erlauben.
„6. Wittwen durch bevögtigung ihr gut hin zu geben nicht „hindern.
„7. Dem Nachrichter an verbotenen Spielen kein theil laßen.
„8. Vom Spilen auffs Ammeisters stuben nichts zum schleck „anwenden.
„9. Zechen vnd Spilen auff den Zunfftstuben abschaffen.
„10. Frembde Becken sollen erst nach der Vesper feyl haben
„11. Kein gemeinschafft haben mit vnser frawen gut.
„12. Des Spitals einkommen den Kranckken frey reichlich „mit theilen.

Ob aber des Doctors Wort Eingang fand bei den Rathsherren, und ob die Letztern dessen Antrag durch einen obrigkeitlichen Beschluß bestätigten und dem Roraffen an der Münsterorgel für ein und alle Mal sein giftiges und geiferndes Lästermaul schlossen, ist mir unbekannt. Das Protokoll von 1501, in welchem des Rathes Verhandlung und Erkanntnuß eingetragen war, ist, leider! mit sämmtlichen über das Jahr 1539 hinauf reichenden Protokollen der Einundzwanziger, in dem verfänglichen Archivbrande von 1686 und vollends bei der nicht minder bedauerungswürdigen Stürmung der Pfalz und der städtischen Cantzley, im Jahre 1789, zu Grunde gegangen!

„13. Spenden in Ordnung bringen, starcke betler vnd kinder „abschaffen.

„14. In der Kirchen nicht schwetzen, der Ammeister kein Ge„scheefft alda verrichten.

„15. Den Kirchen ihre freyheit laßen, niemandt herauß nehmen.

„16. Den Mißbrauch des Roraffen im Münster abschaffen.

„17. Geistlichen ihre pfründen gefäll frey laßen, von Zöllen ꝛc. „ferner reden.

„18. Den Todschlag an frembden begangen vnd Jungfrauen „schwechen härter straffen.

„19. Vnbilliche statuta nicht wollen mit Gewalt behaubten.

„20. Mitt der Schatzung durchgehende gleichheit halten.

„21. Bei Examinirung der gefangenen moderation brauchen.

„Schleißtt daß ers niemand zur schmach sondern auff begehren E. „E. Raths gestelt, woll sich in Gottes Worth mehr erfahrenen mei„nung gern vndergeben, rathet was wider Gott abzuschaffen Ist weit„leufig mitt allegirung Keyserlicher vnd Geistlicher Rechte. An allen „Orthen deffendirt er dise vndt den Bapst, auch der Kirchen oder de„ren Geistlichen freyheit wider die Weltlichen."

Auch merkte Wenker mit vollem Rechte am Rande an: „Keysersperg gut bäpstisch."

Weder Specklin noch Bühler sagen etwas von dem Roraffen, in ihren Chronicken, weder bei dem Jahre 1496 noch bei dem Jahre 1501.

Wencker, seinerseits, giebt nur die so eben mitgetheilte Stelle.

Ein gleiches Schicksal dürfte wohl Dr. Geilers Vortrag selbst, der noch zu des Registrators Clussrath Zeit im städtischen Archive aufbewahrt wurde [1]), erlitten haben. Auch dieses merkwürdige und in vielfacher Hinsicht höchst wichtige Dokument, scheint, mit noch so vielen andern nicht minder kostbaren und unersetzlichen Urkunden, zernichtet worden zu seyn!

Immerhin aber sind dennoch einige Angaben über den Vortrag, den Dr. Geiler vor den Herren Räthen und Einundzwanzigen hielt, bis auf uns gekommen.

Ziemlich ausführlich drückt sich der Registrator Clussrath über denselben aus, in der interessanten Stelle seiner handschriftlichen Collectaneen, in welcher er des Roraffen und Dr. Geilers Vortrag gedenket. In jener Stelle ertheilet uns Clussrath, zu gleicher Zeit, übereinstimmend mit Peter Schott, und wahrscheinlich mit Geilers eigenen Worten, einige Aufschlüsse über die eigentliche Bedeutung und über die schandbaren Misbräuche des Roraffen im Münster. Hier ist dieselbe in treu wieder gegebenem Urtexte:

„Auß dem Vortrag den Dr. Johann Kaysersberg, „Anno 1501, bey Herren Räth und XXI abgelesen, „find sich daß derselbe auf Abschaffung dises Rohr„affen hefftig getrungen, mit Vorwenden daß es „ein ärgerliche Sach seye, daß vmb Pfingsten, „wann das Landvolckh mit großen Schaaren, nach „alter Gewonheit, processionsweiß in das Mün„ster komme, ihr deuotion darinn zu verrichten, „so stelle mann ein Person, bißweilen einen Ley„en, bißweilen einen Pfaffen, in den Rhoraf-

[1]) Nach seiner Erzählung fügt Clussrath ein Wort hinzu um die Abtheilung des Archivs anzuzeigen, in welcher Geilers sogenannter Vortrag, zu seiner Zeit, aufbewahret wurde.

„sen, welcher mit Schreyen vnd Singung spötli-
„cher, schandbarer Lieder der armen Bawrsleüth
„spottet, zu ihnen schreyet vnd lachet, vnd solches
„vnder werender Meß, Predig vnd Firmung, ja
„vnder dem Ambt, der Vesper vnd Complet.

„Wird daselbsten auch deß vnsinnigen Weibs
„von Geispoltzheim gedacht, welches durch ein Ehr-
„würdiges Thumcapitul abgeschaffet worden.“ [1])

Schluß.

Ob also, von da hinweg, des Roraffen Gebrüll gänzlich verstummte im Münster, ist ungewiß. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß dem Vortrage Dr. Geilers ein demselben entsprechender Beschluß des Rathes folgte. Doch dürfte der Roraffe auch, trotz des Doctors heftigem Ankämpfen, noch länger fortgedauert und erst beim Ausbruche der Reformation, in der allgemeinen religiösen Aufregung untergegangen seyn. Sollte der mittelalterliche Schalk, in der That, bis dorthin fortgedauert haben, so wäre zuversichtlich seine Stimme, wie laut er auch brüllen mochte, verhallet im Sturme jener tief bewegten Zeit. Immerhin bin ich, vorerst, ausser Stande, den Zeitpunkt der Abschaffung des Roraffen genau und mit historisch erwiesener Gewißheit anzugeben.

Jedenfalls aber hat man Mühe zu begreifen, daß des frevlen und frechen mittelalterlichen Gesellen Herrschaft also lange unangefochten und unangetastet fortdauern konnte; denn all sein Treiben, all sein Schmälen und Verhöhnen war, wie gesagt, eitler Spott und offene Verachtung für die Kirche,

[1]) Von diesem Letztern ein ander Mal.

für deren Gebote und Diener. Andererseits aber zeigt auch gerade dieses lange ununterbrochene Fortbestehen des Roraffen, wie tief dieser althergebrachte Gebrauch in dem damaligen Volksleben und in der Volksgunst Wurzel gefaßt hatte, und wie sehr unsere Voraltern sich, Jahrhunderte hindurch, ergötzten an seinen derben, gewiß nur allzuoft pöbelhaften und sogar zottigen, unflätigen und unzüchtigen Späßen und Witzen.

Am auffallendsten bleiben immer, für uns Neuern, die spöttischen und gotteslästerlichen Ausfälle, welche der Roraffe sich in der Kirche, während des Gottesdienstes, in Gegenwart und im Angesichte der Geistlichen, ohne Widerstreben dieser Letztern, und sogar, wie es scheint, mit stillschweigender Einwilligung derselben, sich erlaubte; und noch weit mehr, daß nicht selten — Clussraths Auszug aus Dr. Geilers Vortrag bezeuget dies — es sogar geistliche Herren waren, welche sich den Spaß machten hinter dem Roraffen dieses schandbare Spiel zu treiben und dasselbe ungestraft treiben durften. Wer aber tiefer eingedrungen ist in den Geist des Mittelalters, und in die Sitten und Gewohnheiten unserer Vorfahren, dem bieten selbst solche, anscheinend jeglichem Sittlichkeitsgefühle und dem jeweiligen gesetzlich = gesellschaftlichen Zustände widerstrebende volksthümliche Gebräuche und Feste nichts unbegreifliches noch störendes mehr dar. Selbst das auffallendste und unbegreiflichste wird sodann klar und faßlich, denn hier, wie beinahe überall, berühren sich wieder die beiden Endpunkte. Neben dem Lichte herrschet der Schatten; neben dem streng orthodoxen kirchlichen Glauben wohnet bald schüchtern, bald unverhohlen und in offenem Kampfe begriffen der Zweifel, und erstehen Ketzereien aller Art; und zur Seite des einfaltsvollen kindlich frommen Glauben des Volkes stellt sich frech und verhöhnend der frevle Spott. In einer andern Hinsicht bezeugen aber auch wieder

das Aufkommen und die lange Dauer solcher augenscheinlich mit dem Geiste und mit den Geboten der Kirche in grellstem Widerspruche stehenden Gewohnheiten, und zwar oft in den Gotteshäusern selbst, die festbegründete Macht der Kirche und der Geistlichkeit im Mittelalter, das hohe Ansehen in welchem Beide bei dem Volke standen und den bedeutenden Einfluß, welchen sie auf dasselbe ausübten. So groß waren dieser Einfluß und dieses Ansehen, daß selbst die gröbsten, pöbelhaftesten Mißbräuche und Auswüchse Jahrhunderte lang fortdauern konnten, ohne jenem Einflusse und jenem Ansehen Eintrag zu thun oder die Macht der Kirche und des Klerus völlig und unwiderruflich zu untergraben und zu brechen.

Immerfort werden aber auch die Erinnerungen an solche, für uns Neuern beinahe unglaubliche Volksfeste, wie unzulänglich und unvollständig auch die Angaben und Mittheilungen seyn mögen, welche bis auf uns gekommen sind, mitgezählet werden zu den auffallendsten und merkwürdigsten Nachklängen aus jenen von unserer Zeit so vielfach verschiedenen Jahrhunderten, deren Andenken sich immer mehr verwischet. Doch selbst das Wenige was wir wissen über diesen Gegenstand, eröffnet uns schon eine endlose, höchst wichtige Aussicht in das vielbewegte mittelalterliche Volksleben. Ja es genüget sogar oft eines blosen Blickes auf ein solch eigenthümliches Bild, um wieder da und dort einen heller leuchtenden Punkt zu erkennen, mitten in dem allzuhäufig undurchdringlichen Dunkel der Vergangenheit; und mit Wohlgefallen ruhet dann der forschende Blick aus und kräftiget sich aufs Neue auf solchen, leider! nur allzuseltenen Glanzpunkten.

Chronik

des Jahres 1851,

für

Literatur, Kunst und Alterthum.

I.

Literatur.

Werke von elsässischen Schriftstellern, oder in elsässischem Verlage erschienen, von Ende 1850 bis Ende 1851.

Von 1849 ist nachzutragen:

C. Schmidt, professeur à la faculté de théol. de Strasbourg. *Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois*, 2 vol. Paris et Strasbourg, chez Treuttel et Würtz.

Charles de Villers, *Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther*, ouvrage couronné par l'Institut en 1804, *cinquième* édition, augmentée du précis historique de la vie de Martin Luther, de Mélanchton, revue et publiée avec une préface et des notes, par A. Maeder. Paris et Strasb., chez Treuttel et Würtz 1851. Die Veröffentlichung dieses Buches, und namentlich die in einem versöhnlichen Geiste geschriebene Vorrede, hat das Bestreben den Geist der Reformation zur genauern Kenntniß Frankreichs zu bringen; die beigefügten Anmerkungen, so wie die im Texte selbst angebrachten Verbesserungen, machen diese stets werthvolle Schrift zu einem ganz neuen Werke, das auch den Besitzern älterer Ausgaben willkommen sein muß.

J. W. Baum, Theodor Beza, nach historischen Quellen dargestellt. Zweiter Band, Straßburg, bei Treuttel u. Würtz.

Dr. Bruch, Dekan der theol. Fakultät, kirchlicher Inspektor zu Straßburg, Weisheitslehre der Hebräer, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie, Straßburg, bei Treuttel u. Würtz. Schon von mehreren Blättern als ein ausgezeichnetes Werk beurtheilt, welches eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Philosophie ausfüllt.

Max de Ring, *Histoire des Germains*, depuis les temps les plus reculés, etc. Strasbourg, chez Ed. Huder.

Le même. Quelques notes sur les *légendes de Saint-Georges*, nouvelle édition. Strasb. chez Salomon. (1850).

F. J. Fues, Der heilige Morand, Apostel und Patron des Sundgaues und der Stadt Altkirch. Straßburg, bei Ed. Huber. (1850).

Schœpflin, l'*Alsace illustrée*, traduction de **L.-W. Ravenèz**, livraisons 7e, 8e et 9e. Mulhouse, chez Perrin.

Annuaire du département du *Haut-Rhin*. Colmar, chez Mad. Ve Decker.

Annuaire du département du *Bas-Rhin*. Strasbourg, chez Ve Berger-Levrault et fils.

Victor Blouet, un Fontonarose, roman, chez Edler à Haguenau.

Dr. **Hunkler**, Ehrendomherr von Paris und Straßburg u. s. w. Leo der Neunte und seine Zeit. Mainz, bei Kirchheim, 1851, S. 56—62 und 90—96. Eine ausgedehnte und gediegene Kritik dieses Werkes über den elsässischen Papst Leo IX, gibt W. Guerber im Katholischen Kirchen- u. Schulblatt.

Das Katholische Kirchen- und Schulblatt, Straßburg, bei Le Roux, seit 1840 erscheinend, gibt von Zeit zu Zeit gutgeschriebene Mittheilungen über kirchliche Monumente und Alterthümer.

Colani, *Revue de théologie et de philosophie chrétiennes*. Paris, Genève et Strasbourg.

Ch. Boersch, *Bulletin académique du département du Bas-Rhin*, 4°, Strasb., chez Silbermann.

Fréd. Kirschleger, *Flore d'Alsace*, Strasbourg. Folge. Soll 15 bis 16 Lieferungen enthalten.

Revue d'Alsace, 12 livraisons, Colmar, chez Mad, Ve Decker.

Arnold's Broschüre: Notice littéraire et historique sur les poètes alsaciens, ist darin wieder abgedruckt und mit Anmerkungen begleitet von **Coste**

V. Caumont, Lectures intéressantes pour le cœur et l'esprit, nouvelle édition. Mulhouse, chez J. P. Risler,

J **Bacquol**, l'*Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire géographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin*, deuxième édition revue et augmentée. Strasb. chez l'auteur. Dieses gewissenhafte Buch ist in seiner neuen Ausgabe (die erste erschien 1849) ein für jeden Freund des Elsasses durchaus werthvolles und unentbehrliches Werk geworden. Viele Artikel der ersten Ausgabe sind ganz umgearbeitet, andere bedeutend vermehrt und neue hinzugefügt worden. Als einen namhaften Gewinn des Buches, bezeichnen wir über hundert neue statistische Tabellen, welche der Verfasser zum ersten Male veröffentlicht; sodann sind die in der ersten Ausgabe beigegebenen, von E. Lemaitre chromo-lithographirten 37 elsässischen Stadtwappen, nach dem Armorial général de France verbessert und mit 15 Wappenschildern vermehrt worden; endlich sind noch sechs Blätter, elsässische Münzen darstellend, und eine schöne Karte der Provinz Elsaß im Jahr 1790, von E. Simon lithographirt, beigegeben.

X. Boyer, conseiller à la Cour d'appel à Colmar, *Histoire d'Alsace*; soll bei Hoffmann in Kolmar, in drei Bänden erscheinen.

D. Risler, *Histoire de l'industrie dans la vallée de Lièpvre*, département du Haut-Rhin, Ste-Marie-aux-mines, chez A. Jardel, 1848, mit neuem Titel 1851. Ein höchst interessantes Büchlein, welches außer der Geschichte des Silberbergbaues und der übrigen im schönen Lebertbale getriebenen Industrie, ein anziehendes Gemälde vom Leben und den Sitten der ehemaligen Bergleute gibt und drei alte deutsche Berggesänge aus einem 1722 in Mariakirch erschienenen Liederbuche mittheilt, worunter sich namentlich dasjenige beim Begräbniß eines Bergknappen, durch tiefes religiöses Gefühl und ächte Poesie auszeichnet. Wir hoffen in Stand gesetzt zu werden unseren Lesern im nächsten Jahre einige der schönsten dieser Lieder mittheilen zu können.

Beaulieu, *Antiquités des eaux minérales de Vichy, Plombières, Bains et Niederbronn*. Strasbourg, chez Mad. veuve Berger-Levrault.

Christian Bartholmèss, de Strasbourg, *Histoire philosophique de l'académie de Prusse*. Ouvrage couronné en 1851. Paris.

August Stöber, Die Sagen des Elsasses, nach der Volksüberlieferung und den Chroniken, neu gesammelt und dargestellt, mit einer Sagenkarte des Elsasses. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer. Zweite Lieferung. (Die dritte, Schluß, folgt in einigen Wochen).

Desselben: Neujahrs-Stollen, in zweiter Auflage, unter dem Titel: Alsatia für 1850, gedruckt und verlegt bei J. P. Rißler, in Mülhausen. In Kommission bei Franz Köhler in Stuttgart.

II.

Kunst.

Farbendrucke, Kupferstiche, Steindrucke.

Gemaltes Glasfenster aus dem 13. Jahrhundert, im Straßburger Münster. Es ist von Silbermann in achtzehn Farbentönen gedruckt, nach einer Zeichnung von Baptiste Petit-Gerard, der im Verein mit dem Chemiker Karl Ritter, die Glasmalerei in Straßburg auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat. Der gewählte Gegenstand: vier Ritter in voller Rüstung darstellend, ist die Hälfte des zweiten Fensters, im

Ober-Schiffe, auf der Seite des Evangeliums. Zeichnung und Ausführung sind meisterhaft und machen den beiden tüchtigen Männern Ehre, die nach und nach, auf gleiche Weise, sämmtliche Glasmalereien unseres herrlichen Münsters herauszugeben gedenken.

Die Mosaik von Bergheim, in Farben-Lithographie von E. Simon, in Straßburg.

Portrait von Theresa Milanollo, Kupferstich von Th. A. Schuler, in Straßburg.

Rawenswood dans les sables, lithographie, par **Th. Schuler, Strasbourg.**

Madonna, Lithographie, von J. Guerin, Straßburg.

Abbé **Comballot** Lithographie von Mlle. **Violet**, Straßburg.

Esquisses physiologiques de la ville de Strasbourg, in 8 Lieferungen Lithographieen, Straßburg.

Holbeins Todtentanz, in 40 Blättern, Lithographieen, von Fr. Wentzel, Weißenburg.

III.

Alterthümer.

Zu Ende Mai 1850 wurden in einer Felsspalte, zwischen Sentheim und Guewenheim, im Canton Maßmünster, einige 60 römische Silbermünzen gefunden.

Die berühmte Bergheimer Mosaik, um welche sich Hr. Hugot, Archivar und Bibliothekar der Stadt Kolmar, so viele Verdienste erworben hat, ist nun, seit Sommer 1851, im Chor der Kirche Unterlinden, das zum Musäum der Gesellschaft Schöngauer umgewandelt worden, eingelegt, gereinigt und die fehlenden Stücke durch Hrn. Pedraglio, einen ausgezeichneten italiänischen Künstler, ergänzt worden. [1])

Der Herausgeber.

---

[1]) Die *Revue d'Alsace* hat durch E. Simon in Straßburg, nach den Zeichnungen der Herren L.M. Bolz und K. Geiger, ein chromo-lithographirtes Blatt veröffentlichen lassen, welches die Mosaik darstellt.

Auffindung eines römischen Altars in Zabern. Die Ausbesserungen, welche in diesem Augenblicke am Pfarrhause vorgenommen werden, veranlaßten die Auffindung eines römischen Altars in der alten Stadtmauer von Zabern. Derselbe hat vier Seiten, wovon zwei sehr gut erhalten sind, die beiden andern waren schon zur Zeit verstümmelt worden, als man den Altar in die Stelle gemauert, wo ihn die Arbeiter aufgefunden haben. Auf einer Seite befindet sich ein nackter Herkules, der sich mit der rechten Hand auf eine Keule stützt; die linke Hand, welche vermuthlich zur Zeit der Errichtung der Mauer abgeschlagen wurde, schien einen großen Bogen gehalten zu haben; er trägt einen umgestürzten Köcher; die linke Schulter bedeckt eine Löwenhaut. Bis jetzt sah ich noch keinen Herkules mit Köcher und Bogen. Rechts von ihm, auf der andern Seite, befindet sich ein Merkur, in Gestalt eines behenden, wohlgestalteten Jünglings; er ist nackt wie der Herkules; eine Art Chlamys[1]) bedeckt die linke Schulter; sein Kopf ist mit zurückgeschlagenen Flügeln besetzt; in der linken Hand hält er den Schlangenstab, in der rechten einen Beutel (bulga); zu seinen Füßen steht rechts ein Bock, links ein Hahn. Beide Bas-Reliefs sind von Meisterhand gemacht; niemals sah ich schönere und besser erhaltene. Die beiden andern Seiten des Altars stellten wahrscheinlich Vesta, Minerva oder Venus dar, wie auf dem Säulenstuhle in Ell.

Der Stein enthält keine Inschrift und scheint aus den weißen Sandsteinbrüchen vom Büchelberg, bei Pfalzburg, zu stammen. Sämmtliche römische Alterthümer, welche ich in unseren Bergen zu beobachten Gelegenheit hatte, sind aus jenen Steinbrüchen gezogen.

Der Herr Maire der Stadt Zabern hat diesen, in historischer und archäologischer Hinsicht so interessanten Altar, im untern Geschosse des Kollegiums aufstellen lassen, wo somit nach und nach ein kleines Musäum von Alterthümern gebildet werden kann.

Das Kollegium besitzt schon den Stein, dessen Schöpflin erwähnt und der folgende Inschrift führt:

MERCVRIO
ET. APOLLINI
MAGIORIX. ET
QVINTVS. SECVN
DI. FIL. V. S. L. M.

[1]) Kriegskleid der römischen Patricier.

Schöpflin sagt, dieser Stein sei in dem, Königshoffen, Kaltweiler oder Herrgott zubenannten Bezirke des Stadtwaldes gefunden worden, der jetzt in das Gebiet des Marne- und Rhone-Kanals gefallen ist.

Zabern, 19. Juli 1851. Ohleyer.

Hohen-Königsburg. Die Regierung hat im August zwei Ingenieure von Paris nach dem Schlosse Hohen-Königsburg, bei Schlettstadt, geschickt, um den Grundriß desselben aufzunehmen und es in allen Theilen auszumessen. Dieser löbliche Schritt wird sie hoffentlich bewegen, im Einverständniß mit dem dermaligen Eigenthümer, die nöthigen Ausbesserungen zur Erhaltung dieser großartigsten aller elsässischen Burgruinen zu machen. Bei den Nachgrabungen, welche diese Arbeit veranlaßte, trafen die Ingenieure auf mehrere unterirdische Gänge, die bis jetzt noch unbekannt waren, auch fanden sie unterhalb der schön erhaltenen Wendeltreppe, welche auf den nördlichen Thurm führt, eine kleinere Treppe, die mit jener in Verbindung steht; auf derselben entdeckten sie einen runden, rothen Sandstein, von einem Meter im Durchmesser, mit einem fünfunddreißig Decimeter großen Kopfe; derselbe stellt einen Greis vor mit Schnurr- und Kinnbarte, ohne sonstige Attribute und von höchst mittelmäßigem Kunstwerthe. Diese runde Steinplatte ruhte auf drei kleinen glatten Säulen und ist so rein und gut erhalten, als käme sie eben aus den Händen des Steinmetzen.

Der Herausgeber.

Unser geehrter Mitarbeiter, Hr. Professor Ohleyer, hat eine schon im Jahr 1845 von ihm entdeckte Inschrift aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, welche sich, auf Mannshöhe, am Thurm der Kirche zu St. Peter und St. Paul, in Weißenburg befindet, mit der Erlaubniß des Maires und des Pfarrers, im September 1851, wieder neu und tiefer graben lassen, da dieselbe beinahe verwischt war. Sie stößt die von manchen ältern Chronikschreibern gemachte Behauptung um, als habe Dagobert I den Thurm gebaut, und lautet also:

S . SACMVEL . ABBAS . HANC
TVRRIM . FECIT.

— Eine andere Inschrift vom Jahr 1074 wurde im Hause des

Hrn. Siebecker gefunden, das auf den Ueberresten der alten Mauer steht, welche das Kloster umgab, und woselbst früher eine Thüre war. Da im Jahr 1454 die Stadt, den, zwischen der Lauter und dem Kloster gelegenen und unter dem Namen **Flotz** bekannten Platz, beanspruchen wollte, kam es zu einem Prozeß, vor dem Gericht in Speier, wobei ein hundertjähriger Greis als Hauptzeuge für die Rechte des Klosters sprach. Im Zeugenverhör heißt es: „Gilgen Laulin der Bürger der do ist by sin hundert joren als er spricht daß im wol gedenck das ein mur stand by der Kellerei bitz vff die Luter da gieng ein clein düre durch und durch die düre giengen die Herre des stiffts spazieren vff dem plan von einer porten zu der andern, eines apts sin vnd sins stiffts vnd niemans darvff zu buwen oder holtz zu legen habe ou vrlop ond verhengnisse eines apts . . .“

Die Buchstaben der Inschrift sind oben und unten stark verwischt und der Stein, in der Richtung der Länge, gesprungen. Sie lautet also:

QD. SAPIAT. X̄DE. SAMVEL. FERT. ĀBIT^{s} ISTE.

ANNIS. NĀ. SENIS. T. CŌTVLIT. ISTA. FIDELIS.

ANNO. DNI. MLXXIIII. II IDS. NOVĒBS. DEDICA

TV̄. Ē. HOC. MOÑ. A. HEINRICO. SPIR̄NSI. ĒPO.

Diese Inschrift muß also gelesen werden:

Quid sapiat chlamide Samuel fert ambitus iste
Annis nam senis ter contulit ista fidelis
Anno Domini MLXXIIII. II idus Novembris dedicatum est hoc monasterium a Heinrico spirensi episcopo.

Bernhard Hertzog sagt: „**Samuel** ward Abt nach Absterben Bischoffs Arnoldi, † 1055; dies ist irrig, er starb erst 1056 und wenn man ter senis oder 18 dazu zählt, findet man gerade 1074. Es scheint Abt Samuel fieng sogleich nach seinem Amtsantritt an zu bauen und brauchte dazu 18 Jahre. Er starb 1098, regierte folglich 42 Jahre. Hertzog gibt dieselbe Zahl 42, läßt ihn aber schon 1092 sterben, was dann nur 37 Jahre ausmachte. Er baute auch das St. **Pauliner** Schloß und St. **German**. **Ohleyer.**

Das älteste Crucifix im Elsaß und vielleicht im ganzen Rheinthale, steht auf dem höchsten Punkte des Hügels, welcher zwischen der Bleiche und den dazugehörigen Gütern der Herren Häfeli und zwischen der Straße von **Pfastatt**, bei Mülhausen, sich erhebt.

Es ist dreiarmig [1]), aus hartem weißgrauem Sandstein, grob und plump und ohne alle Kunst gehauen. Die Höhe vom Boden weg, in welchem es schon lange fest zu stecken, aber seine ursprüngliche Richtung (es wendet sich jetzt nach Süd-West) verloren zu haben scheint, beträgt 1 Meter 50 Centimetres; der horizontale Doppelarm des Kreuzes mißt zwei Metres 15 Centimetres, während der sich zur rechten Seite neigende Kopf, von welchem nur noch höchst unvollkommene Umrisse vorhanden sind, 75, und die Brust 61 Centimetres mißt.

— In der Revue d'Alsace, Novemberheft 1851, gibt L. Schneegans einen interessanten Bericht über die Umgießung zweier, aus dem 14. Jahrhunderte stammenden Glocken der Kirche von Mutzig, welche von Meister Andres, von Kolmar, herrühren. Die neuen Glocken sind von unserm verdienstvollen Landsmanne L. Edel, in Straßburg gegossen, und den 13. August 1850 in Mutzig eingeweiht worden. Schneegans fügt dazu die gewiß interessante Notiz, daß Glockengießer Edel, vor Kurzem erst, zwei Glocken, wovon die größere 60½ Kilogrammes (121 Pfund) und die kleinere 39 Kilogrammes (78 Pfund) wiegend, auf Bestellung des Königs Ubyé, Prinzen von Tigraï, nach Abyssinien geschickt hat. Die Bestellung machte Wilhelm Schimper, ein Vetter des gleichnamigen tüchtigen Conservators des Straßburger naturhistorischen Musäums, der zur Zeit Statthalter in Antitscho, in der abyssinischen Provinz Tigraï, ist. Der Brief des Königs von Ubyé, worin er Schimper jenen Auftrag ertheilt, ist aus dem Lager von Hanesén gegeben, und vom 6ten Tag des Monats Mascarram 1843, der abyssinischen Zeitrechnung, was dem 15. November 1850, der unsrigen entspricht.

Der Herausgeber.

---

[1]) „Das dreiarmige Kreuz hat sich beständig im Occident erhalten. Es findet sich auf Mosaiken . . . und im Süden wie im Norden von Europa gibt es viele Kirchen aus dem Mittelalter, in welchen das Kreuz des Herrn auf diese Art abgebildet ist. Auch einzelne Mönchsorden nahmen dasselbe an, und den drei großen Ritterorden war es nicht unbekannt." S. Fr. Münster, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen, Altona, 1825, 4°, I, S. 71.

Nachwort

an Freunde des Alterthums und an Verfasser und Verleger elsässischer Litteratur- und Kunstwerke.

Die Freunde elsässischer Alterthümer, bitte ich, mir die neuen Entdeckungen und Ausgrabungen gefälligst anzeigen zu wollen oder eigene Notizen darüber für die Alsatia abzufassen; so wie ich auch sämmtliche Verleger elsässischer, in das Gebiet unseres Jahrbuchs einschlagender Bücher, wie diejenigen von Produkten der zeichnenden Künste, einlade, ein Exemplar derselben an die Redaktion der Alsatia zu schicken, in Mülhausen an die Buchhandlung J. P. Rißler, oder in Straßburg abzugeben in der Buchhandlung C. F. Schmidt, kleine Gewerbslaube. Da die Alsatia nicht nur im Elsaß, sondern auch in der Schweiz und in Deutschland verbreitet ist, so ist es wohl zweckmäßig jedes Jahr ein vollständiges Verzeichniß unserer literarischen und künstlerischen Leistungen in diese Nachbarländer zu schicken. Die der Redaktion zukommenden Werke sollen sämmtlich in der Chronik angezeigt und den bedeutendern derselben, wird in Zukunft eine weitere Besprechung zu Theil werden. Indem, auf diese Weise, die Alsatia, nach und nach ein möglichst getreues und vollständiges Bild von der Vergangenheit des Elsasses, sowohl in Beziehung auf das Land als auf seine Bewohner zu liefern anstreben wird, will sie auch in fortlaufenden Berichten, dem in der Gegenwart thätigen Geiste der Literatur und Kunst, sein gutes Recht widerfahren lassen; wozu sie alle Freunde des Heimatlandes zu fleißiger Mitwirkung aufruft.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Es sind noch in geringer Zahl in derselben Buchhandlung vorräthig:

Alsatia

für **1850.** Preis fl. — 48 kr.
1851. „ „ 1 20 „

Von demselben Verfasser sind erschienen, in St.-Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sagen des Elsasses,

neu gesammelt und erklärt.

Erste Abtheilung:

Sundgau und Ober-Elsaß.

Zweite Abtheilung:

Unter-Elsaß,
die Gebiete des Rheins und der
Ill umfassend.

Preis jeder Abtheilung: 2 Fr.

17